Paed. Pr.
~~334~~ 1a
3388

Schutzgeist

Der Schutzgeiſt

oder

Führer und Begleiter der Jugend.

Ein

Bildungs- und Unterhaltungs-Buch

in einer

auserleſenen Sammlung

lehrreicher Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Denkſprüchen, Anekdoten, Mährchen und Erzählungen aus dem Menſchenleben, ſo wie aus der Natur- und Völker-Geſchichte.

Herausgegeben

von dem

Verfaſſer des chriſtlichen Familien-Tempels.

In 52 Lieferungen mit mehr als 150 Vignetten.

Augsburg, 1839.

In J. A. Schloſſer's Buch- und Kunſthandlung.

Wd
93. 85

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Der Schutzgeiſt

oder

Führer und Begleiter der Jugend.

Ein

Bildungs- und Unterhaltungsbuch

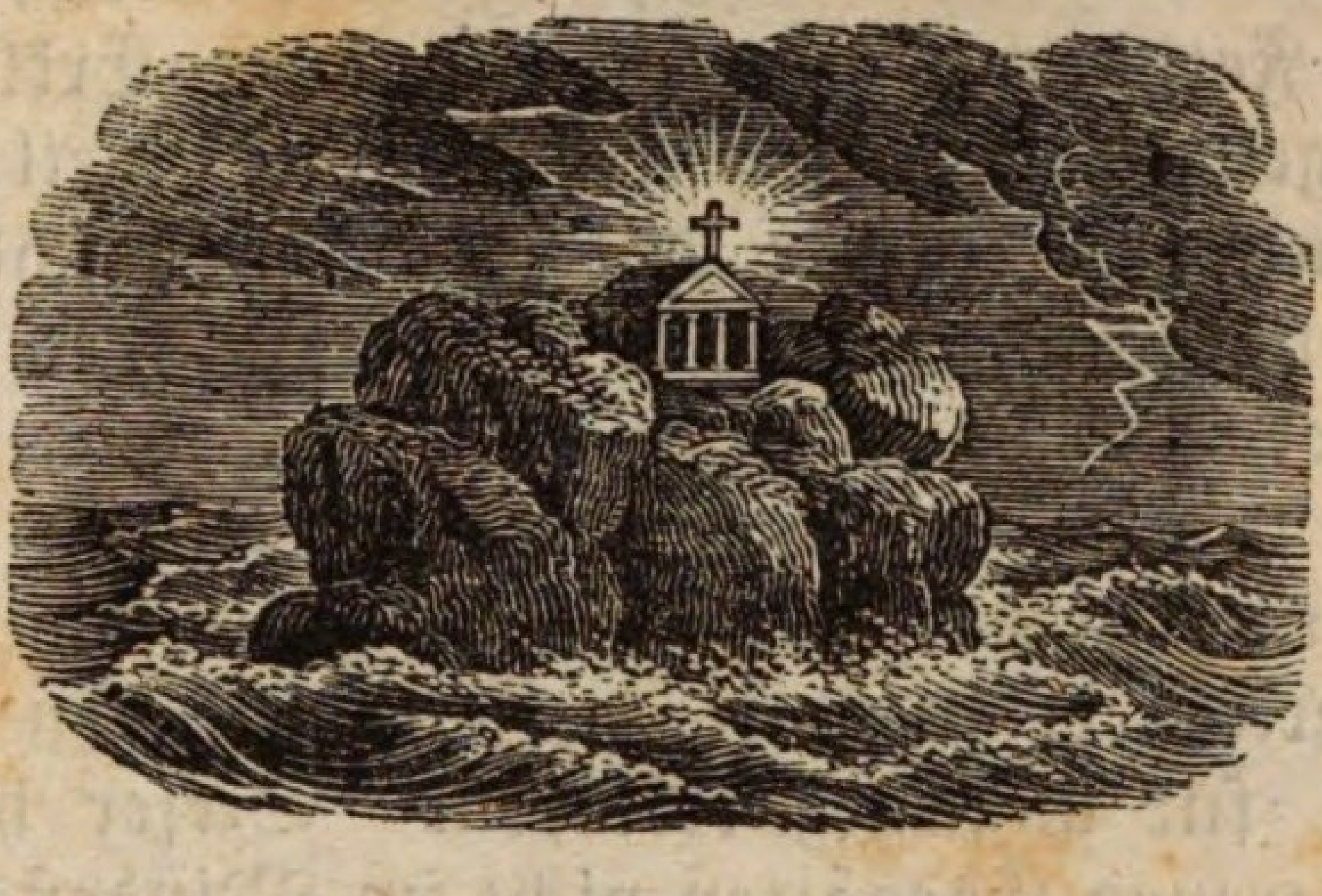
in

lehrreichen Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Anekdoten, Mährchen und Erzählungen aus dem Menſchenleben, ſo wie aus der Natur- und Völker-Geſchichte.

Erſte Lieferung.

Das Kirchlein am See.

Gedicht 1.



Der See iſt ſtill, die Woge flimmert
Darüber zieht ein ſchwanker Kahn,
Er rudert nach der Bucht hinan,
Wo auf dem Riff' ein Kirchlein ſchimmert.

Der Pilger in dem morſchen Kahne,
Sehnt ſich nach Troſt, ſehnt ſich nach Licht,
Denn, ach! ſein Leben gab's ihm nicht;
Er wallet auf bedornter Bahne. —

Da drüben in dem Kirchlein ſchallet
Gar treu und lauter Gottes Wort,
Drum eilt er hin zum ſtillen Port —
Er hört, ſein Herz in Andacht wallet!

Philippine Welſer.

Erzählung 1.

Philippine Welſer war die Tochter Franz Welſers, aus einem alten adelichen Geſchlechte zu Augsburg, welcher in der Mitte des ſechszehnten Jahrhunderts lebte. Die Geſchichtſchreiber ihrer Zeit können nicht genug rühmen, was für ein ſchönes und reizendes Frauenzimmer Philippine geweſen ſey. Aber mit ihrer ausgezeichneten Schönheit verband ſie auch Schönheit des Geiſtes, nemlich großen Verſtand, ungeheuchelte Frömmigkeit und ein edles Herz, weshalb ſie von allen, die ſie kannten, geſchätzt und verehrt wurde. Als nun einſt zu Augsburg ein großer Reichstag gehalten wurde, ſo wurden von Seite des Senats dieſer Stadt, zu Ehren der anweſenden Fürſten und anderer hoher Herrſchaften, Luſtbarkeiten mancherlei Art, und unter andern auch zum öftern große Bälle veranſtaltet, auf welchen ſich die vornehmſten Perſonen beiderlei Geſchlechts einfanden. Hier lernte der Erzherzog Ferdinand von Oeſtreich, ein Sohn des römiſchen Königs und nachmaligen Kaiſers Ferdinand des Erſten, Philippinen kennen und ward von ihrer hohen Schönheit ſo ſehr bezaubert, daß er ihr ſeine Liebe erklärte. Philippine, ob ſie gleich den Erzherzog ſelbſt heimlich liebte, erwiderte ihm, ihren tugendhaften Geſinnungen gemäß, ſie könne ihre Liebe nur demjenigen ſchenken, der ſie als Gemahl heimführen werde. Ferdinand wurde durch dieſe Erklärung mit der größten Hochachtung gegen Philippinen erfüllt und weil ſeine Liebe zu ihr wirklich aufrichtig und von edlerer Art war, ſo beſchloß er ſich mit ihr heimlich zu vermählen, da wegen des großen Abſtandes der Geburt die Einwilligung ſeines Vaters durchaus nicht zu hoffen war. Ferdinand ließ ſich daher mit Philippinen, in Gegenwart mehrerer Zeugen aus den vornehmſten Ständen, in der Stille trauen. Als König Ferdinand ſein Vater, hievon Nachricht erhielt, gerieth er in heftigen Zorn und ließ die Ehe ſeines Sohnes mit der Welſerin für ungültig erklären. Dieſer harte Beſchluß ſtörte jedoch das Glück der treuen Ehegatten nicht im Mindeſten und ſie lebten faſt zehn Jahre in ſtiller Zurückgezogenheit nur für ſich und ihre Kinder. Eines Tages verbreitete ſich das Gerücht, König Ferdinand werde nicht weit von dem Aufenthalte Ferdinands und ſeiner Gemahlin vorbeireiſen. Philippine, ſtets bekümmert, die Liebe ihres Schwiegervaters entbehren zu müſſen, machte ſich ſogleich auf den Weg, warf ſich dem König bei ſeiner Durchreiſe zu Füßen, überreichte ihm eine Bittſchrift und begleitete ſolche mit ſo ehrerbietigen und eindringenden Vorſtellungen, daß der König, innig gerührt von ihrem edlen Betragen, allen Groll vergaß, ſeine vorigen Befehle widerrief und die Ehe ſeines Sohnes zwar nicht für ſtandesmäßig, doch für rechtgemäß erkannte, wobei er verordnete, daß ſich deſſen Kinder Markgrafen von Burgau nennen und ſchreiben ſollten. Voll Vergnügen über die Ausſöhnung mit ſeinem Vater durchlebte nun Ferdinand mit ſeiner Gemahlin, welche nach dem Tode des Königs mit kaiſerlicher Bewilligung den Titel einer Markgräfin von Burgau, Landgräfin zu Nellenburg und Gräfin zu Hochenberg führte, noch viele Jahre im Genuß des reinſten Familienglückes.

Der Affe und der Fuchs.

Fabel 1.

Bewundre mein Talent; ſo ſprach
Der Affe zu dem Fuchs; ich ahme die Gebärden
Von allen Thieren nach. — Ahmt auch ein Thier auf Erden. —
Verſetzt der Fuchs, den Affen nach?

Der ehrliche Hirt.

Erzählung 2.

Schon neigte die Sonne ſich gegen Weſten und verlängerte mehr und mehr den Schatten der Bäume ringsumher, als Claude Rougemont (Klod Ruſchmohn) ein armer Hirt zu Brienne in Champagne (Schampain) einer franzöſiſchen Herrſchaft, die ihres köſtlichen Weines wegen berühmt iſt, ſeine Heerde friedlich an der Landſtraſſe weidete. Da kam ein Handwerksburſche auf ihn zu, der ganz unfreundlich, ohne zu grüßen, an ihm vorüberging. Nach einer Weile brach auch Claude auf, ſeine Schafe zur Stadt zu führen; ſein Hund trieb auf ein gegebenes Zeichen die Zerſtreuten zuſammen, und er ſchritt langſam auf der Landſtraße hinter dem Zuge her. Plötzlich ſah er hier etwas Glänzendes liegen, hob es auf, und fand eine große Brieftaſche. Neugierig öffnete er ſelbe, und entdeckte darin, außer mehreren anderen Briefſchaften, auch einen Wechſel von 200 Thalern, in Straßburg zahlbar. Aus der dabei liegenden Kundſchaft erſah er zugleich den Namen des Beſitzers, Franz Wildroſe, aus Colmar im Elſaße, wo Straßburg die Hauptſtadt iſt, gebürtig. Da lachte Claude bei ſich, und dachte: „Was gilts, die hat ſicher jener wandernde Handwerksgeſelle hier verloren! Zwar iſt er recht unhöflich, ſagte mir nicht einmal guten Abend; aber ich will ihm doch nicht ſein Eigenthum vorenthalten; ehrlich ſeyn, iſt gar ſo ſchön.“ — Sogleich gab er ſeinem Hunde den nöthigen Wink zur Bewachung der Heerde, und wollte eben, als dieſe den Schritt eingeſtellt hatte, ſich auf den Weg machen, als er Jemanden die Landſtraße herauf in raſchem

Laufe ſich entgegen kommen ſah. Es war eben der Geſell, dem er nachzugehen im Begriffe war. „Habet Ihr nicht eine Brieftaſche gefunden, guter Freund?“ rief ihm dieſer faſt ganz erſchöpft ſchon von ferne zu. Wie iſt euer Name? — fragte ihn der Hirt. „Franz Wildroſe“ — rief dieſer außer Athem uud ganz ängſtlich. Claude ſchritt dem Beängſtigten entgegen, und gab ihm die Brieftaſche ſammt ihrem Inhalte, wie er ſie gefunden hatte. Der Fremde, außer ſich vor Freude, nahm die Brieftaſche, öffnete ſie, und nahm aus einem Seitentäſchchen einen goldenen Ring den er dem ehrlichen Hirten reichte. „Behaltet euern Ring“ — ſagte der Hirt — „Ihr habt ſchon durch euere Angſt viel gelitten, und ſeyd nun durch eueren Rücklauf ſicher um eine Meile verſpätet. Wir arme Hirten halten es für Schuldigkeit, Jedem, beſonders Reiſenden, Dienſte zu leiſten! und was einmal unſere Pflicht iſt, dafür muß man keine beſondere Entſchädigung annehmen. Aber eine Lehre, guter Freund, möget ihr von einem einfachen Hirten wohl annehmen, die darin beſteht: grüßt andere ehrliche Leute, denen Ihr begegnet, in Zukunft; Ihr könnt nicht wiſſen, ob dieſelben Euch nicht einſt Dienſte zu leiſten vermögen.“

Der Fremde ſchämte ſich, drückte dem ehrlichen Hirten die Hand, und bat um Verzeihung wegen ſeiner Grobheit. Darauf zeigte Claude dem Wanderer einen Feldweg, und ſagte: der wird Euch noch vor einbrechender Nacht ſicher in die Herberge bringen, wenn Ihr hurtig lauft. „Euern Namen, braver Hirte, muß ich vorher wiſſen, ſagte der Fremde, um meinen Landsleuten ſagen und beweiſen zu können, daß auch in Frankreich ehrliche Hirten wohnen.“ — „Ich heiße Claude Rougemont, erwiderte der Hirte, und wohne zu Brienne in der Straße la vide Nicoline, und nun geleit' Euch der Himmel!“

Wildroſe nahm von dem Hirten einen herzlichen Abſchied, tief bewegt, und nie vergaß er denſelben und ſeine Lehre: auch den Geringſten zu achten, weil auch der Geringſte zu nutzen vermag, wenn wir gleich durch Bildung weit voran ſind.

Die Seelenruh'.

Gedicht 2.

Die Du herab von Sternen weh'ſt,
Still heiter auch in Stürmen geh'ſt,
Durch Nacht und Täuſchung leite Du
Als Schutzgeiſt mich, o Seelenruh'!

Was geben Kröſus Schätze mir,
Entfernten ſie mich, ach! von Dir?
Bewölkt ſich Deines Auges Glanz,
Was frommt mir dann der ſchönſte Kranz?

O lichter Engel, läch'le Du
Mir, wo ich wand'le, Frieden zu!
Vor Deinem Blick' flieh' Angſt und Schmerz!
Den Himmel ſtrahl' er in mein Herz;

Der Schutzgeiſt enthält 52 Lieferungen mit mehr als 150 Vignetten, wovon vom 1ſten Auguſt 1838 wöchentlich 1 Lieferung in der Schloſſer'ſchen Buch- und Kunſthandlung in Augsburg erſcheint. Die Lieferung koſtet auf ſchönes Velin-Papier mit 3 bis 4 ſchwarzen Vignetten nur 1 Kreuzer, mit illuminirten Vignetten aber 2 kr., und iſt ſowohl einzeln hier als auch monatlich oder vierteljährig in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu haben. Titel und Inhalt folgen am Schluß.

Verlag der J. A. Schloſſer'ſchen Buch- und Kunſthandlung.

Der treue Hund.

Lied 1.

Wie wird der treue Hund geliebt,
Dem man ſo gern ſein Futter gibt.
Fürwahr, er gleichet einem Freund,
Der's ehrlich, redlich mit uns meint.

Gehorſam iſt er, und auf's Wort
Kömmt er herbei, läuft wieder fort.
Er thut, was ihm ſein Herr gebeut,
Stets willig, ohne Widerſtreit.

Wie dankbar iſt der gute Hund!
Hätt' er zum Sprechen einen Mund,
Und könnt' er uns gefällig ſeyn,
Des Hundes Dank würd' uns erfreu'n.

Der munt're, treue Hund bewacht
Den Menſchen in der finſtern Nacht,
Der oft in Noth und in Gefahr
Des Unglücksvollen Retter war.

Die Falſchheit ſoll mich nie entehren,
Was redlich iſt, ſollſt du mich lehren,
Du treuer Hund.
Gehorſam üb' ich in der Jugend,
Er führt zum Glück, zu jeder Tugend.
Ja, dankbar will ich Alle lieben,
Die Güt' und Wohlthun an mir üben.
Mit Vorſicht will ich wachſam ſeyn,
Und naht Gefahr, von fern ſie ſcheu'n.

Der dankbare Jude.

Erzählung 3.

In einem Kriege der Ruſſen mit den Türken ritt der ruſſiſche Lieutenant Roſe, ein geborner Deutſcher, nach einem Treffen bei Chokzim, mit einem Haufen Dragoner auf Fütterung aus, und hörte aus einem nahen Graben, der ſich an einem Walde hinzog, eine klagende Stimme. Theils

aus Mitleid, theils aus einer im Kriege ſehr nöthigen Vorſicht, ließ er zwei ſeiner Reiter abſitzen, um zu unterſuchen, ob es Freundes= oder Feindes=Stimme ſey. Ein laut ſchallendes Gelächter, das die Dragoner bei ihrer Ankunft am Graben erhoben, bewog ihn, hinzueilen. Hier ſah er nun einen alten türkiſchen Juden, ehrwürdig anzuſehen, und auf ſeinem Geſichte unverkennbare Züge der Redlichkeit ausgedrückt. „Helft mir! rief ihm der Jude in polniſcher Sprache zu, helft mir, daß ich doch wenigſtens ruhig ſterben kann!“ Roſe machte dem noch immer fortdauernden Gelächter ſeiner Dragoner durch derbe Zurechtweiſung ein Ende, und fragte hierauf den Juden: wie er in dieſen Graben gekommen ſey. Der Jude bat nun vor allem, ihm heraus zu helfen. Als dieſes geſchehen war, erzählte er, daß er dem türkiſchen Heere gefolgt, vorigen Tages, nach geendigtem Treffen, aber von einigen nachſetzenden ruſſiſchen Reitern verwundet worden, und aus Furcht in dieſen Graben geflüchtet ſey, wo ihn aber Schmerz und Blutverluſt gehindert hätten, ſich wieder heraus zu helfen.

Einige Dragoner meinten, man müſſe, wie ſie ſich ausdrückten, den alten Hund zuſammenhauen, und da Roſe aus Unwillen über die Gefühlloſigkeit dieſer Menſchen einige Augenblicke ſchwieg, waren ſchon einige Säbel gehoben, den abſcheulichen Vorſatz auszuführen; als auf einmal Roſe mit drohender Stimme rief: „Wer es wagt, dem alten Mann das geringſte Leid zuzufügen, dem ſchieße ich augenblicklich eine Kugel vor den Kopf!“ Er ließ herauf durch zwei Dragoner, die er für die menſchlichſten hielt, den Juden in's Lager und zwar in ſein eigenes Gezelt bringen, wohin er, nach Verrichtung ſeiner Geſchäfte, ſelbſt eilte, und den Greis verbunden, geſtärkt, und in Freudenthränen über ſeine Rettung traf. „Herr, rief er dem Eintretenden entgegen, Sie haben viel an mir gethan; wie kann ich es vergelten?“

Der Edle lehnte jeden Dank ab, ſammelte Geld für den Beraubten, und ſchickte ihn, um ſeine völlige Geneſung abzuwarten, nach Kaminieck. Unter tauſend Segenswünſchen verließ ihn der Jude, und Roſe fühlte ſich durch das Bewußtſeyn, eine edle That ausgeübt zu haben, glücklich.

Das Heer rückte jetzt tiefer in das türkiſche Gebiet ein, und Roſe bewies ſich bei jeder Gelegenheit als einen tapferen Krieger, aber auch zugleich als einen warmen Menſchenfreund, als einen Beſchützer wehrloſer Unſchuld. Sein Betragen blieb nicht unbemerkt. Er erndtete gerechtes Lob; und es war eben an dem, daß er zu einer bedeutenden Charge vorrücken ſollte, als ein Zufall alle ſeine ſchönen Hoffnungen vereitelte. Bei einem Angriffe der Türken ward er, ungeachtet des heftigſten Widerſtandes, von dem überlegenen Feinde zum Gefangenen gemacht.

Das Schickſal derjenigen, welche das Unglück haben, in die türkiſche Gefangenſchaft zu gerathen, iſt traurig. Gewöhnlich werden ſie ihrer völligen Freiheit beraubt, und, wenn ſich der Sultan dieſelben nicht vorbehält, an die Meiſtbietenden verkauft, denen ſie die niedrigſten und beſchwerlichſten Sklavendienſte thun müſſen. Roſe ward, nebſt zehn Ruſſen, welche ſeine Mitgefangenen waren, in das feindliche Lager gebracht, und dort mit niedrigen Schmähungen überhäuft. Da ſich im Lager Sklavenhändler befanden, ſo war das Schickſal der Gefangenen bald entſchieden. Sie wurden verkauft. Roſe mußte ſchon des andern Morgens nach Adrianopel wandern. Hier wurde er an einen, zur muhamedaniſchen Religion übergetretenen Chriſten verkauft, der aber an die Grenze von Servien reiſete, wo er ſeine Güter und ſeine Familie hatte. Dieſer Mann, deſſen Name Abdul Meleck war,

war ein falſcher, hinterliſtiger, tückiſcher, und im höchſten Grade grauſamer Mann. Von Geburt war er ein vornehmer Sicilianer. Seine Lebensart hatte ihn an den Rand des Verderbens gebracht, und aus Verzweiflung war er zum muhamedaniſchen Glauben übergetreten. Da er die Kunſt, zu heucheln, ſehr wohl verſtand, ſo hatte er das Vertrauen eines Muſelmannes erſchlichen, der ihn an Kindes Statt angenommen, und zum Erben ſeines Vermögens eingeſetzt hatte. Anfangs fand unſer Gefangener, der ziemlich gut italieniſch ſprach, und von den Pferden, der Lieblingsleidenſchaft ſeines Gebieters, vollkommene Kenntniß hatte, nicht viele Urſache, über ihn zu klagen. Er erhielt die Aufſicht über den Stall und die Gärten. Da aber einſt eines ſeiner Lieblingspferde, jedoch ohne Roſe's Schuld, gefallen war, ließ ihn ſein Herr achtundvietzig Stunden in einen engen Kerker, bei der elendeſten Nahrung, und mit ſchweren Ketten beladen, einſperren. Er nahm ihm hierauf die Aufſicht über den Stall, und verdammte ihn zu der beſchwerlichſten Garten= und Feldarbeit. Jetzt erſt fühlte der Unglückliche das Drückende ſeines Standes in vollem Maße, und mußte bei dem geringſten Verſehen die härteſte Behandlung erwarten.

Indeſſen war ein anderer ruſſiſcher Offizier ebenfalls in türkiſche Gefangenſchaft und in Abdul Meleck's Gewalt gerathen. Er hatte das Schickſal ſeines Kriegsgefährten entdeckt, und gemeinſchaftlich mit ihm einen Plan zur Flucht entworfen. Schon waren ſie im Begriffe, zu entfliehen, als ihr Plan entdeckt ward. Die Folge davon war: daß beide mit Ketten beladen, und in zwei aneinander ſtoßende Gemächer zur Verwahrung gebracht wurden. Ihr Schickſal war nun ärger, als je. Ihr einziger Troſt beſtand darin, daß ſie ſich, wenn ringsum nächtliche Stille herrſchte, durch die Wände ihre Leiden wechſelweiſe klagen konnten. So waren acht lange, jammervolle Tage verſchwunden, als auf einmal Roſe umſonſt ſeine Leiden den kahlen Wänden klagte. Er erhielt keine Antwort mehr, und mußte daraus ſchließen, daß ſeines Freundes Schickſal eine andere Wendung genommen. Dieß erfüllte ſeine Seele mit ſchrecklichen Ahnungen wegen ſeines Looſes. Alle Fragen, die er an die Sklaven, welche ihm ſein Eſſen brachten, that, wurden mit einem finſtern Stillſchweigen beantwortet.

Als er nun eines Tages, in tiefe Melancholie verſunken, in ſeinem Kerker ſaß, und keinen einzigen tröſtenden Gedanken feſtzuhalten vermochte, trat ſein Herr, von zwei Sklaven begleitet, herein, und kündigte ihm an, daß er ihn, ob er gleich den Tod verdient hätte, an einen andern Herrn verkauft habe. Man brachte ihn auch ſogleich in einen Wagen, der mit der größten Schnelligkeit davon fuhr. Drei Tage dauerte die Reiſe, ohne daß Roſe wußte, wohin ſie ging. Erſt am Abende des dritten Tages war das Ziel erreicht. Der Wagen hielt. Roſe ſtieg aus, und die erſte Perſon, die ihm in's Auge fiel, war — der Jude, dem er bei Chokzim das Leben gerettet hatte. „Dank dem Himmel,“ rief derſelbe, „daß ich Ihnen vergelten kann, was Sie an mir gethan!“ Eine Frage drängte nun die andere, und Roſe war vor Entzücken ganz außer ſich. Nachdem der erſte Taumel der Freude vorüber war, ſagte der Jude: er ſey zufälliger Weiſe zu ſeinem Herrn gekommea, welcher ihm einen Offizier zum Verkaufe angeboten habe; dieſer Offizier werde ihm, wie er glaube, nicht unbekannt ſeyn, er wolle ihn rufen. Bei dieſen Worten trat er in ein Nebengemach, und kam augenblicklich wieder mit demſelben zum Vorſchein. Aber welches freudige Erſtaunen ergriff nun Roſe, als er in demſelben eben den erkannte, mit

dem er in Abdul Melecks Hauſe den Plan zur Flucht entworfen. Durch dieſen ſeinen neuen Sklaven, fuhr der Jude fort, habe er erfahren, daß auch ein ruſſiſcher Offizier, Namens Roſe, im Kerker ſchmachte. Da ihm der Name ſeines edelmüthigen Retters noch im friſchen Andenken geweſen, ſo habe er auf der Stelle den Entſchluß gefaßt, ihn zu retten. Nur unter der Bedingung, ihn an einen recht harten Herrn wieder zu verkaufen, habe Abdul Meleck ihm ſeinen Retter abgelaſſen. „So nur gelang es mir, Sie zu bekommen,“ ſchloß der dankbare Jude. Gott ſey geprieſen, daß ich Ihnen habe vergelten können, was Sie an mir gethan! Nach einigen Tagen reiſe ich in's Lager, und nehme Sie beide mit. Mit Gottes Hülfe hoffe ich Sie glücklich zu Ihren Landsleuten zurückzubringen.“

Gerührt hingen Beide an des edlen, dankbaren Greiſes Halſe. Er brachte ſie glücklich nach Buchareſt in der Wallachei, wo eine ruſſiſche Beſatzung lag, und es wurde ihnen ſchwer, ſich von ihrem Erretter zu trennen. Die Erinnerung an den großmüthigen dankbaren Juden gewährte den Beiden in der Folge noch oft die ſeligſten Stunden.

Der Luchs und der Hirſch.

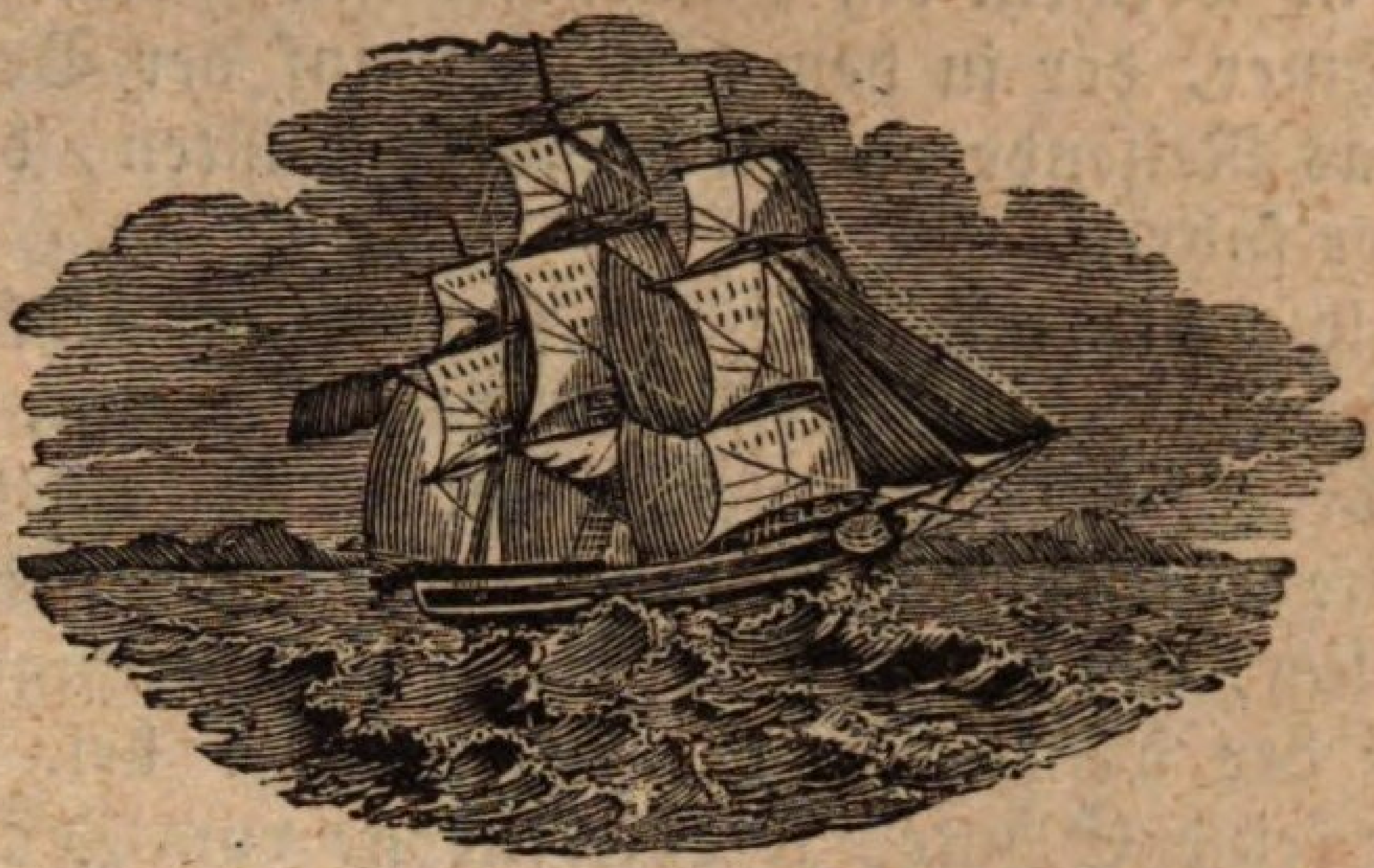
Fabel 1.

Nicht jeder Tadel, nicht jede Mißbilligung neidiſcher Menſchen darf uns kränken, noch weniger darf man dem Neide Haß entgegen ſetzen. Man kann ſich gewöhnlich ſehr leicht beruhigen, da mancher Tadel, wenn man ihn genau betrachtet, ein Lob für uns iſt.

Ein neidiſcher Luchs betrachtete einmal einen ſchön gewachſenen Hirſch ſehr lange und ſehr genau. Endlich rief er mit gerümpfter Naſe und mit lächelnder Miene aus: Ha! er iſt allerdings ſchön, aber ſeine Läufe ſind doch viel zu dünne.

In der That, erwiderte der Hirſch, als man ihm die Aeußerung des Luchſes wieder erzählte — jetzt erſt fühle ich ganz, wie ſehr ich Urſache habe, mit den Gaben der Natur zufrieden zu ſeyn, da ſelbſt der Neid nur *einen* Fehler an meiner Geſtalt zu entdecken vermag.

Der Schiffbruch.



Mitten in des Weltmeers wilden Wogen
Scheiterte das Schiff. Die Edeln retteten
Sich im Fahrzeug: „wo iſt Don Alonſo?"
Riefen ſie; (Er war des Schiffes Prieſter.)

„Reiſet wohl, ihr Freunde meines Lebens.
Bruder, Oheim! (ſprach er von dem Borde)
Meine Pflicht beginnt, die Eure endet."

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, ſeine Sterbenden zu tröſten.
Höret ihre Beichte, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung.
Labet ſie, und geht mit ihnen unter.

* * *

Welch ein Geiſt war größer? jenes Römers,
Der im Zorne ſich die Wunden aufriß;
Oder dieſes Prieſters, der, den Pflichten
Seines Amtes treu, im Meer erſinket?

Der edle Sohn.

Erzählung 4.

In einem Winter war die Kälte ſo groß, daß fußdickes Eis die Flüſſe und Ströme bedeckte. Als die Luft im Frühling wärmer wurde, da borſt das Eis mit ungeheuerem Krachen, und große, mächtige Eisſchollen ſchwammen auf dem Strome, die ſich an einander ſtießen, daß es klang und ſchallte.

An manchen Orten des Strombettes ſtopfte ſich das Eis, bildete einen Damm gegen das Waſſer, daß es anſchwoll, über die Ufer ſtürzte, und daß eine Ueberſchwemmung entſtand, in der Menſchen und Vieh umkamen.

Auf einer großen Brücke, faſt im Mittelpunkte derſelben, war ein Zollhaus erbaut, in welchem ein Einnehmer mit ſeiner Familie wohnte.

„Der Einnehmer, der in dem Häuschen auf der Brücke wohnte, nahm das Geld ein, was Reiſende an ihn bezahlen mußten, die über die Brücke gingen, ritten oder fuhren.

Er hieß Goldſchmid und war ein freundlicher, höflicher, gutthätiger und frommer Mann. Eine vortreffliche Frau war ſeine Gattin, in welcher die Kinder die liebevollſte Mutter verehrten. Die beiden Kinder, die noch im elterlichen Hauſe lebten, waren wohlgerathen und fühlten ſich nirgends ſo wohl und glücklich, als bei ihren Eltern. Die fleißige Anna nähte und ſpann, und ſtand der Mutter in der Wirthſchaft bei. Karl, der jüngſte Sohn, verſäumte keine Schule, ſo entfernt ſie vom Zollhauſe in der Stadt auch lag. Weil er ein achtſamer, ſtiller und beſcheidener Knabe war, der viel lernte, ſo hatten ihn die Lehrer lieb und vor dem Schulgehen fürchtete er ſich nicht, wie die faulen, unartigen Schüler.

Die Familie lebte bei ihren kleinen Einnahmen ruhig, zufrieden und von Andern geachtet. Die größte Freude der Eltern aber war ein Sohn, der in der Stadt Handlungsdiener bei einem reichen Manne war, von dem er ſeiner Geſchicklichkeit, ſeiner Tugend und Artigkeit wegen, wie ein Sohn geliebt wurde. Er gab dem Jünglinge Geſchenke, die mehr betrugen, als der Gehalt, was er dem Diener gelobt hatte. Wer den jungen Goldſchmid näher kannte, der mußte ihn loben.

Als die Eisſchollen kamen und mit Gewalt an die Brücke ſtießen, daß das Haus zitterte, da rieth die Frau des Einnehmers, daß ſie die gefahrvolle Wohnung verlaſſen, und ihre Sachen mit ſich nehmen wollten. Das wäre freilich daß Klügſte und Beſte geweſen.

Goldſchmid aber ſagte dagegen: „Solchen Eisgang habe ich öfter erlebt, das Haus iſt ſtehen geblieben, und kein Unglück iſt geſchehen. Wer wird beim Anſchein einer Gefahr ſogleich verzagen! So lange es irgend gehen will, bleibe ich auf meinem Poſten. Seyd doch unverzagt und traut es meiner Liebe zu, daß ich Euch keiner Gefahr blosſtelle.“

Aber Alle waren in der größten Angſt. Gern wären ſie aus dem Hauſe über die Brücke nach dem Ufer hingelaufen; aber ſie beſorgten mit Recht, der Vater würde nicht mit ihnen gehen, und ihn, den ſie ſo unausſprechlich liebten, hätten ſie nicht verlaſſen, wenn ſie mit ihm unter den Eisſchollen im Waſſer umkommen mußten.

In der finſterſten Nacht geſchah auf einmal ein Stoß, als ob das Haus umgeſtürzt und in Trümmern zerfallen ſollte. Alle ſanken vor Schreck nieder. Goldſchmid fiel auf die Knie und betete: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geiſt!“ Die Frau rief aus: „Herr, hilf, wir verderben!“ Die beiden Kinder zitterten, ſie waren todtenblaß und konnten kein Wort ſprechen.

Jetzt entſtand ein furchtbares Gepraſſel, als ob eine Mauer einſturzte. Goldſchmid ſah nach und machte die traurige Entdeckung, daß in der Wand des Hauſes eine große Spalte entſtanden war. Als ſich die Seinen deßhalb ängſtigten, da tröſtete er ſie mit den Worten: „Beruhigt Euch, es wird nicht ſchlimmer werden! Das Haus ſteht auf ſtarken Pfeilern von Stein, welche alle Eisſchollen nicht zertrümmern können.“

„Kinder, ich bitte Euch, verzagt nur nicht, wir ſtehen mit unſerem Leben in Gottes Hand. Wenn es für uns gut iſt, wird ſeine Allmacht uns

retten und erhalten. Im Kriege war ich viel größeren Gefahren ausgeſetzt, und ſeine unſichtbare Hand hat mich beſchützt.“

Der Einnehmer zündete jetzt eine Laterne an, um zu ſehen, woher das laute Geprаſſel rührte. Zweimal aber blies ihm der Sturm das Licht aus. Es war ein Toben in der Luft, im Waſſer, als ob Alles untergehen ſollte.

Da er von ſeinem Gange zurückkam, fand er ſeine Gattin und Kinder, welche auf den Knieen lagen und flehten: „Ach, laß uns dies Haus verlaſſen, nach der Stadt gehen, damit wir wenigſtens unſer Leben retten.“

„Kinder,“ ſagte er mit einem tiefen Seufzer, „helfe und tröſte uns Gott, das iſt nun zu ſpät. Auf beiden Seiten des Hauſes iſt die Brücke eingeſtürzt, und nur die Pfeiler ſtehen noch, auf denen es ruht. Ich hoffe, ſie ſollen halten. Fallen ſie ein, kommen wir um, ſo nimmt uns Gott auf. Ein Unglück iſt das nicht. Wer fromm gelebt hat, der fürchtet den Tod nicht. Was der Herr will, damit können wir immer zufrieden ſeyn.“

Alle weinten, umarmten ſich und fürchteten mit jedem Augenblicke, daß eine Scholle das Haus umſtürzen und im Waſſer begraben werde. Aber nicht alſo! Es kömmt im Leben oft ganz anders, als es der Menſch denkt.

Am Morgen verſammelten ſich am Ufer viele Stadtbewohner, die nach dem Zollhauſe hinſahen, den armen Einnehmer und ſeine Familie beklagten, aber damit war ihnen nicht geholfen, und ſie wurden nicht gerettet.

Jetzt kam ein Jüngling gelaufen, welcher laut ſchrie: „Ach, mein Vater! Meine Mutter! Meine Geſchwiſter!“ Dieſes war der älteſte Sohn des Einnehmers.

Er wollte ſogleich in einen Kahn ſteigen, um die Rettung der Seinen zu verſuchen. Man hielt ihn zurück und ſagte warnend: „Tollkühner, Du wirſt das Zollhaus nicht erreichen! Siehſt Du denn die Eisſchollen und Wellen nicht? Zehn Schritte vom Ufer, da iſt der Kahn zertrümmert und im Waſſer findeſt Du den ſichern Tod!“

„Sollte ich für die Meinen nicht das Leben wagen?“ ſprach er. „Wenn ich ſterbe, ſo habe ich, als ein Sohn, meine Pflicht gethan. Laßt mich!“

Halten konnte ihn keine Gewalt. Er ſprang in den Kahn. Zweimal ruderte er mit Lebensgefahr und mit unglaublicher Anſtrengung nach dem Zollhauſe hin, und mit Gottes Hülfe waren die Unglücklichen gerettet. Als er zuletzt mit dem Bruder und der Schweſter am Ufer ankam, ſank er vor Ermattung, wie ein Todter, auf den Boden nieder. Um ihn weinten die Seinen und viele andere Menſchen, welche ſagten: „Er iſt ein Opfer der Kindesliebe geworden! Er fand den Tod, indem er ſeiner Familie das Leben erhielt!“

Man trug ihn in das Haus ſeines Herrn, welcher Zeuge der edlen That geweſen war, die der Jüngling vollbrachte. Traurig, wie einer theuern Leiche, folgten ihm Hunderte nach.

Als der Jüngling wieder in's Leben zurückkehrte, ſah er die Freude der Seinen und hörte ihren Dank.“

Herr Gilbert, der Kaufmann, ging in eine andere Stube und der junge Goldſchmid, den er nach einer langen Weile zu ſich rief, begab ſich zu ihm. Er faßte den Jüngling mit freundlicher Miene bei der Hand und ſprach: „Meine Tochter iſt tugendhaft und fromm, Sie kennen ſie und müſſen es wiſſen, daß ich ihr nicht ſchmeichle. Aus ihrem Munde habe ich's eben gehört, daß ſie Neigung und Liebe für Sie empfindet. Glauben Sie mit meiner Marie glücklich zu werden, ſo erkläre ich Sie

heute für meinen Schwiegerſohn. Meine Gattin hat es ſchon längſt gewünſcht, daß Sie der Gatte ihres Kindes würden. Einen größern Lohn für Ihre bewieſene Kindesliebe, die mein Herz gerührt hat, kann ich Ihnen nicht gewähren.“

Der junge Mann ſtaunte, dankte, fiel ſeinem Wohlthäter in die Arme und ſprach: „Ja, wenn es die Noth erfordert, ſo wage ich für einen ſo edlen Mann, wie ich Sie kenne, auch mein Leben.“

Die große Trauer des Einnehmers und ſeiner Familie verwandelte ſich ſchnell in die größte Freude. So fügt es Gott, der auf die Nacht den Tag folgen läßt!

Die Leute, die vom Ufer kamen, brachten dem Einnehmer die Nachricht: eine halbe Stunde ſpäter, als der Sohn die Seinen mit Lebensgefahr rettete, ſtürzte das Haus ein.

Der Kaufmann gab den Verunglückten mehr wieder, als ſie verloren hatten.

Der Hund und der Auerochs.

Fabel 3.

Sey nicht ſtolz auf körperliche Stärke allein, ſie iſt zwar wünſchenswerth und nützlich, aber Geſchicklichkeit weiß ſie zehnfach zu erſetzen und zu überwinden.

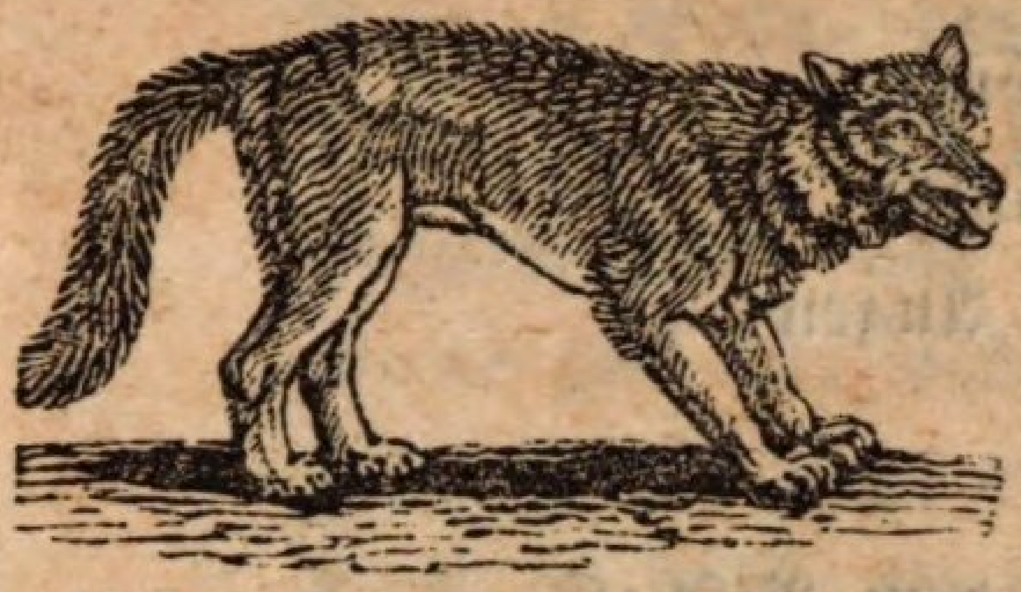
Ein Auerochs und ein Hund entzweiten ſich. Der Hund war ſo kühn, den Auerochs zum Zweikampfe heraus zu fordern. Mit Verachtung nahm dieſer die Herausforderung an. Nichts auf der Welt, dachte er, würde leichter ſeyn, als ein Geſchöpf, das ihm an Kräften ſo ungleich ſey, gleich beim erſten Anrennen mit den Hörnern zu ſpieſſen und zu Grunde zu richten.

Doch jetzt, indem er ſeinen Kopf zur Erde beugte, wich der ſchlaue Hund durch geſchickte Wendungen ſeinen Stößen aus und faßte das ſtärkere Thier beim Ohr. Vergebens ſchüttelte der Auerochs ſeinen Kopf; vergebens brüllte und ſtampfte er. Gequält von heftigen Schmerzen mußte er zuletzt demüthig und mit zerfleiſchtem Ohre um Frieden bitten.

Der Wolf, der Hund, der Löwe und der Hirſch.

Fabel 4.

Der Verläumder erhält gewöhnlich zu letzt ſeine verdiente Strafe.



Ein Wolf war über einen Hund ſehr erzürnt, weil er ihn öfters hinderte, ein Schaf aus der Heerde zu nehmen. Um alſo ſeinen Zorn auszulaſſen, ging er zum Löwen, dem Könige der wilden Thiere, und brachte bei ihm vor, daß der Hund öfters an ſolchen Plätzen jage, welche ſich der Löwe allein zum Jagen vorbehalten habe, und wo zu jagen es bei Todesſtrafe verboten ſey. Ich habe ihn zwar, ſetzte der Wolf noch bei, ſchon oft ermahnt, daß er von einem ſo frevelhaften Verbrechen abſtehen ſolle, aber er antwortet mir immer voll Bosheit: Ich habe das nämliche Recht zu jagen, wie der Löwe, er hat hierin keinen Vorzug.

Mit dieſen falſchen Beſchuldigungen hoffte der Wolf die Wuth des Löwen gegen den Hund zu erzwingen. Aber der Löwe, welcher die boshafte Liſt des Wolfes wohl kannte, ließ nicht nur den Hund, ſondern auch den Hirſch kommen, und fragte dieſen, ob es wahr ſey, was der Wolf geſagt habe? Der Hirſch antwortete: über den Hund können wir nicht klagen; im Gegentheil ſtellt uns der Wolf immer nach, und ſchon öfters hat er einen von uns geraubt. Vielleicht wäre dieſes noch häufiger geſchehen, wenn er nicht bisweilen vom Hunde wäre verhindert worden. Als der Löwe dies hörte, ergiff er ſogleich voll Zorn und Unwillen den Wolf und zerriß ihn. Da dieß der Hund ſah, ſagte er: dieß iſt der verdiente Lohn deiner Verläumdung.

Der gerettete Jüngling.

Legende 2.

Sankt Johannes aus dem öden Pathmos *)
Wiederkehrend, war, was er geweſen
Seiner Heerden Hirt **). Er ordnet ihnen
Wächter, auf ihr Innerſtes aufmerkſam.

In der Menge ſah er einen ſchönen
Jüngling; fröhliche Geſundheit glänzte
Vom Geſicht ihm, und aus ſeinen Augen
Sprach die liebevollſte Feuerſeele.

„Dieſen Jüngling, ſprach er zu dem Biſchof,
Nimm in Deine Hut. Mit deiner Treue
Stehſt du mir für ihn! — Hierüber zeuge
Mir und dir vor Chriſto die Gemeine.“

Und der Biſchof nahm den Jüngling zu ſich,
Unterwies ihn, ſah die ſchönſten Früchte
In ihm blüh'n, und weil er ihm vertraute,
Ließ er nach von ſeiner ſtrengen Aufſicht.

Und die Freiheit war ein Netz des Jünglings;
Angelockt von ſüßen Schmeicheleien;
Ward er müßig, koſtete — — —
Dann den Reiz des fröhlichen Betruges,
Dann der Herrſchaft Reiz; er ſammelt um ſich
Seine Spießgeſellen, und mit ihnen
Zog er in den Wald, ein Haupt der Räuber.

Als Johannes in die Gegend wieder
Kam; die erſte Frag' an ihren Biſchof
War: „wo iſt mein Sohn?“ — „Er iſt geſtorben!“
Sprach der Greis und ſchlug die Augen nieder.
„Wann und wie?“ — „Er iſt Gott abgeſtorben,
Iſt (mit Thränen ſag' ich es) ein Räuber.“
„Dieſes Jünglings Seele, ſprach Johannes,
Fordr' ich einſt von dir. Jedoch, wo iſt er?“ —
„Auf dem Berge dort!“

*) Pathmos, eine Inſel, auf welche der Evangeliſt und Apoſtel Johannes verbannt geweſen.

**) Lehrer und oberſter Vorſteher der Chriſtengemeinde.

„— Ich muß ihn ſehen!“
Und Johannes, kaum dem Walde nahend
Ward ergriffen (eben dieſes wollt' er.)
„Führet, ſprach er, mich zu eurem Führer.“

Vor ihn trat er: und der ſchöne Jüngling
Wandte ſich; er konnte dieſen Anblick
Nicht ertragen. „Fliehe nicht, o Jüngling,
Nicht, o Sohn, den waffenloſen Vater,
Einen Greis. Ich habe dich gelobet
Meinem Herrn und muß für dich antworten.
Gerne geb' ich, willſt du es, mein Leben
Für dich hin; nur dich fortan verlaſſen
Kann ich nicht; ich habe dir vertrauet,
Dich in meiner Seele Gott verpfändet.“

Weinend ſchlang der Jüngling ſeine Arme
Um den Greis, bedeckete ſein Antlitz
Stumm und ſtarr; dann ſtürzte ſtatt der Antwort
Aus den Augen ihm ein Strom von Thränen.

Auf die Kniee ſank Johannes nieder,
Küßte ſeine Hand und ſeine Wange,
Nahm ihn, neu geſchenket vom Gebirge,
Läuterte ſein Herz mit ſüßer Flamme.
Jahre lebten ſie jetzt unzertrennet
Mit einander; in den ſchönen Jüngling
Goß ſich ganz Johannes ſchöne Seele.

* * *

Sagt, was war es, was das Herz des Jünglings
Alſo tief erkannt' und innig feſt hielt?
Und es wiederfand und unbezwingbar
Rettete? Ein Sankt Johannes Glaube,
Zutrau'n, Feſtigkeit und Lieb' und Wahrheit.

Das fleißige Mädchen.

Erzählung 5.

Die kleine Eliſe ſah ihre Mutter manchmal ſtricken, und dachte dabei: Ei, das wäre wohl auch gut, wenn ich es könnte! Ich zerreiſſe viele Strümpfe, ſo könnte ich mir doch ſelbſt ein Paar neue machen.

Sie bat die Mutter, es ihr zu zeigen. Dieſe ſchenkte ihr Stricknadeln und etwas Wollengarn zu einem Strumpfbande.

Eliſe hatte immer Luſt und Freude etwas zu lernen, und war bald damit fertig. Darauf lernte ſie Strümpfe, Handſchuhe und dergleichen mehr ſtricken.

O, das war eine Herzensfreude für das Mädchen, als ſie ſelbſt ſich Verſchiedenes verfertigen konnte, und ihre Aeltern hatten ſie ihrer Geſchicklichkeit wegen noch ſo lieb.

Wollen Kinder etwas Nützliches lernen, ſo müſſen ſie frühzeitig dazu thun, und ſich fleißig darin üben.

Wer etwas kann, den hält man werth,
Wer nichts verſteht, wird nicht geehrt.

Denkſprüche.

1.

Schweigen bis zur rechten Zeit
Uebertrifft Beredtſamkeit.

2.

Gefällig ſeyn, iſt deine Pflicht,
Doch Jedermann gefällſt du nicht.

3.

Dein' eigne Hand dich nähren ſoll,
So lebſt du recht und geht dir wohl.

4.

Ein frohes Herz, geſundes Blut,
Iſt beſſer, als viel Geld und Gut.

5.

Gute Sprüche, weiſe Lehren
Muß man üben, nicht blos hören.

6.

An Gottes Segen
Iſt Alles gelegen.

7.

Laß Andre Vieles ſeyn, und mehr als du auf Erden,
Hier trachte ganz du ſelbſt, ein Engel dort zu werden.

8.

Verſprechen und Halten
Steht an Jungen und Alten.

Der Frühling.

Lied 2.

Wie die Erde ſich erneut!
Wie ſich meine Seele freut!
Frühling, ſey willkommen mir!
Dir, mein Gott, dank' ich dafür!

Lerchen trillern in der Luft.
Blüthen hauchen ſüßen Duft.
Grün geſchmückt iſt Wald und Flur
Durch dich, Vater der Natur.

Laue Lüfte läßt du wehn;
Läßt mich ſchöne Blumen ſehn.
Hör' ich nicht den Wiederhall
Von dem Schlag der Nachtigall?

Bienchen ſummen hin und her,
Sind von Wachs und Honig ſchwer;
Fröſche quaken, Tauben girren,
Und die kleinen Grillen ſchwirren.

Schön iſt Alles um mich her!
Mich umringt ein Freudenmeer.
Zu der Wonne rufſt du mich,
Güt'ger Gott, ich preiſe dich.

Das Schaaf im Walde und der Hirſch.

Fabel 5.

Freiheit iſt nicht für Jeden vortheilhaft.

Der Unterwürfigkeit müde, war ein Schaaf dem Hirten heimlich entwichen und hatte ſich in den nahen Wald begeben. Dort begegnete ihm

ein Hirſch und fragte es: Woher ſo allein? Ich wurde es überdrüſſig, antwortete das Schaaf, meine Milch und meine Wolle dem Hirten hinzugeben, der mich dafür oft Monate lang im dunkeln Stalle einſchloß und mich oft hart genug behandelte. Ich bin jetzt frei und will nun mein Leben genießen. Du haſt aber etwas ſehr Wichtiges vergeſſen; erwiderte der Hirſch, nämlich, daß eben dieſer Hirt dir Futter in der rauhen Jahreszeit verſchaffte, noch mehr, daß er dich gegen deine Feinde ſchützte. Armes Thier, dem die Natur weder Hörner, noch Krallen, noch ſpitzige Zähne, noch körperliche Kräfte zu ſeiner Vertheidigung verlieh! wenn bis jetzt der Wolf dir nachſchlich, da waren Hirt und Hund deine Vertheidiger, aber nun? — Das Schaf erkannte ſeinen Fehler und ging, ehe der Hirſch noch ausgeredet hatte, um den Menſchen, von dem es ſich getrennt hatte, wieder aufzuſuchen.

Heldenmuth aus Kindesliebe.

Erzählung 6.

Es war im Jahr 1798, als der 490 Jahre lang beſtandene Bund der Eidsgenoſſen durch den kriegeriſchen Einfall der Franzoſen in die Schweiz zertrümmert, die Schweizer ihrer alten Freiheiten und Rechte beraubt, und ihnen von den ſiegenden Fremden eine neue Verfaſſung gegeben wurde. Das that wehe; und als nun alle Schweizer aufgefordert wurden, der neuen Verfaſſung den Huldigungseid zu leiſten, da zeigte ſich da und dort Widerſtand, der aber durch die Gewalt der Uebermacht gedämpft wurde. Da floß das Blut in Strömen in dem ehemals glücklichen und ſtillen Unterwalden. Denn durch die hartnäckige Weigerung der Unterwaldner, der neuen Verfaſſung den Eid der Treue zu ſchwören, durch ihre Kriegszurüſtungen und durch ihre 3 Tage lang fortdauernde Gegenwehr, wobei 3—4000 Mann in das Land eingedrungener Franzoſen erſchlagen wurden, waren die nachrückenden Truppen zu unmenſchlicher Wuth gereizt. Der Morgen des 9. September ſtürzte Unterwalden in unabſeliges Elend. Der an Zahl den Unterwaldnern um mehrere Tauſende überlegene Feind, zwang dieſe, wiewohl langſam, zum Weichen. Riedenhaus loderte in Flammen. Die im Rotzloch ſo ausharrend kämpfende Beſatzung wurde im wilden Sturme zurückgeworfen, und auf einmal war das ganze Stanzſtaderried mit Franzoſen bedeckt. Dort lebte in ſtiller Verborgenheit auf einem kleinen Gütchen, das äußere Feld genannt, ein redlicher Greis, Caſpar Engelberger, den man nur den alten Trommler nannte, weil er in ſeinen früheren Jahren bei der Landmiliz als Tambour gedient hatte. Er hatte zwei Söhne und eine Tochter, mit denen er unter Arbeit und Gebet, zufrieden mit dem Wenigen, das ihnen die Vorſehung beſcheerte, bisher glückliche Tage verlebt hatte. War gleich der jüngere Sohn mit Gichtern behaftet, ſo ſuchten doch die beiden ältern Kinder dem alten Vater und dem kranken Bruder alles Nöthige zu verſchaffen. Nun aber war ihre Ruhe auf einmal zerſtört, ihr ſtilles Glück zertrümmert. Denn als die Landsgemeinde einmüthig beſchloſſen, die demokratiſche Verfaſſung, die ſie von den Vätern, mit deren Blute ſie beſiegelt war, ererbt

hatten, auf das Aeußerſte zu vertheidigen; — als die Sturmglocke alle wehrhaften Männer und Jünglinge unter die Waffen rief; — als ſelbſt Greiſe ſich dieſelben von Weibern und Kindern nachtragen ließen, da hatte Engelberger auch ſeine Trommel genommen und wirbelte den alten Marſch mit jugendlicher Kraft, daß Berg und Thal wiederhallten. Der ältere Sohn aber war mit den Scharfſchützen ausgezogen, während die treue Anna bei dem kranken Bruder zurückgeblieben war.

Allein da alle Gegenwehr endlich umſonſt war, die Menge der Feinde Unterwalden überſchwemmte, und alle Bewohner in's Gebirge flüchten mußten, da entſchloß ſich der alte Engelberger, zu alt, um in den Hochgebirgen ſeine Zuflucht zu ſuchen, und ein zu guter Vater, um ſeinen kranken Sohn, den er nicht mitſchleppen konnte, zu verlaſſen, ſein Schickſal in ſeiner eigenen Hütte abzuwarten, ſich und die Seinigen der ſchützenden Allmacht Gottes empfehlend.

Auch die zärtliche Anna wollte nicht allein entfliehen, ſondern den alten Vater und den kranken Bruder noch ſo lange pflegen, als ſie konnte, und dann in Ergebenheit ihr Loos mit ihnen theilen.

Eine Rotte der eingedrungenen Feinde näherte ſich in wüthendem Anlauf Engelbergs Hütte. Da ſie dem alten Mann Geld abforderten, der keines beſaß, öffnete er ihnen alle Schränke. Indem er aber nach dem kleinen Kämmerlein ging, um auch da alles Preis zu geben, hörte er einen Schuß fallen, und ach! als der Greis wieder heraustrat, ſah er ſeinen kranken Sohn todt neben der Schweſter da liegen. Mit Bajonetſtichen und Kolbenſtößen mißhandelten die Barbaren den wehklagenden Mann ſo ſchrecklich, daß er ohnmächtig zur Erde fiel.

Kaum war endlich die unmenſchliche Horde ihrem Raube nach weiter gezogen, ſo kam eine andere, die der erſtern an Grauſamkeit zum mindeſten gleich war. Dieſe, weil ſie nichts mehr zu plündern fand, gab die niedrige Hirtenwohnung, das einzige, was Engelberger noch beſaß, den Flammen Preis. — Von ſchrecklicher Angſt ergriffen, hatte ſich in dieſer Zwiſchenzeit die Tochter vor den Unmenſchen verſteckt. Als ſie jedoch das Kniſtern und Praſſeln des Feuers vernahm, eilte ſie hervor, um ihren, wie ſie glaubte, todten Vater, der Wuth der Flammen zu entreißen. Indem ſie ihn aber in ihre Arme faßte, um ihn außer die Hütte zu ſchleppen, erwachte Engelberger wie aus einem Schlummer. „Biſt du es, liebe Anna?“ ſprach er mit todtſchwacher Stimme. Unbeſchreiblich war die Freude der liebenden Tochter. „Ach Vater, lebt Ihr auch noch?“ ſtammelte ſie; „kommt doch geſchwinde: ſonſt müſſen wir verbrennen.“ Sie half ihm mit Sorgfalt ſchnell auf die Füße und führte ihn hinaus, allein kaum waren ſie auſſerhalb der flammenden Hütte, ſo kam ein dritter Trupp.

Der erſte Soldat desſelben lief mit gezogenem Säbel auf den Alten zu, um ihn den Todeshieb zu verſetzen; aber Anna umſchlang ihren Vater, hielt den ſchwankenden Greiſen in ihren Armen feſt, und rief dem Mörder verachtend zu: „Mich ſollſt du umbringen, du Unmenſch! das ſteht dir frei; aber ſo lange ich lebe, meinen Vater nicht.“

Ueber dieſen weiblichen Heldenmuth erſtaunt, ſprang einer der edleren Franzoſen, deren es, zur Ehre der Menſchheit, unter dieſen Wüthri-

chen mehrere gab, hervor, ſchlug dem Mörder den Säbel aus der Hand, und rettete die edle Anna und ihren Vater in ein Schiff, auf welchem ſie nach Luzern überfuhren.

Alles Eigenthums beraubt, fanden ſie doch gaſtfreundliche Aufnahme bei guten Menſchen. Und als die Stürme der Revolution und des Krieges vorüber gegangen waren und ein ſchönerer Morgen über unſern Bergen und Thälern anbrach, da baute chriſtliche Großmuth und vaterländiſcher Treuſinn von neuem auf, was ausländiſche Wuth in Schutt und Grauß verwandelt hatte; da zog auch der alte Engelberger in ſein neu aufgezimmertes Häuschen bei Stanzſtad wieder ein, und genoß noch Tage harmloſer Ruhe, bis er ſie, von der treuen Anna gepflegt, in Frieden beſchloß.

Der traurige Matroſe.

Erzählung 7.

Ein junger Menſch von 20 Jahren hatte Luſt, auf einem großen Schiffe über die See zu fahren, um fremde Länder und Völker kennen zu lernen. Sein Vater rieth ihn davon ab und ſagte: Carl, du kennſt die Gefahren nicht, welchen der Seemann ſich ausſetzen muß! Du kannſt mir bei meinem Geſchäfte zur Hand gehen, da ich ſchwächer werde, und deine Mutter und Geſchwiſter ernähren helfen. — Carl aber war ungehorſam, er achtete auf die Worte ſeines Vaters nicht und lief davon. Am Abende erfuhr der Vater, daß er auf einem Schiffe, das nach Oſtindien ſegelte, Matroſe d. h. Schiffsknecht geworden ſei. Die armen Aeltern betrübten nnd ängſtigten ſich wegen ihres Sohnes. — Carl bereuete ſeine That unterwegs oft, er weinte über ſeinen Ungehorſam und ſehnte ſich nach ſeinen Aeltern. Das Schiff aber ſegelte vorwärts und kehrte nicht um. — Er war fleißig, verträglich, und alle ſeine Kameraden hatten ihn lieb. — Wie groß war ſeine Freude, als das Schiff wieder nach dem Vaterlande zurückfuhr! Er hatte Geld geſpart, das er dem Vater ſchenken wollte, mit der Bitte, ſeinen Ungehorſam ihm zu verzeihen. — Glücklich kam er in ſeiner Vaterſtadt an und eilte zu ſeinen Aeltern. Er tritt in's Haus und ſiehet zu ſeinem Schrecken einen Sarg vor der Stubenthüre ſtehen. Ehe er vorbei gehen konnte, eilte ihm ſeine Mutter entgegen, welche ihn ſchon von weitem geſehen hatte und ſagte weinend: Carl, da liegt dein Vater! Seine Angſt um dich verkürzte ihm das Leben! — Carl verließ das Vaterhaus und ging nach der Brücke, indem er darüber nachdachte, wie Kinder die Aeltern betrübten, wenn ſie ſeinem Beiſpiele folgten und ungehorſam ſeyen, zugleich ſich aber auch feſt vornahm, für die Mutter und Geſchwiſter liebreich zu ſorgen, um auf dieſe Weiſe ſeinen Fehler, ſo viel wie möglich, wieder gut zu machen. — Folge deines Vaters Rath. — Ehre deiner Mutter Lehren. — Jede unerlaubte That — Wird dein Herz mit Reu beſchweren.

Der Sommer.

Lied 3.

Viele Blüthen ſind verweht;
Doch ein reicher Segen ſteht
In den Gärten, auf der Flur,
Von dem Schöpfer der Natur.

Durch der Sonne warmen Hauch,
Reift die Frucht am Himbeerſtrauch,
Und, zum köſtlichen Genuß,
Winkt uns Apfel, Pflaum' und Nuß.

Schon neigt ſich das Aehrenfeld,
Welches Brod für uns enthält.
Das ein Gott voll Huld uns gibt,
Der uns, wie ein Vater, liebt.

Wenn auch Blitz und Donner kracht,
Er bezeuget Gottes Macht,
Zagt doch meine Seele nicht,
Er iſt's, der im Wetter ſpricht.

Er iſt's, der uns Gutes thut
Durch des Sommers Feuergluth.
Seinen Segen nehmen wir,
Danken fröhlich ihm dafür.

Herr, mit milder Vaterhand
Segneſt du die Stadt, das Land;
Segneſt mich, ich preiſe dich
Für den Sommer inniglich.

Volney Bekner, der junge hoffnungsvolle Seemann.

Erzählung 8.

Wer ſich iſt der That bewußt,
In der edlen treuen Bruſt,
Daß er kühn ein Menſchenleben
Hob aus ſchrecklichem Verderben!
Kann einſt ruhig, ſelig ſterben,
Gott wird ihm die Krone geben.

Volney Bekner, der Sohn eines irländiſchen Matroſen, wurde durch die Uebungen, die ſein Vater mit ihm zur See vornahm, ſo geſchickt, ſo kühn und kraftvoll, daß er von ſeinem vierten Jahre an das Schiff, auf dem er erzogen worden war, über eine Meile weit ſchwimmend verfolgte. Dieſer Knabe war ſehr begierig nach Ruhm, den er aber nur allein auf der Leiter des Verdienſtes erſteigen wollte. Auf die Frage, die man einſt an ihn ſtellte, worin denn dieſer Ruhm, nach dem er ſo eifrig ſtrebte, beſtünde, gab er zur Antwort: „Dem Vaterland dienen und ſeine Pflichten

erfüllen, das iſt der wahre Ruhm!“ Welch ein Mann würde dieſer Knabe geworden ſeyn, wäre ſein Leben von längerer Dauer geweſen. Folgender heldenmüthige Zug iſt zwar die einzige kühne That ſeines Lebens, aber er bezeichnet ebenſo die große, aufopfernde Nächſtenliebe, ſo wie den werdenden Helden, und wird uns das Andenken dieſes jungen Seemannes auf immer ehrwürdig machen.

Volney befand ſich einſt mit ſeinem Vater auf einer Fahrt nach Jamaika in Weſt-Indien, und unter den Paſſagieren war auch eine reiche Amerikanerin mit ihrer kleinen Tochter, welche von Port au Prince in Frankreich abgereist war. Das Kind hatte ſich von ſeiner Führerin, die ſich ein wenig zur Ruhe gelegt hatte, entfernt, und ſich aus Unvorſichtigkeit dem Rande des Verdeckes zu ſehr genähert. Staunend blickte es in die unermeßliche Ferne, und indem es mit gierigen Blicken an dieſer gränzenloſen Ausſicht hing, machte ein plötzliches Schwanken des Schiffes daſſelbe ſchwindeln, und es fiel in's Meer. Volneys Vater hatte es bemerkt, ſtürzte dem Kinde nach, und ergriff es in einer ziemlichen Entfernung vom Schiffe beim Kleide. Während dieſer Matroſe mit der einen Hand ruderte, und mit der andern das Mädchen feſt an ſich drückte. um ſo wieder an Bord des Schiffes zu gelangen, bemerkte er von weitem einen großen Seefiſch, welcher gerade auf ihn losging. Die Gefahr wurde mit jedem Augenblicke dringender; Jedermann eilte auf das Verdeck, allein Niemand wagte ſich weiter; man feuerte bloß einige Flintenſchüſſe auf das Ungeheuer ab, das mit ſeinem großen Schwanze das Meer ſchlug, und einen fürchterlichen Rachen öffnete, um ſeine Beute, der es ganz nahe gekommen war, zu erreichen. Was in dieſer dringenden Noth kraftvolle Männer nicht zu unternehmen wagten, das ließ die kindliche Liebe und Nächſtenliebe einen Knaben bei der Gefahr, in der das Leben zweier Menſchen ſchwebte, verſuchen. Der kleine Volney bewaffnete ſich, ohne einen Augenblick ſich zu bedenken, mit einem breiten, ſpitzigen Degen, ſtürzte ſich mit demſelben in's Meer, tauchte mit unglaublicher Schnelligkeit unter, ſchlüpfte unter dem Bauche des Ungeheuers nach hinten, und ſtieß ihm das Eiſen bis an das Heft in den Bauch. So unverſehens angegriffen und ſchwer verwundet ließ das Ungeheuer den Matroſen, und kehrte ſich voll Wuth gegen den verwegenen Angreifer, der ſeine Stöße verdoppelte.

Welch bewunderungswerther Muth, und zugleich welch herzzerreißender Anblick! Hier die Amerikanerin, zitternd für das Leben ihres geliebten Kindes, deſſen Errettung noch immer ſehr ungewiß iſt; dort ein großmüthiger Matroſe, der ſein eigenes Leben der Gefahr ausſetzt, um das eines fremden Kindes zu retten; hier die ganze Schiffsmannſchaft auf dem Verdecke verſammelt, mit ſtaunenden Blicken und unter den lebhafteſten Aeußerungen der Theilnahme und der Furcht auf die Kämpfenden ſchauend, und dort ein zwölfjähriger Knabe mit aller Kraft eines Mannes gegen die Wuth des Ungeheuers ringend, dem faſt unvermeidlichen Untergange Trotz bietend, um den gelibten Vater und das Kind zu retten! Weſſen Augen bei ſolchen Scenen trocken bleiben, der ſpreche nicht von Mitgefühl und Menſchlichkeit.

So heldenmüthig indeſſen der Knabe gegen das Andrängen des ſtärkern Gegners kämpft, ſo war der Streit doch ungleich, und das einzige Rettungsmittel in ſchleuniger Flucht zu ſuchen. Unter den vielen Tauen, die man dem Vater und Sohne zuzuwerfen ſich bemühte, gelang es endlich jedem, eines zu erhaſchen. Eiligſt zog man beide an denſelben heran, und ſchon

ſind ſie faſt 15 Schuh über dem Waſſer, ſchon ertönt das allgemeine Freudengeſchrei: „Sie ſind gerettet;" — nein, da ſoll wenigſtens doch Einer das Opfer für die Uebrigen werden. Wüthend, die Beute ſich entriſſen zu ſehen, die ihm ſo nahe war, tauchte das Meerungeheuer unter, um einen gewaltigen Sprung zu machen, ſchnellte wie ein Blitz empor, faßte den unglücklichen Knaben, und biß ihn mit ſchneidenden Zähnen mitten von einander, da er am angezogenen Seile hoch in der Luft hing. Der andere Theil ſeines Körpers gelangte ohne Leben, mit dem betäubten Vater und dem ohnmächtigen Kinde wieder an Bord des Schiffes.

So ſtarb in einem Alter von 12 Jahren dieſer junge, hoffnungsvolle Seemann als ein Opfer kindlicher Liebe und der Nächſtenliebe, und als ein ſchönes Vorbild heldenmüthiger Aufopferung. Möchten doch Alle in ähnlichen Fällen zu ähnlichen Thaten ſich entſchließen; wer ſein Leben für einen Unglücklichen verliert, wird es im andern Leben gewinnen.

Das Wohlgefallen am Guten.

Erzählung 9.

Bernhard war ein Knabe nicht von der beſten Art. Ueber Frommes und Gutes, was er hörte, über Schönes und Herrliches, was er ſah, konnte er ſich gar nicht freuen und achtete darauf nicht.

Es machte ihm aber Vergnügen, wenn er Kinder necken, Großen und Kleinen einen böſen Streich ſpielen konnte. Mit artigen, ſittſamen und ſtillen Kindern gab er ſich gar nicht ab, dagegen liebte er den Umgang mit wilden, tobenden Knaben, die über Gräben und Hecken ſprangen. Wenn ein Zänker ein anderes Kind ſchlug und ſchimpfte, das ſah und hörte er gern.

Kein Mitleid empfand er, als Conrad, das fromme Kind, ſeinen blinden Vater umherführte, daß er Almoſen ſammelte und treulich bei ihm aushielt; thöricht nannte er Friedrichen, daß er dem hungrigen Heinrich ſeinen Feſtkuchen gab, indeß er ſelber ein gewöhnliches Butterbrod aß. Als er einſt Zeuge war, wie der Taglöhner Emmermann in's tiefe Waſſer ſprang, um den kleinen Theodor zu retten, der in Gefahr zu ertrinken war, da ſagte er zu dem Manne: „Ihr ſeyd nicht klug, daß Ihr in's Waſſer ſpringt, daß ſo tief iſt, daß Ihr ſelbſt Euer Leben einbüßen konntet.

Nun, Kinder, wie gefällt Euch denn dieſer Bernhard?

„Der gefällt uns gar nicht."

Weil er keinen Sinn für das Gute hat, und ihm nur Unartiges, Wildes, Ungeſittetes gefällt. Aber daher kam es auch, weil ihm die Freude am Löblichen, Frommen fehlte, daß er's nicht achtete, daß er nicht ſtrebte, gut zu werden, daß er blieb, wie er war, ſich nicht beſſerte, ſondern verſchlimmerte.

Da lob ich mir Theodor, der war ganz anders und viel beſſer. Wenn er im Felde war, ſo betrachtete er das Schöne in der Natur; er freute ſich über die herrlichen Werke des Schöpfers, und dankte dem lieben Gott, von dem dies Alles rührte. Stand er auf einem Berge und ſah in's Thal hinab, wo die Kornfelder eine reiche Ernte verſprachen und von dem Winde bewegt, wie das Meer, wallten, wo es auf den Wieſen grünte und blühte; wo ſich um ihn größere und kleinere Anhöhen erhoben, die mit Bäumen begränzt waren; wo ein Fluß dahin floß, deſſen Ufer Weiden

und Pappeln ſchmückten; hörte er über ſich die Lerchen in der Luft ſingen, die Nachtigall im Walde ſchlagen, Käfer und Bienen ſumſen; leuchtete ihm die Abenbröthe ſo wunderſchön in's Auge und glänzten die Sterne am Himmel, o, da empfand er eine köſtliche, ſüße Freude. Oft faltete er die Hände und betete mit gerührtem Herzen; „Lieber Gott, wie gütig biſt du gegen mich, daß ich dieſe Schönheit in der Natur ſehe, höre und denke, daß ich dich anbeten und bewundern kann, der du Alles ſo herrlich gemacht haſt!

Ihr hättet ſeine Freude ſehen ſollen, wenn er von guten Menſchen hörte, die ſich der Armen erbarmten, den Dürftigen nicht verließen, den Kranken pflegten, dem Gefallenen aufhalfen und ihren Beleidigern verzieh'n! Er konnte darüber im Innern ſo gerührt werden, daß ihm Thränen in den Augen ſtanden.

Kinder, die ihre Eltern und Geſchwiſter liebten; die verträglich, gefällig, ſanft und freundlich waren, ſuchte er zu ſeinen Freunden zu machen. Kurz, ſein Wohlgefallen an allem Guten war groß und lebenswerth.

Er dachte: ſo fromm und gut, wie es Andere ſind, will und muß ich auch werden. Böſes verabſcheue ich, und will es nie thun.

Das Wohlgefallen am Guten gewährte Theodor das ſüßeſte Vergnügen, er wurde dadurch, daß er es üben lernte, ein frommer, geliebter und glücklicher Menſch.

Kinder, glaubt es mir, ein Kind, das wie Bernhard geſinnt iſt, entbehrt viele Freuden und geht auf dem gefährlichen Wege, ein böſer, ſchändlicher Menſch zu werden. Habt nie Wohlgefallen am Unrecht! Liebt Ihr Tugend, Recht und Wahrheit, und ſucht Ihr immer beſſer zu werden, ſo wird es Euch im ganzen Leben nie an Freuden fehlen.

Der Adler und die Schildkröte.

Fabel 6.

Strebe nicht nach Dingen, die von der Natur ſelbſt dir unterſagt ſind; denn Bemühungen der Art ſind eine ſträfliche Eitelkeit, die zum Verderben führen.

Eine Schildkröte hatte den ſonderbaren Einfalt fliegen zu wollen. Oft bat ſie daher den Adler, es ihr zu lehren; obgleich ihr dieſer immer vorſtellte, daß dieſer Wunſch ganz der Vernunft und ihrer Natur entgegen ſey. Doch je ſchwieriger er die Sache machte, deſto hartnäckiger beſtand ſie darauf.

Endlich ihres Ungeſtümms müde, nahm er ſie ein Mal mit ſich in die Luft und ließ ſie von der Höhe herunter fallen. Der Erfolg beſtätigte ſeine Rede, denn ſie zerſchmetterte, als ſie unten auf einen Felſen fiel.

Der Herbſt.

Lied 4.

Dir, Herbſt, dir ſag' ich einen Gruß,
Du bringſt des Segens Vollgenuß.
Wie reich mußt du an Gaben ſeyn,
Uns zu ernähren, zu erfreu'n!

Die Pflaum' iſt reif und ſüß der Moſt!
Für Alle haſt du Nahrung, Koſt.
Du machſt an Früchten uns ſo reich!
Kein Wohlthun iſt dem deinen gleich.

Du öffneſt deine Segenshand,
Es erntet durch dich jedes Land.
Und ach, verhungern müßten wir,
Käm' lauter Segen nicht von dir.

Zwar wird der Baum von Blättern leer;
Im Walde ſchweigt das Vogelheer;
Der Storch, die Schwalb' und Wachtel zieh'n
Von uns, dem Winter zu entfliehen:

Doch, wenn der reiche Herbſt nicht wär',
Wo nähmen wir die Nahrung her?
Und mancher Tag im Herbſt iſt ſchön,
Wer wollte das nicht eingeſteh'n?

Wer ordnete des Herbſtes Zeit?
Der Vater aller Gütigkeit.
Der Herbſt thut uns ſein Wohlthun kund,
Drum preiſet ihn mit Herz und Mund.

Die glücklichen Ferien.

Erzählung 10.

Es war bereits ein Jahr, ſeit der junge von Blermont das väterliche Haus verlaſſen, um auf dem Collegium zu *** die öffentliche Schule zu beſuchen. Bis dahin war ſeine Erziehung der beſondern Sorgfalt eines Hauslehrers anvertraut. Dieſer hatte ſeine Pflichten vollkommen erfüllt und es geſchah keineswegs aus Unzufriedenheit mit ihm, daß ihm Herr von Blermont ſeinen Sohn entzog. Der gute Vater wollte bloß, daß der junge Alexis durch den allgemeinen Wetteifer ſeiner Mitſchüler eine noch größere Entwicklung ſeiner Fähigkeiten erlangen ſollte. Uebrigens hatte er den Hauslehrer nicht nur anſehnlich belohnt, ſondern auch bei ſich behalten. Er wohnte fortwährend im Hauſe und genoß nach wie vor Unterhalt und Beſoldung. Man zählte darauf, daß er durch ſeine Talente bald auf's Neue nützlich werde; an dem Werke, das er begonnen, ſollte er die letzte Hand anlegen.

Auf dem Collegium zu *** hatte man der Art und Weiſe, wie man die Erziehung des jungen Alexis begonnen und bis dahin fortgeſetzt, alle Gerechtigkeit widerfahren laſſen und erklärt, daß, ſo glücklich auch der Erfolg ſeines Fleißes ſeyn möchte, man denſelben bloß den guten Anfangsgründen zu danken habe, die man ihm in ſeiner erſten Jugend beigebracht. Alle Freunde des Herrn von Blermont waren gleicher Meinung und beeiferten ſich, dieſelbe durch ihre Achtung und ihr Benehmen gegen den würdigen Hauslehrer an den Tag zu legen. Weit entfernt, daß Herr von Blermont ſein Betragen gegen Herrn Beraud (dieß war der Name des Lehrers) nur im Mindeſten bereuen zu können glaubte, wollte er ſehen, ob ſein Sohn, der jetzt die Früchte der auf ihn verwendeten, ſo allgemein anerkannten Sorgfalt einärntete, derſelben auch in der That würdig ſey.

Um die Ferien bei ſeinem Vater zuzubringen, begab ſich Alexis, von einem einzigen Bedienten begleitet, in einer Poſtkutſche auf die Reiſe. Als er noch eine Stunde von dem väterlichen Wohnſitze entfernt war, nährte ſich ein Unglücklicher ſeinem Wagen und bat ihn um ein Almoſen. Alexis neigte ſich eben aus demſelben, um ſeine Bitte zu willfahren, als der Arme das Tuch, womit er zur Hälfte ſein Geſicht bedeckt, herabnahm und ſich als den bisher ſo geehrten Hauslehrer erkennen ließ, welchen der Schüler beim erſten Eintritte in das väterliche Haus herzlich zu umarmen hoffte. Mit einem Sprunge war er aus dem Wagen.

Wie! rief er, indem er Herrn Beraud die Hände drückte; Sie mein Lehrer! und in welchem Zuſtande! O mein Gott! was muß meinem Vater begegnet ſein? — Ihr Vater, mein Herr, erfreut ſich fortwährend aller Ehren und Reichthümer; in Ihrem Hauſe hat das Unglück Niemand, als nur mich betroffen! — In welcher Aufwallung von Zorn konnte wohl mein Vater.... — Mein Herr, Ihr Vater hat nicht aufgehört, gerecht zu ſein; ich habe mein Schickſal verdient! In einem Anfalle bitterer Laune habe ich ihn bei einem ſeiner Freunde verläumdet; und dieß war die Urſache meiner Ungnade. — Man hat Sie ſo ganz verlaſſen, daß Sie ſelbſt an dem Nothwendigſten Mangel leiden? — An dem Nothwendigſten? ich lebte ohne Sparſamkeit, indem ich das Haus ihres Vaters als einen unerſchöpflichen

Schatz für mich betrachtete, und wenige Tage, nachdem er mich aus demſelben verwieſen, ſah ich mich aller Hülfsmittel beraubt. Ich flehe die Vorübergehenden um Mitleid an, in der Hoffnung, durch ihre Almoſen nach und nach die nöthigen Mittel zu erhalten, Paris gewinnen zu können, um dort entweder eine Stelle zu ſuchen, oder wenigſtens Unterricht zu ertheilen. In dieſer Provinz wäre dieſes Streben fruchtlos, indem ich hier allenthalben als ein Ungeheuer von Undank und als ein Elender betrachtet werde, den man ſeinem Schickſale überlaſſen müſſe. — Hat keiner der Freunde meines Vaters ſich für Sie verwendet? — Sie wußten, für welche Handlung ich beſtraft worden bin, und meine ſchlechte Aufführung hat ſich zu gleicher Zeit entdeckt. Mit Recht haben ſie mich verachtet und abgewieſen; Verläumder und diejenigen, welche das Glück mißbrauchen, verdienen durchaus kein Mitleid. — Aber haben Sie denn in Ihrem Unglücke gar nicht an mich gedacht. — Nie würde ich es gewagt haben, mich Ihnen vorſätzlicher Weiſe zu zeigen. Der Zufall allein hat mich Ihnen begegnen laſſen. Ich erkannte Sie in dem Augenblicke, als ich Ihnen die Hand entgegenſtreckte, und ihr gutes Herz, welches Sie mir bewieſen, indem Sie mir Ihre Börſe öffneten, ohne mich zu erkennen, ließ mich es wagen, mich zu enthüllen. — Was Sie von mir empfingen war die Frucht Ihrer Lehren. Haben Sie mir nicht immer die Wohlthätigkeit als eine der erſten Tugenden empfohlen, womit der Menſch ſich ſchmücken ſoll? Mein Lehrer, mein armer Lehrer! — Jetzt, da ich Ihnen Urſache gegeben, Sich meiner zu ſchämen, vergeſſen Sie, daß Sie mein Zögling waren. — Nein, nein, der großen Verbindlichkeit wegen, die ich Ihnen dafür ſchuldig bin, kann und werde ich es nie vergeſſen. Hier! Nehmen Sie. — Und der junge Alexis gab Herrn Beraud Alles, was er bei ſich hatte. — Nehmen Sie dieß einſtweilen nur, bis ich mehr thun kann; aber verlaſſen Sie dieſe Gegend nicht; ſagen Sie mir im Gegentheile, wo Sie hier wohnen; ich will Sie mit meinem Vater ausſöhnen. — Ich habe mich ſo ſtrafbar gegen ihn benommen. — Er liebt mich; ich werde ihn ſo lange bitten, bis er Ihnen verzeiht, oder vielmehr, bis er einſieht, daß er aller der Sorgfalt eingedenk ſein müſſe, die Sie auf ſeinen Sohn verwendet. — Alexis beſtieg nicht eher ſeinen Wagen wieder, als bis ſein Lehrer ihm ſeine Wohnung angezeigt und verſprochen, die Gegend noch einige Zeit nicht zu verlaſſen.

Sobald Alexis bei ſeinem Vater angelangt, erkundigte er ſich abſichtlich nach Herrn Beraud. Sein Vater widerholte ihm im Weſentlichen, was ihm dieſer Letztere ſchon geſagt hatte. Er ſchien ſehr aufgebracht, und der gewandte Zögling hielt es für klug, in dieſem Augenblicke nicht viel zu Gunſten des Schuldigen zu ſprechen. So jung er iſt, ſo weiß er doch, daß tief erbitterte Gemüther nur nach und nach beſänftigt werden können; ihre Empfindlichkeit ohne Schonung und Rückſicht angreifen, heißt ſie nur vermehren und oft ſogar erſt unverſöhnlich machen. Nachdem er aber einige Zeit darauf erfahren, daß Herr von Blermont ſeine Freunde zu einem Gaſtmahle einladen wollte, ſo ſuchte und fand er Gelegenheit, ſich mit jedem Einzelnen von ihnen zu unterhalten, ihnen ſein Anliegen zu eröffnen und ſie zu bitten, ihm bei der Ausführung eines kleinen Vorhabens behülflich zu ſeyn, von dem er an dem Tage des Feſtes ſelbſt die Begnadigung eines Mannes ſich verſprach, den er wegen der Sorgfalt, die er ihm verdankte, als ſeinen zweiten Vater liebte. Unterdeſſen gab er ſich fortwäh-

rend alle Mühe, Herrn von Blermont hinſichtlich des Herrn Beraud zu beſänftigen, und ſandte dieſem Letzteren alles Geld, welches er zu ſeinen kleinen Vergnügungen erhielt.

Das Feſt fand ſtatt. Die Mahlzeit ging zu Ende, denn der Nachtiſch war bereits aufgetragen. In der Mitte des Letztern bemerkte man ein mit friſchem Laube bedecktes Körbchen. Einer der Gäſte, welcher das Wort führte, ſtreckte die Hand nach demſelben aus. Und ſiehe! dieſe Blätter waren lauter ineinandergeſchlungene Kronen, und jede war das Unterpfand eines Preiſes, die Alexis auf dem Collegium davon getragen.

(Schluß folgt.)

Das Lamm und ſeine Mutter.

Fabel 7.

Ein junges Lämmchen, weiß wie Schnee,
Ging einſt mit auf die Weide;
Es ſprang gar muthig in dem Klee
Mit ausgelaſſ'ner Freude.
Hopp, hopp, ging's über Stock und Stein
Mit unvorſicht'gen Sprüngen.
„Kind!“ rief die Mutter, „Kind, halt' ein,
Es möchte ſonſt mißlingen.“ —
Allein das Lämmchen hüpfte fort,
Berg auf Berg ab, in Freuden;
Doch endlich mußt's am Hügel dort
Für ſeinen Leichtſinn leiden.
Am Hügel lag ein großer Stein,
Den wollt' es überſpringen.
Seht da, es ſpringt und — bricht ein Bein!
Aus war nun Luſt zum Springen.

Ihr lieben muntern Kinder, ſchreibt
Es tief in eure Herzen:
Die Freuden, die man übertreibt,
Verwandeln ſich in Schmerzen.

Der Winter.

Lied 5.

Auf Gottes Wort ſchläft die Natur,
Sie ruht ſich aus, ſie ſtärkt ſich nur,
Damit ſie, nach der Winternacht,
Im Frühling kräftiger erwacht.

Vom Himmel kömmt ein Flockenheer,
Als ob die Luft voll Federn wär';
Es ſchützt die Saat, und Gottes Hand
Legt's, einer Decke gleich, auf's Land.

Der Boden iſt ſo glänzend weiß;
Den See, den Fluß, verſteckt das Eis;
Der Reif blitzt in dem Sonnenſtrahl,
Wie kleine Sternchen ohne Zahl.

Sieh in der hellen Winternacht
Zum Himmel auf, der Sterne Pracht!
Der Gott, der lauter Gutes ſchenkt,
Iſt's auch, der ſie regiert und lenkt.

Hell ſcheint des lieben Mondes Licht,
Das durch die Wolkenſchleier bricht,
Der in der langen Winternacht
Das öde Finſter helle macht.

Haſt du im Winter Kleidung, Brod,
Und fühlſt du nicht des Froſtes Noth:
So preiſe Gottes Güt' und Macht,
Die dich hat väterlich bedacht.

Und hungert, friert ein armes Kind,
Hab' Mitleid und hilf ihm geſchwind.
Durch Wohlthun, das du haſt geübt,
Dankſt du dem Vater, der dich liebt.

Die glücklichen Ferien.

(Schluß.)

Man überreichte die Zeugniſſe dem überglücklichen Vater; ſie befanden ſich mit den, dem jungen Blermont als Preis ertheilten Büchern in dem Körbchen. Sein Vater ſtreckte die Arme nach ihm aus und Alexis warf ſich ihm an's Herz. O mein Vater! rief er unter den zärtlichſten Liebkoſungen, gewähren Sie mir eine Gnade — eine Gnade, da ſie mit Ihrem Sohne zufrieden ſind! — Welche? ſprich mein Sohn, verlange Alles, was du

willſt und du biſt gewiß, es von mir zu erhalten. — Nun den! Verzeihung für Herrn Beraud. — Für Herrn Beraud? antwortete der Vater in einem etwas erzürnten Tone. — O mein Vater! fuhr Alexis fort, können Sie Sich in dieſem Augenblicke ſeines gegen Sie begangenen Unrechts erinnern? Sprechen dieſe Kronen nicht laut genug zu ſeinen Gunſten? — Dieſe Kronen haſt du dir erworben, mein Sohn. — Bloß mit Hülfe desjenigen, was Herr Beraud mich gelehrt. — Dieſer Menſch verdient meinen ganzen Haß. — Um Vergebung mein Vater! Sie verdanken ihm einen Sohn, den Sie Ihrer würdig halten. — Alexis, ich verlange, daß du ihn gänzlich verläßt. — Mein Vater! Sie würden mich verachten, wenn ich einem Befehle gehorchte, der Ihrem Zorne entwiſchte, den aber Ihr gutes Herz bald mißbilligen wird. — Ich weiß, daß du ihn mit dem Gelde unterſtützeſt, welches ich dir für deine kleine Vergnügungen gebe. — Und all mein Vergnügen, mein Vater, beſteht darin, auf dieſe Weiſe ſein Unglück zu mildern; ich entziehe alſo Ihr Geld ſeiner eigentlichen Beſtimmung nicht. O! wenn Sie ſehen würden, wie ſehr er zu beklagen iſt, und wie bitter er ſeinen Fehler beweint; verzeihen Sie ihm, mein Vater; verzeihen Sie ihm. —

Auf ein Zeichen von Alexis vereinigten ſich alle Gäſte mit ihm, um Herrn von Blermont zu bitten. Dieſer ſchien einige Zeit zu widerſtehen, ſein Zorn aber nach und nach ſich zu mindern; endlich rief er, gleichſam wie von ſo vielen Bitten beſiegt: „Wenn er ſich noch ſelbſt zeigte! wenn er ſelbſt den Wunſch uns zu erkennen gäbe, wieder unſer Freund zu werden! — Mein Vater: die Furcht, ſchimpflich abgewieſen zu werden, hat ihn bis jetzt allein abgehalten. Da Sie es nun erlauben, wird er ſogleich vor ihren Augen erſcheinen. — Und auf ein neues Zeichen von Alexis öffnete Einer der Gäſte das anſtoßende Kabinet, wo der Lehrer verborgen war. Herr Beraud trat hierauf ein; aber ſein Geſicht verräth weder Furcht noch Verwirrung; es mahlt ſich auf demſelben nur eine ſanfte Bewegung. Das dadurch verurſachte Erſtaunen des jungen Alexis vermehrte ſich noch um Vieles, als er ſeinen Vater ſich mit folgenden Worten an Herrn Beraud wenden hörte: „Kommen Sie Herr Beraud und nehmen Sie Platz unter uns. Mein Sohn behauptet, daß wir böſe auf einander ſeyen. Zeigen wir ihm, daß er ſich irrt. — O! mein Herr! rief Herr Beraud, Sie ſehen an Ihrer Seite den glücklichſten Menſchen! Nie iſt ein Lehrer für die Sorgfalt, die er auf ſeinen Zögling verwendet, ſo ſchön belohnt worden! — Wie, mein Vater! — Nun! mein Sohn, man hat dich bloß auf die Probe ſtellen wollen. Herr Beraud hat keinen Augenblick aufgehört, ſich meiner Achtung und meiner Freundſchaft würdig zu machen. Wir wollten ſehen, ob du durch deine Erkenntlichkeit den Schatz verdieneſt, womit er dich bereichert. Aber ich bin jetzt ſtolz auf meinen Sohn und feſt überzeugt, daß er immer mein Stolz und mein Troſt ſein wird. — Mein Vater, ich that nichts, als meine Pflicht. — Ja mein Sohn, du erfüllteſt bloß deine Pflicht. Es iſt wirklich eine der heiligſten, eine ewige Erkenntlichkeit gegen denjenigen zu hegen, der unſere erſten Schritte auf dem Wege des Lebens geleitet, und der, indem er uns feſt und gerade auf demſelben zu gehen gelehrt, uns von den Laſtern oder Fehlern geheilt oder bewahrt hat, die den Menſchen unglücklich machen, oder ſein Daſein mit Schmach und Spott bedecken. Ich verdanke mein Leben dem König Philipp, ſagte Alexander der Große zu Ariſtoteles, welcher ſein Lehrer

war; dir aber mein lieber Lehrer verdanke ich, daß ich zu leben weiß. Du biſt mein zweiter Vater. Nun denn meine Herren, fuhr Herr von Blermont fort, indem er ſeine Freunde zur Freude aufforderte, laſſen Sie uns dieſen Augenblick feiern; er wird einer der ſchönſten meines Lebens ſeyn. Ja, mein Sohn, du haſt nur deine Pflicht gethan; aber es gibt ſo viele Andere deines Alters, die in ähnlichen Fällen ſich Mühe zu geben ſcheinen, ſich als Undankbare und Widerſpenſtige zu zeigen; du haſt um Gnade für deinen ſtrafbaren Lehrer gebeten; jene hingegen mißkennen oder verachten ihre Lehrer, welche der Achtung und der Freundſchaft aller Redlichen würdig ſind. Welche glückliche Ferien! Sie verheißen mir eine glückliche Zukunft.

Die dankbare Gräfin.

Erzählung 11.

Traurig lag der arme Karl unter einem Baume und dachte ſeinem unglücklichen Schickſale nach. Sein Vater, ein braver Handwerksmann, war vor Kurzem geſtorben und hatte ſeiner trauernden Gattin außer Karln noch ſechs unerzogene Kinder hinterlaſſen. Karl ſah nun wohl ein, daß er ſeinen ſehnlichen Wunſch, auf der Schule zu bleiben und dereinſt zu ſtudieren, nicht mehr erreichen könne, weil er die Profeſſion ſeines Vaters fortſetzen und ſeine Mutter nebſt Geſchwiſtern damit erhalten mußte. Indem er nun dieſen Betrachtungen nachhing, vernahm er plötzlich ein lautes Hülfsgeſchrei und ſah mit Entſetzen, wie zwei ſcheu gewordene Pferde einen ſchönen Wagen, auf dem kein Kutſcher ſaß, nach ſich zogen, in welchem eine vornehm gekleidete Dame kläglich um Hülfe rief. Karl, der ſich ſchon frühzeitig gewöhnt hatte, in Gefahren nie den Muth zu verlieren, wurde auch dieſesmal von ſeiner Geiſtesgegenwart nicht verlaſſen. Er ſprang ſogleich auf die flüchtigen Pferde zu, fiel ihnen in die Zügel, bedeckte ihre Köpfe mit ſeinem Hute, und brachte ſie, wiewohl mit großer Mühe und Gefahr zum Stehen. Nun übergab er dieſelben einem Vorübergehenden, um ſie zu halten, eilte an den Kutſchenſchlag, öffnete ihn und erkannte in der darinn ſitzenden Dame ſeine Landesherrin, die Gräfin von Barberino. Ohne Verzug ſchwang er ſich auf den Bock des führerloſen Wagens und fuhr in den Pallaſt der Gräfin. Hier übergab er den Wagen nebſt der Gräfin den verſammelten Hofbedienten, und eilte im Bewußtſeyn, eine edle That verrichtet zu haben, vergnügt nach Hauſe. Am folgenden Tage wurde er durch einen Läufer der Gräfin aufgefordert, zu ſeiner Gebieterin zu kommen. Karl folgte ihm ſogleich und ward von der Gräfin mit folgenden Worten angeredet: „Edler junger Menſch, du haſt mir das Leben gerettet, womit kann ich dir einigermaſſen vergelten, was du für mich thateſt, ſprich! und wenn es mein halbes Vermögen wäre, es ſoll dein ſeyn.“ Gerührt ſank Karl zu den Füßen der Dame und ſagte: „Gnädigſte Gräfin! was ich that, war meine Pflicht und ich würde Bedenken tragen, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen, wenn ich nicht noch eine Mutter und ſechs kleine Geſchwiſter hätte, und ich daher meinen Wunſch zu ſtudieren nicht befriedigen kann.“ Die Gräfin bewunderte den Edelmuth

dieſes Jünglings, ſetzte ſeiner Mutter einen Jahrgehalt von 1000 Gulden aus, und verſprach noch überdieß für die Kinder künftig zu ſorgen. Karln aber ließ ſie auf ihre eigene Koſten ſtudieren, und nachdem er ſeine Studien vollendet hatte und als ein geſchickter Mann zurück kam, verſchaffte ſie ihm eine der anſehnlichſten und einträglichſten Stellen im Lande.

Denkſprüche.

9.

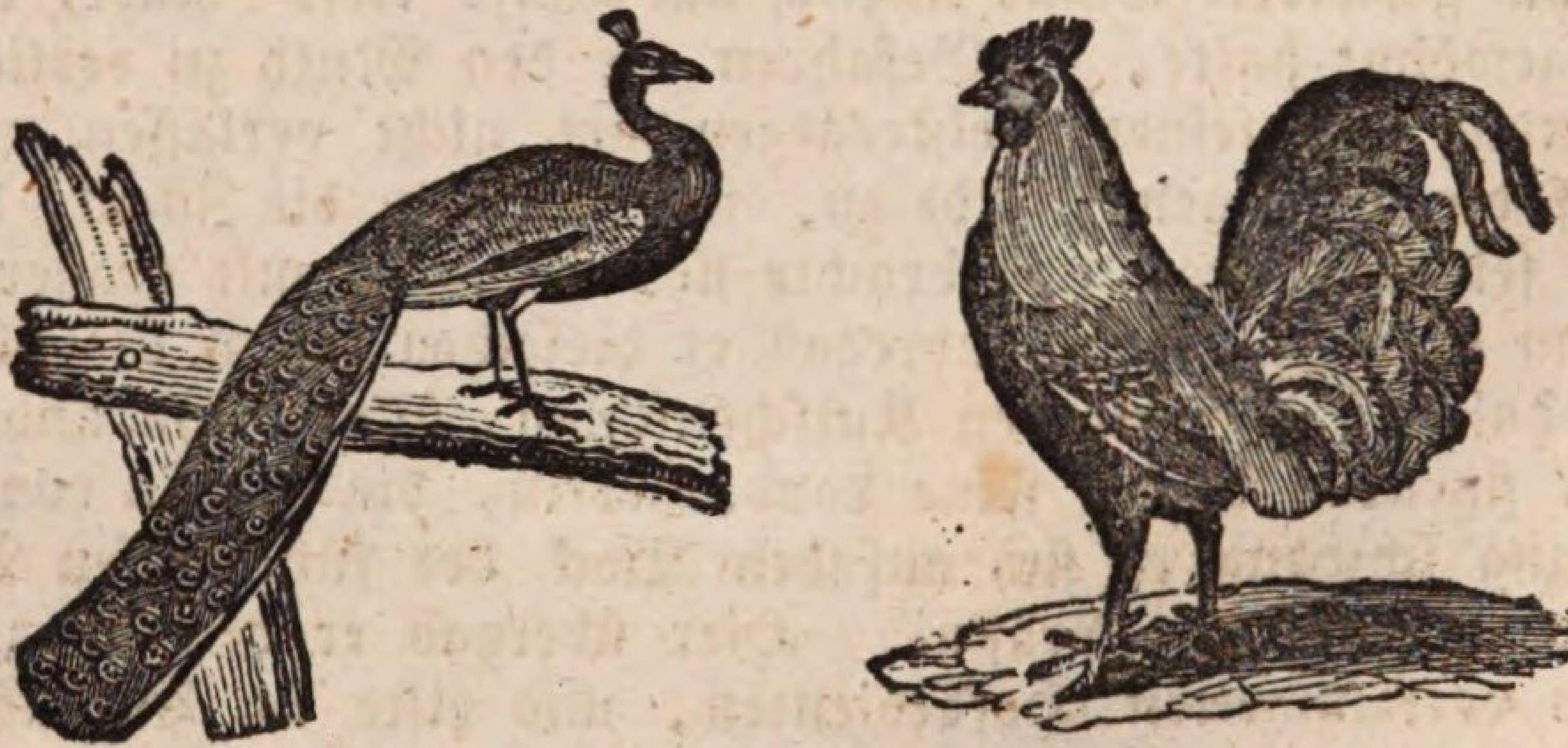
Mit Gott will ich in allen Sachen
Den Anfang und das Ende machen;
Dann wird er ſeinen Segen
Auf jede meiner Arbeit legen.

10.

Such' ſolche Freuden auf,
Die ſtill dein Herz beſeelen,
Und, wenn du ſie gefühlt,
Dich nie mit Reue quälen.

Der Pfau und der Hahn.

Fabel 8.

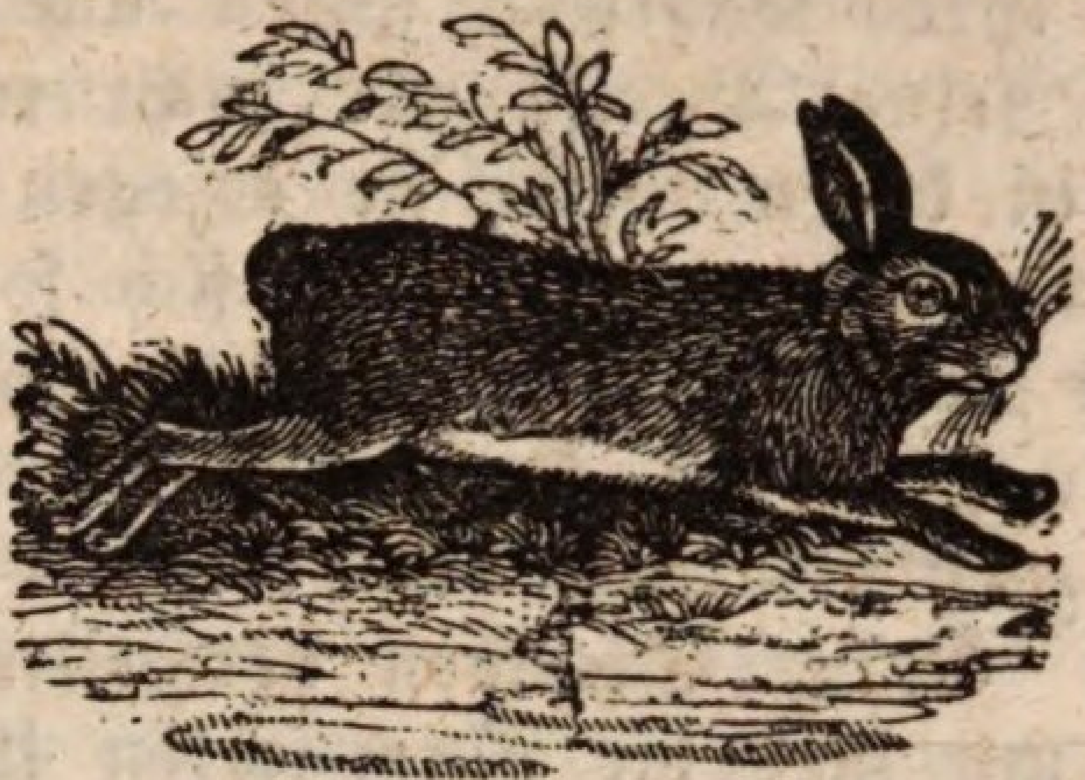


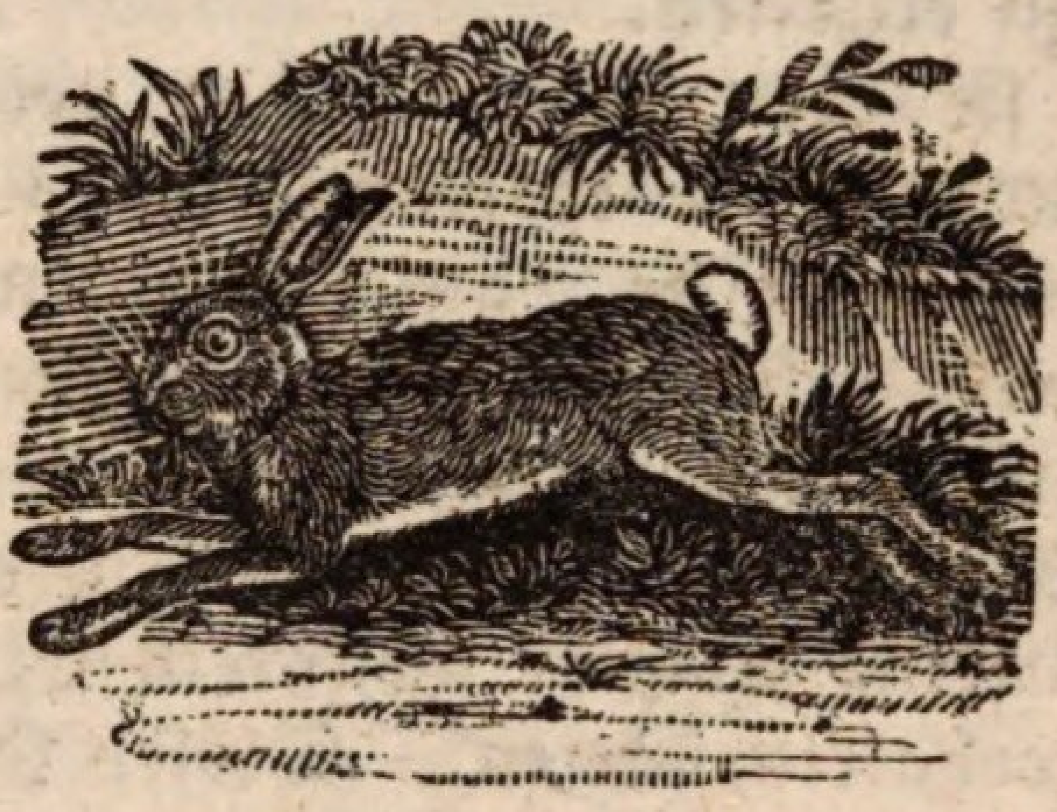
Einſt ſprach der Pfau zu der Henne: Sieh einmal, wie hochmüthig und trotzig dein Hahn einher tritt! Und doch ſagen die Menſchen nicht: Der ſtolze Hahn! ſondern nur immer: Der ſtolze Pfau! — Das macht, ſagte die Henne, weil der Menſch einen gegründeten Stolz überſieht. Der Hahn iſt auf ſeine Wachſamkeit, auf ſeine Mannheit ſtolz; aber worauf du? — Auf Farben und Federn.

Der Hund und die beiden Haaſen.

Fabel 9.

Zu große Begierde ſchadet ſich immer ſelbſt.





Ein Hund, welcher auf dem Felde einen Haaſen verfolgte, ſah einen andern, und ſuchte zugleich auch dieſem nachzuſetzen; indem er aber beide fangen wollte, bekam er keinen.

Elfride.

Mährchen 1.

Elfriede hatte ſchon in ihrem Kindesalter das Unglück, ihre Mutter zu verlieren und hing nun mit der zärtlichſten Liebe an ihrem Vater, der in ihr, dem Ebenbilde ſeiner verſtorbenen Gattin, ſeine einzige Freude, ſein höchſtes Erdenglück fand. Mit allen körperlichen Vorzügen vereinigte Elfriede das reinſte kindlichſte Gemüth und die ſchönſten Geiſtesanlagen, deren allmälige Entwicklung und Ausbildung die heiligſte Herzensangelegenheit ihres Vaters war. Dieſer, ein engliſcher Baron, ſtand in großem Anſehen bei Hofe, denn er erfreute ſich der beſondern Gunſt ſeines Königs, des braven Eduards III., deſſen Kriege er alle mitgefochten und ſich bei jeder Gelegenheit auf das Ruhmvollſte ausgezeichnet hatte.

Elfride hatte eben ihr fünfzehntes Jahr zurückgelegt, als Fiz-Richard (dieß war der Name ihres Vaters) von ſeinem König Befehl erhielt, ſich zu dem Heere zu verfügen, das gegen die unruhigen Schotten zu Felde zog.

Obgleich er erſt ſeit einigen Monaten die Waffen aus der Hand gelegt, ſo ergriff er ſie dennoch mit Vergnügen wieder, und fühlte beim Abſchiede blos den einzigen Kummer, ſich von ſeinem geliebten Kinde trennen zu müſſen, deſſen Unſchuld und Herzensgüte das Glück ſeines Lebens ausmachten. Er verließ ſie in den tiefſten Schmerz verſunken, nachdem er ſie der Sorgfalt einer Erzieherin und ihrer Kammerfrau auf das Angelegentlichſte anempfohlen.

Elfride, die mit Begeiſterung an ihrem Vater hing und in ihm alle Gefühle ihres wahrhaft guten und kindlichen Herzens vereinigte, konnte ſich über ſeine Abreiſe gar nicht tröſten. Die Einſamkeit und ländliche Stille, in deren Mitte ſie erzogen worden, und deren Vergnügungen ſie, mit ihrem Vater zu theilen, ſich ſo glücklich fühlte, verlor für ſie allen Reiz und wurde ihr faſt unerträglich. Jeden Augenblick ging ſie von ihrer Erzieherin zu ihrer Kammerfrau, um ſich den ſüßen Ergießungen ihres Herzens zu überlaſſen, da Beide an ihrem Kummer den lebhafteſten Antheil nahmen. Ganze Stunden verweilten ſie oft an dem äußerſten Ende ihres Parks, um hier die Nachrichten ihres Vaters nur wenigſtens um einige Minuten früher zu erhalten.

Einſt hatte ſie eben ihre Bücher verlaſſen, die, ſonſt ihre liebſte Beſchäftigung, ihr jetzt die tödtlichſte lange Weile verurſachten, und ſich in den Garten begeben, wo ſie, um ſich gegen die Sonne zu ſchützen, ſich in einer von der Natur gebildeten Grotte niederließ, die in einem Felſen ausgehölt, von einem kleinen Waſſerſtrahl des reinſten Kriſtalls durchrieſelt, hinter einem Gebüſche von Jasmin und Geisblatt verborgen war, welches Fitz-Richard und ſeine Tochter an ihrem Eingange angelegt, und mit ſorgſamer Pflege unterhalten hatten. Dieſer Ort erweckte in ihr das Andenken an ihren Vater in ſeiner ganzen Stärke; ſie hätte ihn ſehen, ihn hören und an ihr Herz drücken mögen. „Er iſt abgereist,“ rief ſie, „ſchon ſind drei Wochen, und ich habe nur erſt einen einzigen Brief von ihm erhalten. In dieſem Augenblicke vielleicht, empfindet er, von langen und beſchwerlichen Märſchen erſchöpft, die ganze Glut dieſer brennenden Sonne. O! und er ſehnt ſich vielleicht jetzt nach jenen Früchten, mit denen wir uns Nachmittags im Schatten dieſer Grotte zu erfriſchen pflegten, und deren Wohlgeſchmack ich durch den ſüßen Duft untermengter wohlriechender Blumen noch mehr zu erhöhen ſuchte. Während ich im Frieden die Kühle dieſes lieblichen Ruheſitzes genieße; welchen Gefahren iſt nicht mein Vater ausgeſetzt? Und bald erwarten ihn neue Gefahren in Mitte der Schlachten, wo ſeine Tapferkeit ihn in die vorderſten Reihen führen wird, und wer weiß.......“ Ihre Zunge weigerte ſich, den Gedanken auszuſprechen, den die Beſorgniß für ihren Vater ihr eingeflößt. Ein Strom von Thränen entquoll ihren Augen; ſie zitterte und wagte kaum zu athmen. Endlich fuhr ſie fort: „O! daß ich nicht in dieſem Augenblicke vernehmen kann, daß du dich wohl befindeſt, o mein Vater! Warum mußte doch der Himmel uns die Gabe verweigern, zu wiſſen, wie es, fern von uns Perſonen, ergehe, die uns theuer ſind!“ Kaum hatte Elfride dieſe Worte ausgeſprochen, als ſie auch ſchon das Ungeziemende derſelben fühlte und ſich beeilte, den Himmel um Verzeihung zu bitten, daß ſie es gewagt, gegen die Beſchlüſſe der Vorſehung zu murren. Indeſſen fühlte ſie dennoch in der Tiefe ihres Herzens den ſehnlichſten Wunſch, ſtets von der Lage ihres Vaters unterrichtet zu ſein, ohne daß es doch dem Willen des Allerhöchſten widerſtrebe.

Tief in dieſe Betrachtungen verſunken, bemerkte Elfride kaum, was um ſie her vorging. Indeſſen glaubte ſie dennoch ein leichtes Geräuſch zu vernehmen, ähnlich demjenigen einer Perſon, die ſich mit leiſen Schritten nähert: und da ſie ihre Augen aufſchlug, erblickte ſie mit Erſtaunen eine Figur, deren Aeußeres ein Weſen von ganz beſonderer Natur verkündigte. Sie war kaum einen Fuß hoch, und gleichwohl ſtanden alle Theile ihres Körpers mit ihrer Größe in einem bewunderungwürdig-richtigem Verhältniſſe. Ihre Geſichtszüge waren von regelmäßiger Schönheit und ihre ganze Figur trug das Gepräge der Sanftmuth und des Wohlwollens. Auf ihrem Haupte trug ſie einen Truban von einem wunderſchönen blauen Stoffe, der einem Blumenblatte glich. Er war mit einer doppelten Reihe koſtbarer Steine geziert, die, obgleich äußerſt klein, dennoch einen bewunderungswürdigen Glanz verbreiteten. Ihr Kleid von blendender Weiſe, reichte bis auf die Erde. In der einen Hand trug ſie ein elfenbeinernes Stäbchen, und in der andern einen Spiegel von auſſerordentlichem Glanze.

Erſtaunen und Ueberraſchung bemächtigten ſich Elfriedens bei dieſem Anblicke. Sie wollte entfliehen, fühlte ſich aber von einer unwiderſtehlichen Macht wie angefeſſelt. Mit Unruhe heftete ſie ihre Augen auf die glänzende Fremde, die ſich ihr näherte und zu ihr ſprach: „Sey unbeſorgt, Elfride; Herzen, ſo unſchuldig und gut wie das deinige, haben nichts von mir zu befürchten. Tauſendmal haſt du Feenmärchen erzählen hören, und mit Recht jedesmal ſie als ungegründete Hirngeſpinſte verworfen, die bloß ein Erzeugniß der Einbildungskraft ſind, und deren Daſein ſich nicht mit der Weisheit des höchſten Weſens verträgt. Stets hat die geſunde Vernunft dir geſagt, daß Gott nicht zugeben würde, daß eine Sekte untergeordneter Weſen ungeſtraft das menſchliche Geſchlecht quälen dürfe. Vernimm aber, gute Elfride! daß, wenn es deren auch keine für ſo eitle Zwecke gibt, dennoch welche unter der Leitung einer höhern Macht beſtehen. Ihre unſichtbare Natur ſetzt ſie in den Stand, auch über die kleinſten Angelegenheiten des menſchlichen Lebens zu walten. Einmal in jedem Jahrhunderte erſcheinen ſie den Augen begünſtigter Sterblicher, die wie du, ſich nicht von dem Reitze des Laſters verführen ließen und ihr Herz rein und vorwurfsfrei zu erhalten wußten. Dein Schmerz und deine Wünſche ſind bis zu mir gelangt; und obgleich es mir nicht erlaubt iſt, deine Beſorgniſſe zu zerſtreuen, ſo ſteht es doch wenigſtens in meiner Macht, deinen Wünſchen zu entſprechen. Die Stelle, die dein Vater behauptet, ſetzt ihn zwar unaufhörlich neuen Gefahren aus, aber ſie bedeckt ihn auch mit Ruhm. Fiz-Richard ſelbſt fühlt ſich in ſeiner Lage vollkommen glücklich, und möchte ſie nicht mit einem friedlichen und ruhigen Leben vertauſchen, das durch keine glänzende That bezeichnet wäre. Die einzige Widerwärtigkeit, die er empfindet, iſt, daß er entfernt von dir leben muß; aber das Vergnügen, das er in der Hoffnung findet, macht ihm die Zeit bis zu ſeiner Rückkehr wenigſtens erträglich. Gib dir während ſeiner Abweſenheit Mühe, dich in allen jenen Kenntniſſen zu vervollkommnen, durch deren Erlangung du ihn ſo glücklich machen würdeſt. Unterlaſſe deine überflüſſigen Klagen, und untergrabe durch ſie nicht deine Geſundheit, die das Glück Fiz-Richards in ſeinem Alter ſeyn wird.“

Elfride vernahm dieſe Worte anfänglich mit einem Gefühle von Schrecken, von dem ſie ſich aber allmälig erholte, und nachdem ſie die Richtigkeit der ihr von der Fee gemachten Bemerkungen laut anerkannt, verſprach

ſie derſelben, künftig behutſamer zu ſeyn und dieſes Uebermaß von Empfindſamkeit zu unterdrücken. — „Liebe Elfride,“ antwortete die Fee, „ich bin mit der Aufrichtigkeit deines Entſchluſſes, den ich in deinem Herzen leſe, vollkommen zufrieden. Aber warum ſoll ich meinen Liebling länger hinhalten? Ich ſehe, daß du ungeduldig biſt, mich näher kennen zu lernen. Ich bin die Königin der Feen, und mir iſt die Sorge für die Jugend, die reines Herzens iſt, beſonders anvertraut. Dieſes Stäbchen iſt die Quelle meiner Macht, und dieſer Spiegel gehört dir, Elfride, wenn du noch nach dem verlangen ſollteſt, worüber du den Himmel angeklagt, daß er dir es nicht verliehen. Sage mir, willſt du wirklich fortwährend von der Lage deines Vaters unterrichtet ſeyn? Ich ſehe, ja. Nun ſo nimm dieſen Spiegel. Dreimal des Tages wird er dir nach einer Zwiſchenzeit von einer halben Stunde das Bild und die Beſchäftigungen deines Vaters fünf Minuten lang treu darſtellen.“

Begierig ſtreckte Elfride die Hand darnach aus und warf, indem ſie ihre Blicke von der Fee abzog, zum Erſtenmal ihre Augen auf das ſo heiß erſehnte Geſchenk. Sie ſah' darin das Bild ihres Vaters, der, ſich mit einem Freunde unterhaltend, eben ſpazieren ging; ſein Geſicht war der Ausdruck der Geſundheit und des Glücks. Bei dieſem Anblicke konnte ſie ſich der Freudenthränen nicht enthalten; ſie betrachtete das Bild bis zu dem Augenblicke ſeines Verſchwindens, wendete ſich dann ſchnell zu der Fee und konnte ihr für ihre Wohlthätigkeit und Großmuth nicht genug danken. „Du biſt alſo mit meinem Geſchenke zufrieden, Elfride,“ ſagte ſie lächelnd; „du beſtehſt auf deinem Entſchluſſe, es zu behalten? Ah! Betrogene .... Aber ich überlaſſe es der Erfahrung, dir die Wahl, die du getroffen, kennen zu lehren. Wenn du indeſſen des Beſitzes dieſes Spiegels einmal überdrüſſig werden ſollteſt, ſo kehre nur hierher zurück, und tauche ihn in das Waſſer dieſes Bächleins, ſo werde ich mich dir ſichtbar machen, um ihn wieder in Empfang zu nehmen.

Als ſie dieß geſprochen, verſchwand die Fee, und nachdem Elfride ſich von ihrem Erſtaunen ein wenig erholt hatte, begab ſie ſich in's Schloß zurück. Ihre Erzieherin, die ihr volles und unbeſchränktes Vertrauen beſaß, war die Einzige, der ſie dieſe überraſchende Erſcheinung mittheilte. Sie behandelte anfänglich die Sache bloß als ein Hirngeſpinnſt, als eine Wirkung von Elfridens erhitzter Einbildungskraft. Sobald ſie aber den Spiegel erblickte, begann ihr hartnäckiger Zweifel an der Wahrheit der Erzählung allmälig zu ſchwinden. Um ſie vollends ganz zu überzeugen, bath Elfride ſie, nur einmal ihre Augen auf das Geſchenk der Fee zu werfen. Die Erzieherin blickte in den Spiegel, und alle Beide ſahen den Baron Fiz-Richard. Während ſie ihn betrachteten, ſtrauchelte das Pferd und warf ſeinen Reiter auf die Erde. Elfride ſtieß einen Schrei aus, und der Spiegel erglitt ihren Händen. Sie hob ihn ſogleich auf; aber ach! in demſelben Augenblicke war auch die Erſcheinung verſchwunden.

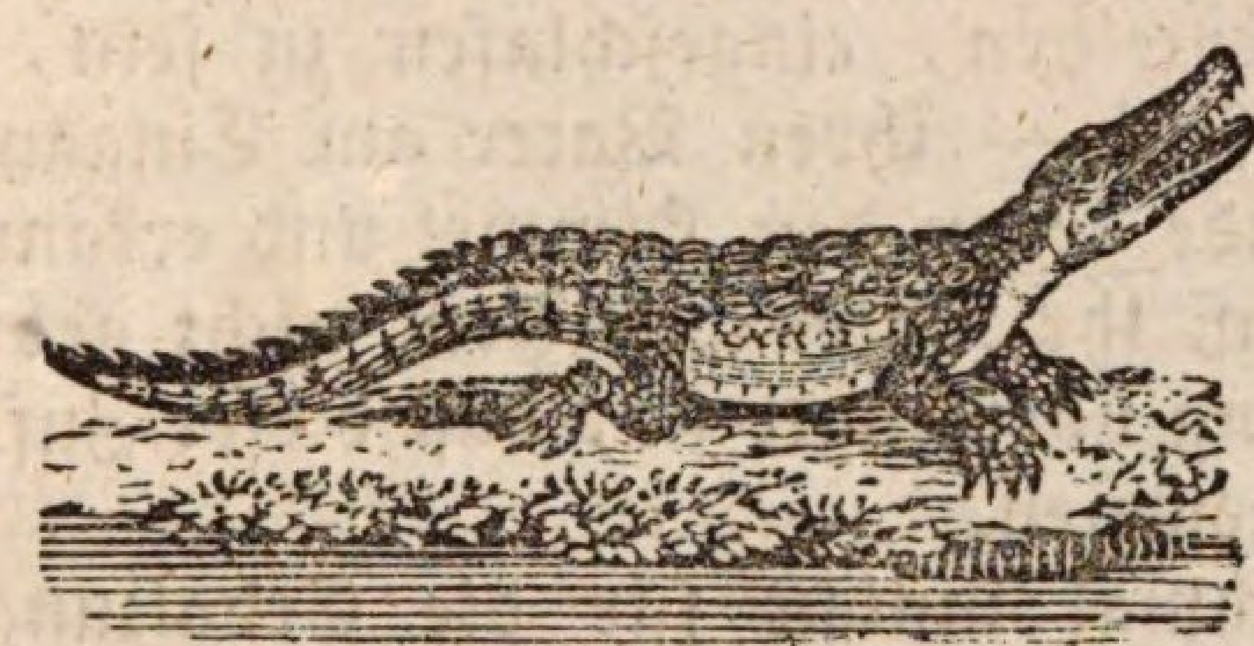
Ihr Schmerz läßt ſich kaum beſchreiben: ſie weinte und ſeufzte, zitterte am ganzen Körper, und indem ſie ſich in Zwiſchenräumen ganz den Schrecken ihrer Einbildungskraft dahingab, athmete ſie ſo ſchwer, daß man hätte glauben ſollen, ſie nahe ſich ihrem letzten Augenblicke. So verging die halbe Stunde, bis es ihr erlaubt ſeyn ſollte, ihren Vater wieder zu ſehen.

(Schluß folgt.)

Der Tiger, das Krokodill und der Wanderer.

Fabel 10.

Auch in der größten Gefahr verzweifle nicht! Oft dient gerade dasjenige, was deinen Untergang zu vollenden ſcheint, zu deiner Erhaltung.



Auf einem ſchmalen Wege, wo rechts ein hoher Berg emporſtieg, und links der Fluß Ganges floß, ging ein Wanderer. Plötzlich ſah er vom Berge herab einen grimmigen Tiger auf ſich zueilen. Um ihm zu entgehen, wollte er ſich gerade in den Strom ſtürzen, und ſich durch ſchwimmen retten, als auch aus dem Strome ein Krokodill heraus fuhr.

O ich Elender! rief der arme Wanderer, wo ich hinblicke, iſt der gewiſſe Tod. Voll banger Angſt ſank er bei dieſen Worten zu Boden. Der Tiger, ſchon hart an ihm, that einen jähen Sprung, und — fiel dem Krokodill in den Rachen.

Zufrieden mit ſeiner Beute fuhr dieſes in die Tiefe hinab, und der Wanderer ſetzte unbeſchädigt ſeine Reiſe fort.

Elfride.

(Schluß.)

In dem Augenblicke, als die letzte Minute verſtrichen, ergriff ſie auch ſchon den Spiegel und ſah den Baron blaß und kraftlos auf einem Feldbette liegen. Sein Arm hing in einer Binde und Elfride zweifelte keinen Augenblick, daß er gebrochen ſey. Dieß war Alles, was ſie ſehen konnte; und als der Spiegel ihr den Dienſt verſagte, verfiel ſie in die tiefſte Traurigkeit. Indeſſen ſuchte ihre Erzieherin ſie zu überzeugen, wie unvernünftig es ſey, wiſſen zu wollen, was die Vorſehung unſerer Kenntniß zu entziehen beſchloſſen; aber Elfride, von ihrem Schmerze eingenommen, merkte nicht darauf. Die Augen auf den Spiegel geheftet, wartete ſie mit Ungeduld, bis die zweite halbe Stunde verfloſſen ſey; und als endlich der Zeitpunkt kam, zeigte er ihr das nämliche Bild.

Da nunmehr der Spiegel für dieſen Tag ſeine Kraft verloren, ſo half es ihr nichts, daß ſie ſich den Thränen und der Verzweiflung überließ und jede Ruhe verſchmähte. Aber noch vor Ende der Nacht traf ein Eilbote mit Briefen von dem Baron ein. Elfride öffnete ſie eiligſt; ſie waren fünf Tage vorher geſchrieben; und obgleich ſie die befriedigendſten Nachrichten von der Geſundheit des Barons zu jener Zeit enthielten, ſo vermochten ſie doch nicht Elfrieden zu erheitern, welche wußte, was ſich ſeitdem mit ihm zugetragen. Sie legte ſie bei Seite und erwartete unter der heftigſten Bewegung den Anbruch des Tages.

Indeſſen konnte ſie dennoch dem Schlafe nicht widerſtehen; ihre immer ſchwerer gewordenen Augenlieder ſchloſſen ſich, und ſie wurde erſt durch die Strahlen der Morgenſonne aufgeweckt, die durch ihre Fenſter ſchienen. Sie konnte es ſich nicht verzeihen, eingeſchlafen zu ſein, nahm ſogleich den Spiegel zur Hand und ſah' — ihren Vater am Eingange des Zeltes. Dankend erhob ſie ihre Hände gegen den Himmel und erkannte zugleich mit nicht geringer Freude, daß ihr Vater den Arm nicht gebrochen. Die Schnelligkeit ſeiner Widergeneſung überzeugte ſie, daß dieſer Zufall von keinen weitern unglücklichen Folgen geweſen.

Nachdem ſie dem Himmel nochmal innigſt für die Erhaltung ihres Vaters gedankt, rief ſie, den Blick auf ihren Spiegel gerichtet: „Unglückliches Geſchenk! welche Leiden haſt du mir verurſacht! Hätte ich dich nicht gehabt, welche Quelle von Freude würden dieſe Briefe nicht für mich geweſen ſeyn! Ich hätte nichts von einem Ereigniſſe gewußt, das an ſich Nichts zu bedeuten hatte, dem ich aber auch, wenn es wirklich wichtiger geweſen wäre, dennoch nicht zu ſteuern vermocht hätte. Ich will dieſen Spiegel der Fee zurückgeben und mich künftig mit den Geſchenken begnügen, die der Himmel mir verliehen hat.“

Ihre Erzieherin belobte dieſen Entſchluß beifällig und Elfride begab ſich unverzüglich in die Grotte, tauchte den Spiegel in den Bach, und in dem nämlichen Augenblicke erſchien auch die Fee. „Empfange dein unglückliches Geſchenk zurück,“ ſagte Elfride; „ich habe die Uebel erfahren, die mit demſelben verbunden ſind, und das Ueberſpannte meiner Wünſche einſehen lernen.“ — „Mit Vergnügen,“ antwortete die Fee, „nehme ich den Spiegel zurück — mit einem Vergnügen, das aus dem Gefühle entſpringt,

welches ich empfinde, dich deinen Irrthum erkennen zu ſehen. Ich wußte, indem ich dir ihn gab, welchen Kummer dir die Kenntniß, die du zu beſitzen wünſchteſt, verurſachen werde; aber ich durfte kaum hoffen, daß du ſo ſchnell dich überzeugen würdeſt, wie wenig ſie geeignet ſey, dich glücklich zu machen. Ich hätte dir ein vollkommneres Geſchenk machen können, einen Spiegel z. B., der dir das Bild deines Vaters fortwährend vorgezeigt hätte; aber dann würdeſt du alle deine Beſchäftigungen vernachläſſigt haben, um unaufhörlich hinein zu ſehen, und würdeſt in deiner Jugendzeit durchaus keine Fortſchritte mehr gemacht haben.“

„Aber Elfride, obgleich dieſes Geſchenk dir nicht im mindeſten von Nutzen war, ſo iſt dies doch nicht der Fall mit der Erfahrung, die du durch daſſelbe gemacht haſt. Du weißt in Zukunft, wenn du wieder zu irgend einem Wunſche verſucht ſein ſollteſt, daß ſeine Erfüllung wahrſcheinlich eben ſo wenig geeignet ſein dürfte, dich wahrhaft glücklich zu machen, als jene Kenntniß, die du für eine Quelle des Troſtes hielteſt, die aber nur dazu diente, dich unglücklich zu machen, obgleich wohl kein Wunſch weniger Unannehmlichkeiten befürchten zu laſſen ſchien, als derjenige, welchen die kindliche Liebe dir ſchien eingeflößt zu haben. Laß' alſo, Elfride, dieß künftig dir zur Warnung dienen und lerne, daß alle Wünſche, die du etwa noch faſſen und nähren könnteſt, übertrieben und ungereimt ſind, deren Erfüllung dich mißvergnügt machen könnte.“

Die Fee ſchwieg, und Elfride, nachdem ſie ihr für ihre Lehre aufrichtig gedankt hatte, begab ſich in tiefem Nachdenken über Alles, was ſich mit ihr zugetragen, in's Schloß zurück.

Der gute Vater.

Erzählung 12.

Binto ging mit ſeinem Sohne Konſtantin an einem Frühlingsmorgen, es war erſt drei Uhr geweſen, auf eine liebliche Anhöhe im Freien, um dort den Aufgang der Sonne zu erwarten. Kaum hinter das Dorf gekommen, überlief ſie ein Mann ebendaher, der große Eile zu haben ſchien. Vater Martin, wohin ſo ſchnell? rief ihm Binto zu, nachdem er von ihm ehrerbietig gegrüßt worden war. In's nächſte Dorf, nach Reichheim. Was habt Ihr denn dort ſo früh zu thun, wenn ich fragen darf? Sehr wenig und auch ſehr viel, fuhr Martin zu reden fort, denn ich hole mir dort beim Bäcker eine Semmel und bei dem Ziergärtner einen Kranz. Beides iſt ſehr wenig, weil mich das Ganze nicht mehr als zwei Silbergroſchen koſten ſoll, doch für meine Armuth genug; ſehr viel aber wird es ſein für meine kleine Thereſe, wenn ſie nach meiner Nachhauſekunft heute an ihrem Geburtstage erwachen und den Kranz um ihr Haar und die Semmel auf ihrem Bette finden wird. Ich freue mich recht auf jenen herrlichen Augenblick, den ich bei ihrem Erwachen haben werde.

Nachdem Martin dieſes geſprochen, eilte er um ſo ſchneller weiter.

Lieber Konſtantin, unterbrach Binto bald das Schweigen, dieſer ſchöne Zug unſeres Martin, dieſe große Liebe des guten Vaters zu ſeinem Kinde ſteht mir bei weitem höher, als das herrlichſte Schauſpiel der Natur, das

uns gewiß auf unſerer Anhöhe dort erwartet. Siehſt du, ſo gut ſind die Eltern ihren Kindern, daß ſie Schlaf und Geld entbehren und ihnen zu Liebe darben, und ſich nur dann glücklich fühlen, wenn ſie ihre Kinder glücklich ſehen; ja ſie eſſen, wo Mangel und Noth zu Hauſe ſind, bei all ihrer ſchweren Arbeit ſich ſelbſt kaum ſatt, um ihre Kinder nicht hungrig vom Tiſche aufſtehen zu laſſen. Ich habe das, ſprach Konſtantin, lieber Vater, bei der Erzählung Martins auch empfunden. Meine Seele war tief ergriffen von der großen Liebe zu ſeinem Kinde. Viel dankbarer noch ſchlägt jetzt mein Herz für Sie und die gute Mutter, denn Sie lieben mich ja Beide nicht minder, wie Martin ſeine kleine Thereſe. Sie werden mir aber, mein Vater, erlauben, bald nach unſerer Rückkehr für jenes Mädchen noch etwas aus dem Gewölbe unſeres Kaufmannes holen zu dürfen. Mein Sohn, entgegnete der Vater, herzlich gern; ich habe dieſe Bitte von Dir erwartet, damit die kleine Thereſe heute eine um ſo größere Freude habe, und Martin durch ſeine Liebe und Aufopferung für ſein Kind ſich in Deinem Geſchenke etwas belohnt ſehe.

Als die kleine arme Thereſe gegen ſechs Uhr erwachte und ſich aus dem Bette erheben wollte, fühlte ſie einen ſchönen Kranz auf dem Haupte und ſah eine Semmel vor ſich liegen. Freudig ſchlug das Kind die Hände zuſammen; oft küßte es bald dankbar den Vater, bald die Mutter. Eine Thräne drang aus den Augen der Eltern, weil ihr kleines Geſchenk ihr Kind ſchon ſo glücklich machen konnte.

Du haſt noch mehr, begann jetzt der Vater, ſiehe dieſen ſchönen Zeug zu einem Kleidchen für Dich! Der junge Herr oben, unſer Konſtantin, hat es Dir vorhin, als Du noch ſchlieſſt, gebracht. Kaum wußte ſich das arme Kind zu mäßigen in ſeiner Freude, denn ſo etwas Schönes war noch nicht vor ſeine Augen gekommen, um ſo weniger hatte ein ſo prächtiger buntfarbiger Zeug ihren Körper geſchmückt.

So können auch arme Eltern und Kinder, wenn die heilige Liebe ſie gegenſeitig durchglüht, ſich unendlich viel das Leben erheitern und es zu einem glücklichen und zufriedenen ſchaffen.

Denkſprüche.

11.

Mädchen, ſey dem Veilchen gleich,
Und an ſtiller Tugend reich;
Dann trägſt du auf Erden hier
Schon den Himmel ſelbſt in dir.

12.

Dem ſanften Veilchen gleich,
Das im Verborgnen blüht,
Sey immer fromm und gut,
Auch wenn kein Menſch dich ſieht.

Der fromme Sinn.

Lied 3.

Wenn uns ein frommer Sinn belebt,
Und unſer Herz ihn ehret;
Wenn dieſer Sinn mit Eifer ſtrebt,
Zu thun, was Gott uns lehret:

Dann laſtet keine Reu' und Schuld
Auf uns, und heitre Freude
Im Glück, im Unglück Ruh; Geduld
Steht treu uns dann zur Seite.

Nur Unſchuld wohnt in unſrer Bruſt,
Und heiter iſt's Gemüthe;
Wir ſind der Frommen Freud' und Luſt,
Uns lohnet ihre Güte.

Die Fliege, Wespe und Biene.

Fabel 11.

Seyd fleißig in der Jugend, damit ihr nicht im Alter Mangel und Armuth leidet.

Ich lobe dich zwar, o Biene! ſagte eine Fliege, weil du ſo fleißig den Honigſaft aus den Blumen ſaugſt; denn auch ich ergötze mich am Honig und ſüßen Saft. Aber darüber wundere ich mich doch, daß du ſo emſig und ſo mühſelig arbeiteſt, die wächſernen Zellen zu machen. Ich, die ich mir kein Haus baue, habe dieſe mühſame Arbeit nicht und lebe, indem ich keine bleibende Stätte habe, deſto freier und bequemer, wo es mir beliebt.

Die Wespe fing an: die Biene handelt klug, daß ſie ſich ein Haus bauet; denn es iſt ſehr nützlich, eine Herberge zu haben, wohin man fliehen kann, wenn der Himmel unfreundlich und regneriſch iſt. Aber das ſcheint mir wunderbar, warum ſie mit ſo vielem Fleiß ihre Zellen mit Honig voll ſtopft. Wozu ſo vielen überflüſſigen Lebensvorrath? Iſt es nicht beſſer, an jedem Tage friſches Futter zu ſuchen, es würde dann beſſer ſchmecken.

Schweiget, ſprach die Biene, die ihr eure Trägheit und Sorgloſigkeit lobet. Der kommende Winter wird zeigen, wie leer und eitel euer Gerede iſt. Denn da wirſt du, o Fliege! der Wohnung und der Lebens=

mittel beraubt, bald durch Hunger und Kälte zu Grunde gehen. Du aber, Wespe! wirſt, obgleich dich deine Wohnung gegen die Kälte ſchützen kann, doch bald aus Mangel an Nahrung ſterben; während ich, gegen alles Ungemach des Winters innerhalb meiner Zellen geſchützt, und im Ueberfluſſe an Nahrung, ruhig und vergnügt dieſe traurige Jahreszeit zubringen kann.

Der gefangene Hecht rettet aus einer großen Noth.

Erzählung 13.

Armuth iſt keine Schande. Der beſte und frömmſte Menſch kann in Armuth gerathen. Nur der Laſterhafte verdient Verachtung, gegen den guten Armen muß man mitleidig und erbarmend ſeyn. Ein armes Kind muß man nicht gering ſchätzen. Dem verlaſſenen Nothleidenden hilft der gütige Gott oft auf eine wunderbare Art. Dies könnt Ihr aus der folgenden, merkwürdigen Geſchichte lernen.

Friedrich Siebert hatte von ſeinem Vater ein kleines Haus und einen Garten geerbt. Er war ein fleißiger Arbeiter und verdiente mit Holzſchlagen im Walde für ſich und ſeine Familie Brod und Unterhalt. Mit ſeiner Gattin lebte er ſehr glücklich. Sie ging auf Taglohn. Als ſie aber Mutter von ſieben unerwachſenen Kindern war, da konnte ſie das Haus nicht mehr verlaſſen, mußte die Kleinen hüten, daß ſie ſich und Andern nicht ſchadeten.

Der Vater konnte kaum ſo viel verdienen, um die Seinen kärglich zu ſpeiſen und zu kleiden. Dabei aber war er heitern Muthes und ſagte zu ſeiner Gattin: „Laß uns nur dem lieben Gott vertrauen! Er hat uns die guten, geſunden Kinder gegeben, und wird ſie, wenn wir fleißig arbeiten, nicht verhungern laſſen.“

Aber der arme Siebert hatte im Walde das Unglück, daß ihm ein Zacken auf den Kopf ſchlug, und er für todt niederſtürzte. Zwar erholte er ſich von ſeiner Ohnmacht wieder, aber er fiel in eine ſchwere Krankheit, und lag mehrere Tage ohne Verſtand. Um ſein Bette weinten Frau und Kinder. Als er wieder zur Beſinnung kam, jammerte er über die Seinen, die nichts zu leben hatten.

Die leidende Frau mußte zu dem Kaufmann Herwig gehen, der ſehr reich war, und zehn Thaler borgen. Der harte Mann gab ihr das Geld erſt dann, als ſie ihm ihren Keſſel, ihr Leinenzeug, ihren Brautanzug und den Sonntagsrock ihres Mannes zum Unterpfande gebracht hatte. Um aber den Kranken nicht zu betrüben, den ſie herzlich liebte, ſagte ſie ihm nichts davon.

Als Siebert wieder ſo weit geneſen war, daß er mit ſchwachen Kräften gehen konnte, ſollte ſein erſter Gang der ſeyn, daß er dem lieben Gott für ſein Leben und die Erhaltung ſeiner Vernunft danken wollte. Aber, aber, der Sonntagsrock fehlte, der war noch verſetzt! Die arme Frau mußte es nun bekennen, daß ſie ihn mit den andern Sachen den Kaufmann Herwig habe geben müſſen, der ihr dagegen zehn Thaler borgte.

Siebert ſagte ſeiner Frau darum kein böſes Wort; aber er ſprach mit trauriger Miene: „Glaubt denn der Mann, daß Du ihn betrügen konnteſt?

Auſſer meinem Sonntagsrock iſt das, was er hat, wohl zwanzig Thaler werth. Er wird ihn mir doch wohl herausgeben?"

Siebert ging zu ihm und bat ihn um den Sonntagsrock; aber Herwig, taub gegen ſein Flehen, ertheilte ihm folgenden Beſcheid: „Bringt mir erſt die zehn Thaler, ſonſt gebe ich Euch die Lumpen nicht zurück. Wartet Ihr länger, ſo werden ſie die Motten freſſen, und ich bin um mein Geld betrogen. Legt Ihr mir vier Thaler auf den Tiſch, dann ſollt Ihr Euern Rock haben, ſo aber nicht."

Der arme Siebert war in großer Noth. Er wollte ſo gern in die Kirche gehen, mit der Alltagskleidung konnte er's nicht. Er war an zwei Orten geweſen und Niemand bezeigte Luſt, ihm vier Thaler zu borgen.

„Komm, Anton," ſagte er in der Abenddämmerung zu ſeinem älteſten Sohne, „wir wollen an die Elbe gehn und angeln. Vielleicht fangen wir ſo viele Fiſche, daß wir dann morgen ein Mittagbrod haben. Der liebe Gott, der die jungen Raben ſpeiſt, wird uns nicht verlaſſen."

So gingen Vater und Sohn nach dem nahen Fluſſe hin. Das Waſſer war ruhig und die Luft lau. Eine halbe Stunde hatte Siebert geangelt, und nur zwei kleine Weißfiſchchen gefangen. Er wollte aufſtehen und nach Hauſe gehen, als Anton zu dem Vater ſagte: „Laßt die Angel noch einmal in's Waſſer, und fangt Ihr dann nichts, ſo hört auf."

Es waren nicht drei Minuten verfloſſen, als es im Waſſer ſo an der Angel zuckte, daß Sieberten die Ruthe aus der Hand geriſſen worden wäre, wenn er nicht ſtark war und ſie feſt hielt.

Anton ſchrie vor Freude laut: „Vater, das iſt ein großer, unbändiger Fiſch!"

Siebert zog; aber er fürchtete, daß die Angelſchnur zerreißen würde. Es hatte ſich an dem Angelhaken ein Hecht feſtgebiſſen, der über zwölf Pfund wog. Der Knabe wollte den Fiſch beim Kopf faſſen, und ihn auf dem Raſen feſthalten, da er ſprang. Warnend rief ihm der Vater zu: „Kind, laß los, faſſe das Thier nicht an, es hat ſehr ſcharfe Zähne und kann Dich gefährlich beißen."

Der fromme Mann ſank auf die Knie und dankte dem gütigen Gott, daß er ihn den Fiſch fangen ließ.

Auf dem Rückwege ſagte er zu ſeinem Sohne: „Wie gut iſt's doch, daß ich Dich mitnahm! Auf Deine Bitte ließ ich die Angel wieder in's Waſſer, ſonſt wäre ich weggegangen und hätte den mächtigen Hecht nicht gefangen. Nun weis ich's gewiß, der gute Gott ſteht uns bei. Zwei Thaler iſt der Hecht werth. Ich will ihn zu dem Haufmann Herwig tragen, vielleicht gibt er mir dafür meinen Sonntagsrock heraus, damit ich in die Kirche gehen und Gott danken kann. Laufe Du nur voraus zur Mutter und verkünde ihr unſern Fang und unſere Freude."

Als Siebert mit dem Fiſche zu dem Kaufmann kam, ſtaunte dieſer, als er das große Thier ſah. Er glaubte, Siebert wollte ihm mit dem Hecht ein Geſchenk machen, auf daß er ihm die zehn Thaler noch länger borgte.

Er fragte Sieberten: „Was wollt Ihr für den Fiſch?" — „Zwei Thaler," antwortete er, „und meinen Sonntagsrock." . . . Da fuhr ihn der Kaufmann hart an und ſprach: „Kerl, Ihr ſeyd wohl nicht recht klug? . . . Siebert ſchwieg und ſchalt nicht wieder.

Herwig aber war ſo unvorſichtig, daß er dem Hecht in's Maul faßte, der ſchnappte zu, biß ihm in die Hand, daß er aufſchrie, den Fiſch verfluchte und im Zorn ſagte: „Nehmt das Unthier und verkauft es, wo Ihr wollt! Bringt Ihr mir aber nach acht Tagen meine zehn Thaler nicht, ſo laſſe ich Eure Sachen verauktioniren."

Als Siebert den Fiſch über die Straße trug, machte er, wegen ſeiner Größe, allgemeines Aufſehen. Da begegnete ihm auch der Bediente des Herrn von Lindenau, der ſah den Fiſch an und ſagte zu Sieberten: „Folgt mir, mein Herr wird Euch den Hecht gut bezahlen. Morgen iſt das Hochzeitfeſt ſeiner Tochter, und da gibt es einen großen Schmaus."

Alle im Hauſe des Herrn von Lindenau wunderten ſich, als ſie den Hecht ſahen. Siebert forderte nicht und ſprach: „Ich bin ein Vater vieler Kinder und ein armer Mann; lange lag ich krank darnieder; da mußte meine Frau in der Noth meinen Sonntagsrock verſetzen. Ach, ich kann nicht in die Kirche gehen! Geben Sie mir für den Fiſch was Sie wollen, ich bin damit zufrieden."

Siebert mußte ſeine Unglücksgeſchichte erzählen, und auch von dem unbarmherzigen Kaufmann Herwig redete er. Alle die ihm zuhörten, waren von Mitleid gerührt.

Der Herr von Lindenau entfernte ſich. Nach einem Weilchen kam er wieder, gab Sieberten für den Hecht zehn Thaler und ſagte: „Ich weiß es, Ihr ſeyd ein frommer, redlicher Mann. Kommt auf künftigen Mittwoch wieder zu mir, ich will Euch helfen. Sagt mir keinen Dank, Gott und das Herz belohnt am beſten."

„Könnt Ihr die Freude der Mutter und der Kinder Euch denken, als Siebert in ſeiner Wohnung ankam und ſein Glück erzählte? Wer von ihnen beten und Gott danken konnte, der fiel auf die Knie. Siebert lag auch auf den Knien und ſeine Freudenthränen floſſen."

Am folgenden Morgen erhielt der Kaufmann ſein Geld und mußte die verpfändeten Sachen herausgeben. Er hatte die Hand verbunden, in die ihn der Hecht biß.

Von dem Mittwoch an, wo Herr von Lindenau Sieberten zu ſich beſtellte, war dieſer edle Mann der Verſorger der redlichen Familie, und hatte keinen treuern, dankbarern Arbeiter, als ihn. Siebert ging alle Sonntage in die Kirche.

Der Hecht half aus der Noth.

Gütig und wohlthätig ſeyn,
Arme Menſchen zu erfreu'n,
Dies ſey ſchon in meiner Jugend
Meine Wonne, meine Tugend.
Iſt ein Hungriger in Noth,
O, dann geb' ich ihm mein Brod.
Wenn ich lind're Andrer Schmerz
Dann lohnt mich das eig'ne Herz,
Und vom Himmel ſieht auf mich
Gottes Liebe väterlich.

Der Hirſch am Bache.

Fabel 13.

Ein Hirſch bewunderte ſein prächtiges Geweih
Am Spiegel einer klaren Quelle.
„Wie prächtig! — Auf derſelben Stelle,
Wo Königskronen ſteh'n! — Und wie ſo ſtolz und frei!
Auch iſt mein ganzer Leib vollkommen ſchön; — allein
Die Beine nicht, die ſollten ſchöner ſeyn!“ —
Und als er ſie beſieht mit forſchendem Geſicht',
Hört er im nahen Buſch' ein Jägerhorn erſchallen,
Sieht eine Jagd von dem Gebirge fallen,
Erſchrickt und flieht. — Nun aber hilft ihm nicht
Das prächtige Geweih dem nahen Tod' entflieh'n,
Nicht ſein vollkomm'ner Leib, — die Beine retten ihn.
Die reißen, wie ein Pfeil, die prächtige Geſtalt
Mit ſich durchs weite Feld und fliegen in den Wald;
Hier aber halten ihn im vogelſchnellen Lauf
An ſtarken Zweigen oft die vierzehn Enden auf.
Er reißt ſich los und zürnt darauf;
Lobt ſeine Beine nun, und lernet noch im Fliehen
Das Nützliche dem Schönen vorzuziehen.

Gorgo, oder der gute Neger.

Erzählung 14.

Carl war 8 Jahr und Marie 6 Jahr alt, als ſie ſich mit ihrer Mutter einſchifften, um nach Amerika zu fahren. Ihr Vater, Namens Villfeld, hatte in ſeiner Handlung beträchtlichen Verluſt erlitten; ſein Sturz war die Folge dieſes Unglücks, und der Kummer brachte ihn frühzeitig in's Grab. Nach ſeinem Tode theilten ſich ſeine Gläubiger in ſeine Güter, ohne auch nur den kleinſten Theil davon der unglücklichen Familie zu laſſen.

Die Frau Villfeld hatte in Amerika einen ſehr reichen ältern Bruder, welchen ſie in ihrem Unglücke um Hülfe anflehte Nachdem ſie lange Zeit auf Antwort gewartet hatte, erhielt ſie endlich nebſt einer bedeutenden Summe Geldes einen Brief von ihm, in welchem er ſie und ihre Kinder

zu ſich einlud. Sie entſchloß ſich jedoch nicht eher zu dieſer gefährlichen Reiſe nach Amerika, als bis ſie beinahe die ganze Summe, welche ihr geſchickt worden war, verbraucht hatte, und ſie ſich nun nicht mehr zu helfen wußte. Kaum blieb ihr noch ſo viel übrig, die Reiſekoſten zu bezahlen, und nur mit Mühe fand ſie einen Schiffskapitän, welcher ſie unter Bedingung mitnehmen wollte, daß ihr Bruder das an dem Reiſegelde Fehlende bezahlen ſolle.

Frau Villfeld fühlte ſchon während der erſten Tage ihrer Reiſe, daß ſie dieſelbe nicht ertragen könne. Ihre Geſundheit war durch ihren Kummer und durch die ängſtlichen Sorgen, welche ſie auf Carl und Marie ungeachtet ihrer Leiden verwandte, ſehr geſchwächt. Die Kräfte ſchwanden immer mehr und ein ſchneller Tod endigte ihre Leiden. Dem Schiffskapitän, welcher ein hartherziger Mann war, der ſeine Aeltern nicht einmal kannte und ſelbſt keine Familie hatte, waren alle Familienbande fremd. Ihm waren Carl und Marie läſtig, weil er fürchtete, ſie nun behalten zu müſſen; denn die Papiere der Frau Villfeld waren verloren und von den Kindern konnte man nur ſo viel erfahren, daß ihr Onkel Gottfried heiße und ſehr reich ſey. Nicht allein der Schiffskapitän, ſondern auch ſeine ganze Dienerſchaft behandelten ſie ſo ſchlecht, daß ſie in die traurigſte Lage wären verſetzt worden, wenn nicht noch einige mitleidige Matroſen für ihre nöthigſten Bedürfniſſe geſorgt hätten.

Carl und Marie beweinten lange Zeit ihre gute Mutter und liebten ſich einander ſo ſehr, daß keins ohne das andere zu leben wünſchte. So oft ſie allein waren, ſprachen ſie immer nur von ihrer Mutter und von ihrem Onkel Gottfried, den ſie gleichſam für ihren zweiten Vater hielten. Oft ſaßen ſie ſtillſchweigend auf dem Verdecke, und würden ſich gerne von da in's Meer geſtürzt haben, wenn ſie daran dachten, daß ihre Mutter jetzt nicht mehr bei ihnen wäre, ſondern auf dem Grunde des Meeres ruhe; allein die Furcht, gegen Gottes Gebot zu handeln, hielt ſie davon zurück; denn ihre Mutter lehrte ſie ſchon frühe, Gott wohlgefällig zu handeln und auf ein anderes Leben zu hoffen, wo ſie alle wieder vereinigt würden.

Nachdem die Fahrt lange gedauert hatte, ſchrie endlich ein Matroſe „Land!“ Carl und Marie ſahen Anfangs nur einen ſchwarzen Punkt in weiter Ferne, welcher ſich immer mehr vergrößerte, bis ſie endlich eine Stadt mit einem Hafen erkannten, wo auch bald ihr Schiff die Anker auswarf.

Als die Reiſenden an's Land geſtiegen waren, war man eifrig damit beſchäftigt, die Waaren auszupacken, ohne ſich um die zwei armen Kinder zu bekümmern. In ihrer Freude jetzt wieder auf feſtem Lande und nicht mehr in dem engen Schiffsraume eingeſperrt zu ſein, liefen ſie Arm in Arm ungeduldig bald hier, bald dorthin, indem ſie überall nach ihrem Onkel Gottfried fragten. Sie erſtaunten jedoch ſehr, daß man ſie nur neugierig anſah, ohne ihnen zu antworten, was jedoch deßwegen geſchah, weil man ihre fremde Sprache nicht verſtand. Während ſie nun immer weiter gingen, kamen ſie endlich vor die Stadt hinaus und verirrten ſich bald ſo ſehr, daß ſie den Rückweg nicht mehr finden konnten. Sie kamen an einen Wald, wo ſie nirgends einen Menſchen noch eine Wohnung erblickten. Viel unglücklicher als in ihrem Schiffe, ſetzten ſie ſich wegen Müdigkeit an einem Baume nieder, indem ſie auch durch Hunger und Durſt ſchon ganz ermattet waren. Als beide einige Zeit lang geweint

hatten, beſchloß Carl, ſich nach Hülfe umzuſehen. Marie, welche nicht mehr weiter gehen konnte, war der Verzweiflung nahe und wollte nicht, daß ſie ihr Bruder verließ. Carl trocknete ihre Thränen und verſuchte es, ſie auf ſeinen Schultern zu tragen. Er wollte ſie eben auf ſeinen Rücken heben, als plötzlich ein Neger vor ihnen ſtand und ſie fragte, was ſie nöthig hätten. Obgleich Carl und Marie ſeine Sprache nicht verſtanden, ſo ſahen ſie doch an ſeinen Mienen, daß er ſich ihrer annehmen wolle; und da ſie ſich vor den Schwarzen nicht fürchteten, weil ſie ſchon auf dem Schiffe und an dem Hafen viele ſolcher geſehen hatten, ſo gaben ſie ihm zu verſtehen, daß ſie müde ſeyen und von Hunger und Durſt gequält würden.

Dieſer gute Schwarze wurde ſo gerührt von dem Unglücke der Kleinen, daß er ſogleich Marie auf ſeine Arme nahm, und dem Karl in ſeine Hütte zu folgen befahl, welche nicht weit von da, hinter dem Gehölze lag. Sobald ſie dort angekommen waren, ſtellte ihnen der Neger ſeinen ganzen Vorrath an Speiſen vor und freute ſich ſehr, als er ſah, daß ſie ſich dieſelben recht wohlſchmecken ließen. Unterdeſſen ſuchte er auch eine Ruheſtätte für ſie zu bereiten, welche jedoch nur aus Gras beſtand und mit einer Binſenmatte bedeckt war, da ohnehin in jenen brennendheißen Gegenden, Betten, wie die unſrigen, zu heiß machen würden. Carl und Marie legten ſich bald, nachdem ihr Hunger geſtillt war, nieder, und ſchliefen ein, indem ſie Gott und dem guten Neger für ihre Rettung dankten. Als ſie am nächſten Morgen frühe erwachten, war ihr Wirth ſchon an ſeine Arbeit gegangen, nachdem er ihnen vorher Obſt und Brod zum Frühſtücke hingeſtellt hatte. Sie aßen davon und gingen dann in ein kleines Gärtchen vor der Hütte, wo mehreres Federvieh ihre Aufmerkſamkeit auf ſich zog.

Nach und nach gewöhnten ſich die beiden Kleinen ſo ſehr an Gorgo, ſo hieß nämlich der Neger, daß ſie nur noch ſelten an ihren Onkel Gottfried dachten. Sie beſorgten während der Abweſenheit des Negers die nöthigen Geſchäfte im Gärtchen vor der Hütte, bereiteten das Eſſen, fütterten das Federvieh und waren in Allem nach ihren Kräften thätig.

Carl ſchnitt auch eines Tages mehrere Weidenzweige in einem nahen Gehölze ab, woraus er, um dem Gorgo eine Freude zu machen, ein ſchönes Körbchen flocht, welches Marie mit Blumen ſchmückte und mit Erdbeeren anfüllte, worüber der Neger bei ſeiner Zurückkunft eine unausſprechliche Freude empfand. Nach dem Wunſche des Negers flocht Carl noch mehrere Körbchen, welche jener alsdann mit Erlaubniß des Knaben gut verkaufte. So lebten ſie ſtets einig miteinander und ſuchten ſich wechſelsweiſe zu erfreuen. Alle Körbchen, welche der Neger nach dem Willen der beiden Kinder feil bot, wurden, weil ſich viele Käufer fanden, ſo gut bezahlt, daß ſie hofften, den Gorgo mit dem erlös'ten Gelde bald loskaufen zu können.

Gewöhnlich trug Gorgo erſt nach vollendetem Tagewerk dieſe Körbchen zur Stadt, und kam jedesmal wieder bald nach Hauſe. Man denke ſich daher die Unruhe der Kinder, als ſie eines Abends auf ſeine Rückkehr vergebens gewartet hatten. Sie legten ſich nicht zu Bette, und durchwachten unter Thränen die ganze Nacht, in der Hoffnung, ihn von weitem zu hören, oder bald zu ſehen. Der Tag brach an, aber Gorgo kam noch nicht wieder.

Kaum war die Stunde, welche ihn ſonſt zur Arbeit rief, verfloſſen, als auch ſchon ein Sclave in die Hütte trat, ſich nach der Urſache zu erkundigen, warum Gorgo noch nicht gekommen wäre. Die Kinder wußten nichts zu antworten, und der Sclave ging ſchnell weg, die Abweſenheit des Gorgo anzuzeigen. Sein Herr, durch andere ſchlechte Sclaven dazu verleitet, befürchtete, er würde unter den Sclaven eine Verſchwörung gegen ihn bewirken und gab den Befehl, Gorgo überall zu ſuchen, indem er jedem, welcher ihn bringen würde, eine Belohnung verſprach. Gorgo, welcher bei ſeiner Rückkehr aus der Stadt von der Nacht und einem heftigen Sturme überraſcht worden war, kam wegen der Dunkelheit in eine ſumpfige Gegend, nahe am Meere, aus der er erſt am Tage einen Ausweg ſuchen konnte, indem er ſonſt in der Nacht bei weiterem Vorwärtsgehen leicht hätte ertrinken können. Kaum war er jedoch bei Tagesanbruch ſeiner Hütte nahe gekommen, ſo wurde er auch alsbald von den nach ihm ausgeſchickten Sclaven gefangen genommen und ohne daß er Carl und Marie nochmals ſprechen konnte, vor ſeinen Herrn geführt. Dort wollte er ſich wegen ſeiner Abweſenheit entſchuldigen, allein viele ſeiner Mitſclaven, welche ſchon längſt ſeinen Tod wünſchten, ſuchten ihn zu verläumden und ihren Herrn dadurch gegen ihn zu erzürnen, daß ſie vorgaben, er hätte einen Aufruhr anfangen wollen und harte Drohungen gegen ſeinen Herrn ausgeſprochen. Wüthend darüber, verurtheilte ihn ſein Herr, ohne ſeine Vertheidigung hören zu wollen, zum Tode.

Unterdeſſen eilte der wüthenſte Feind Gorgo's in deſſen Hütte und forderte von den beiden Kindern, indem er ihnen das bevorſtehende Unglück ſagte, ihm das erlöſ'te Geld zu geben. Die Kinder geriethen darüber in Verzweiflung, indem ſie wohl einſahen, daß ſie ohne Gorgo nicht leben konnten. Der böſe Neger ſuchte die Kinder zu beruhigen und verſprach ihnen, ſich bei ſeinem Herrn für Gorgo zu verwenden und ſich ihrer anzunehmen. Kaum hatte er ſie jedoch verlaſſen, ſo eilten die Kinder ihm nach und kamen an einen freien Platz, auf welchem ein Neger an einen Balken angebunden war, in welchem ſie bald ihren geliebten Gorgo erkannten, der hier ſeine Todesſtrafe erwartete. Sie eilten ſogleich auf ihn zu, umarmten und küßten ihn, ohne ſich von ihm trennen zu laſſen. Die beſſeren der herumſtehenden Neger wurden bis zu Thränen gerührt und beeilten ſich, ihrem Herrn dieß mitzutheilen. Dieſer glaubte, als er viele ſeiner Negerſclaven nach ſeinem Hauſe kommen ſah, der Aufruhr, welchen Gorgo veranſtaltet haben ſollte, würde jetzt anfangen und kam ganz bewaffnet aus ſeinem Hauſe. Bald entfielen ihm jedoch die Waffen, als er die rührende Scene erblickte. Er näherte ſich den klagenden Kindern und erkundigte ſich nach ihrem Namen, ihrem Vaterlande und auf welche Art ſie zu Gorgo gekommen ſeyen. Sie erzählten ihm Alles, worauf er ſich ihnen, als ihr Onkel Gottfried zu erkennen gab. Die Freude der Kinder war groß. Sie mußten auf ſeine Bitten ſogleich mit gehen und dem Neger wurde die Todesſtrafe erlaſſen. Derſelbe blieb nachher bis an das Ende ſeines Lebens bei den beiden Geſchwiſtern Carl und Marie, welche nach ihres Oheims Tode deſſen ganzes Vermögen geerbt hatten und Alles aufboten, ihren Wohlthäter, den guten Gorgo, mit treuer Liebe zu pflegen, um ſo ſich dankbar gegen ihn zu beweiſen.

Der ſterbende Greis.

Gedicht 3.

Komm an mein Lager, Sohn, und höre,
Ich fühl' es, bald verlaß ich dich;
Befolge meine letzte Lehre,
Als Freund und Vater ſpreche ich.
Du biſt noch jung und unerfahren,
Oft hältſt du Schein für wahres Licht,
O! glaube meinen grauen Haaren
Und wähle nach dem Aeußern nicht.
Ein nützlich Glied im Staat zu werden,
Wünſcht ſchon der gute Knabe ſich;
Zur Arbeit lebt der Menſch auf Erden,
Biſt thätig du, krönt Ehre dich.
Du biſt im Frühling deiner Tage,
Zu lernen ſey nun deine Luſt. —
Sohn präge, was ich dir jetzt ſage,
Recht tief in deine junge Bruſt.
„Sey bieder, hege Menſchenliebe,
„Verachte den Geringen nicht;
„Dienſtfertig ſey aus edlem Triebe,
„Und halte was dein Mund verſpricht.
Dir wird nicht ſchwer, darnach zu ſtreben,
Ich weiß du haſt ein gutes Herz;
Beruhigt geh' ich in jenes Leben,
Und ſcheide ohne Gram und Schmerz.
Hier ſchwieg er, faltete die Hände,
Und blickte froh zum Himmel auf,
Dann auf den Sohn, es kam ſein Ende
Und ſegnend ſchloß ſein Lebenslauf.

Das Schaf und die Schwalbe.

Fabel 13.

Eine Schwalbe flog auf ein Schaf, ihm ein wenig Wolle für ihr Neſt auszurupfen. Das Schaf ſprang unruhig hin und her. „Wie biſt du doch ſo karg gegen mich!" ſagte die Schwalbe. „Dem Hirten erlaubſt du, daß er dich deiner Wolle über und über entblößen darf, und mir verweigerſt du eine kleine Flocke! Woher kommt das?"

„Das kommt daher," antwortete das Schaf, „weil du mir meine Wolle nicht mit eben ſo guter Art zu nehmen weißt, als der Hirte."

Das Veilchen.

Parabel 1.

In der Laube im Garten ſaß der Vater, und um ihn her ſpielten ſeine Kinder, des ſchönen Abends froh.

Da kam Minchen herbei und brachte ein Sträußchen von Veilchen, die ſie ſo eben geſammelt hatte, und alle übrigen kamen dazu und freueten ſich des lieblichen Duftes.

Da fragte Karl: Vater! warum haben wir denn wohl mehr Gefallen an dem kleinen einfarbigen Veilchen, als an den großen ſchönen Blumen, welche alle Farben in ſich vereinigen?

Ja, Vater, ſagte Mariechen, ich habe auch das Veilchen viel lieber, als die Herbſtroſe, oder Sonnenblume.

J, rief Adolph, weil es das erſte Blümchen iſt, das im Frühling blüht.

Oder, ſagte Minchen, weil es ſo hübſch klein iſt, und gar ſo ſüß duftet.

Vielleicht, ſagte der Vater, deßwegen, aber ich glaube doch, meine Kinder, daß aus einem andern Grunde uns das Veilchen ſo ſehr anſpricht.

Seht, wenn wir ſo Abends hier in der Laube ſitzen, und die Lüfte wehen uns ſo ſüße Gerüche zu, während um uns und über uns die Vögelein ihr Abendlied ſingen, da iſt einem recht himmliſch zu Muthe; und wenn man ſich umſieht nach den Blüthen, die ſo lieblich duften, da findet man ein kleines unſcheinbares Blümchen, das auf Dank gar keinen Anſpruch zu machen ſcheint, vielmehr ſich ſelbſt zu verbergen ſucht, als wäre es ſchon zufrieden, wenn es uns im Stillen ergötze. Dagegen machen denn andere Blumen mit ihrem hohen Wuchs und ihrer üppigen Farbenpracht großes Aufſehen, ſo daß man ſich recht viel von ihnen verſpricht, aber häufig nichts findet, wenn man ſucht, als vielleicht giftige Inſekten, die unter großen Blättern und in der duftloſen Blüthenkrone niſten: und eben deßwegen wendet man ſich gerne von jenen herrlichen prächtigen Blumen weg zu dem ſtillen lieblichen Veilchen.

Und ſeht, Kinder, fuhr er fort, gerade ſo iſt's auch beim Menſchen. Es gibt viele, welche groß Gepränge machen mit ihren Tugenden, welche ihre Verdienſte öffentlich zur Schau tragen, und ſtolz herabblicken auf ſolche, die ſich ſcheinbar zu ſolchen Vorzügen noch nicht erhoben haben. Innen aber iſt nichts von all dem großen Werth, den ſie ſich beilegen, und mit dem ſie blos darum prahlen, weil ſie fühlen, ein Anderer könne ihn nicht finden, wenn man ihn ihm nicht zeige. Könntet ihr wohl ſolche Menſchen liebgewinnen? Nein, gewiß nicht, man fühlt ſich zurückgeſtoßen von ſolchen erhabenen Muſtern, für welche ſie gelten wollen. Wer aber ſtill und ohne Geräuſch, verborgen wie das Veilchen, die Tugend ausübt, wer mehr gut ſeyn will, als gut ſcheinen, wer nicht nach der Anerkennung ſeiner Vorzüge ſtrebt, ſondern zufrieden iſt mit dem Bewußtſeyn, ſie zu beſitzen, und ganz heimlich die Düfte ſeiner Tugend ausſtrömen läßt, ohne nur geſehen werden zu wollen, den finden wir liebenswürdig, zu dem fühlen wir uns hingezogen, und wir möchten ihm ſogleich ſagen, daß wir ihm von Herzen zugethan ſind.

Und wißt ihr, meine Kinder, fragte die Mutter, wie die Tugend heißt, deren Sinnbild das Veilchen iſt? und alle riefen: Beſcheidenheit.

Minchen aber ſagte: und ich weiß ein Liedchen, das ich von meinem Lehrer gelernt habe, und das heißt:

Wie das Veilchen ſüße Düfte,
Gießet aus in laue Lüfte,
Leiſ' und heimlich; — ihm genügt,
Wenn es andre ſtill vergnügt —

Eben ſo will ich auch nimmer,
Prahlen mit der Tugend Schimmer;
Mit dem Wohlthun, das ich üb',
Und mit Recht und Menſchenlieb'.

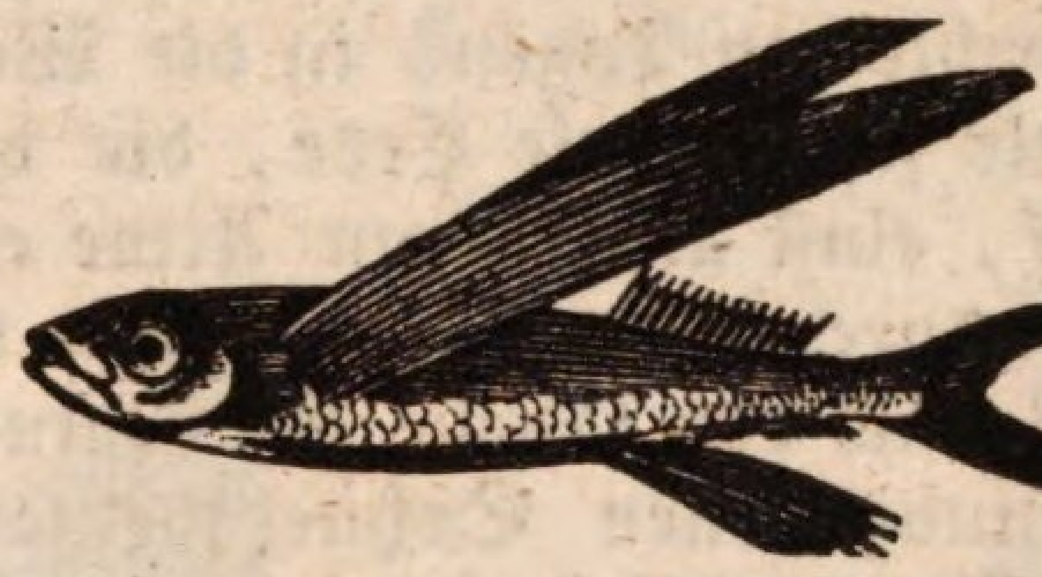
Auch mein Heiland, den dort oben
Aller Engel Chöre loben,
Hüllte ſeine Herrlichkeit,
Einfach in Beſcheidenheit.

Und ſein Beiſpiel ſoll mich lehren,
Stille Tugend mehr zu ehren;
Drum, Beſcheidenheit, ſey mir
Immerdar die ſchönſte Zier.

Und der Vater lobte ſein Minchen, und die Kinder freuten ſich über das Liedchen, und jedes faßte in ſeinem Herzen den Vorſatz, nie mit Vorzügen ſich zu brüſten, wohl aber immer mehr ſeyn, als ſcheinen zu wollen, gleich dem Veilchen.

Der fliegende Fiſch.

Fabel 14.



„Ach, Mutter!" — jammerte einſt ein fliegender Fiſch — „mir droht,
Wohin mein Blick ſich immer wendet, der grauſe Tod:
Hier ſchützet mich nicht vor der Wuth
Des Hai die tiefe Meeresfluth,
Und will ich zu den Lüften mich erheben,
So ſtrebt der Adler kühn nach meinem Leben!" —
„Mein Kind!" — erwidert nun die Mutter drauf
„Dieß iſt ſchon ſo auf dieſer Welt der Dinge Lauf;
Wenn man kein Haifiſch und kein Adler iſt,
So muß man Hülfe ſuchen bei der Liſt,
Und gerne ſich mit einem kleinen Wege nur begnügen,
Muß ſchwimmen nahe an der Luft, nah' an dem Waſſer fliegen!" —

Der arme Harfner.

Erzählung 15.

Schon verbarg Aurora ihr blendendes Antlitz, ſchon lächelte Luna mit ſanftem Blicke herab, auf die ruhende Erde, als der unglückliche Adolph, mit ſeiner Harfe auf dem tiefgebeugten Rücken, ein kleines Dörfchen an der Landſtraße erreichte.

Er ruhte an der Hütte eines armen Landmannes und bat um Herberge.

Wer biſt du, Fremdling? ſprach ein ehrwürdiger Greis mit edler Treuherzigkeit.

Ach, ſeufzte Adolph, ich bin ein armer Harfner; laßt mich heute ruhen in eurer Hütte, guter Vater!

Willkommen, ſprach der gaſtfreie Landmann, und führte ihn in ſeine Hütte.

Wirſt dich wundern, Alter, fuhr er fort, als der Harfner ſchüchtern umherblickte, — ja ſieh' nur, ich habe heute unvermuthet Gäſte bekommen, und du ſollſt ihnen eins aufſpielen, — die Leutchen ſind ſo traurig, und ich bin doch ſo gerne unter frohen, glücklichen Menſchen!

Ach! ſeufzte der Harfner abermals, meine glücklichen Tage ſind nun vorüber, und düſtere Schwermuth feſſelt jeden frohen Gedanken in meiner Seele — verbittert mir jeden ſüßen Augenblick meines Daſeyns.

Freude und Hoffnung, dieſe liebevollen Freundinnen der Menſchheit, die den wankenden Pilger tröſtend auf dem Pfade des Lebens begleiten, haben keine Reize für mich. Ach! nur noch ein matter Strahl von Hoffnung leuchtet in meine Seele — vielleicht — o vielleicht führt mich der Tod, nach wenig kummervoll durchlebten Tagen, in die Wohnungen der Ruhe!

O einſt dünkte ſie mir ſchön dieſe Erde, die der gütige Allvater für ſeine guten Menſchen ſchuf, einſt als ich am Arme einer zärtlichen Gattin, eines liebevollen Freundes durch ihre paradieſiſchen Gefilde wandelte, und mit wonnetrunkenem Blicke aus der Quelle der Natur Seligkeiten ſchlürfte, einſt als ich in einem hoffnungsvollen Sohne meine Freude, meine Hoffnung — meine Stütze im Alter erblickte!

Aber ſie ſind nun verblüht alle dieſe ſchönen Freuden, hienieden vielleicht für mich auf ewig verblüht!

O nun wank' ich ſo allein, ſo verlaſſen unter fremden Menſchen umher, keine theilnehmende Seele trocknet mit tröſtendem Blicke meine Thränen und unterſtützt mich, wenn ich mit wankendem Fuße an dieſer morſchen Krücke dahinbebe. Ach! wenn ich einſt ſterbe, wenn ich dahin ſinke in den Schooß der guten Mutter Erde, drückt mir vielleicht kein Freund das brechende Auge zu — weint vielleicht kein Redlicher ein Thränchen auf mein Grab!

Armer Mann, rief ein junger Mann voll Theilnahme, du haſt wohl viel gelitten, wohl manchen traurigen Tag auf dieſer Erde verlebt?

Ja wohl, ſeufzte der Greis, und blickte ſtarr auf den jungen Mann, der vor ihm ſtand, und ſich die Thränen von der Wange trocknete. — Ach, ſprach er nun, ſo ſchön, wie du, war einſt mein Wilhelm, ſo mitleidsvoll, ſo wohlthätig, wenn ein Unglücklicher weinte. — O Adolph! (mit ſteigendem Gefühl) Adolph, du biſt tief, tief zum Bettler herabgeſunken, (bitter) ha zum Bettler, aber doch nicht zum Schurken (in feierlichem Tone) ja Unendlicher! Du weißt es, dieſes Gewand entehrt mich nicht! O wenn manchen Großen dieſer Erde der Purpur ſo adelte, wie mich dieſes Bettlergewand: dann würden die Adelsbriefe wenigere, und Tugend und Redlichkeit mehrere Verehrer finden! — (Schluß folgt.)

R o ſ e n.

Legende 3.

In einer todtenſchweren Hungersnoth
Verſagte R o ſ a v o n V i t e r b o ſich
Den kleinſten Ueberfluß und bracht ihn ſtill
Den Armen. Einſt traf unverſehen ſie
Der karge Vater auf dem Wege: „Kind
Was haſt du da?"
„Es ſind nur Roſen, Vater!"
„So zeige ſie." Voll Schrecken that das Kind
Die Schürze auf; und ſieh', es waren Roſen.
Kaum aber hat der Karge ſich gewandt,
War, was ihm Roſe ſchien, erquickend Brod.

Ihr kargen Väter, die ihr auch nur Roſen
Verleih'n, und Roſen, Roſen ſehen wollt,
In harter Hungersnoth; ſeht, was ihr wünſchet!
Dem Armen werde jede Roſe Brod.

Der Rabe und der Haushahn.

Fabel 15.

Ein Rabe ſchleppte tauſend Dinge
Geld, Glaskorallen, Perlen, Ringe —
In ſeinen Winkel, wo er ſchlief.
Der Haushahn ſah dieß und rief:
„Was machſt du denn mit dieſen Sachen,
„Die dich doch niemals glücklich machen?" —
„Das weiß ich ſelbſt nicht," — ſprach der Rabe, —
„Ich nehm' es nur, — damit ich's habe."

Die größte Wohlthat.

Parabel. 2.

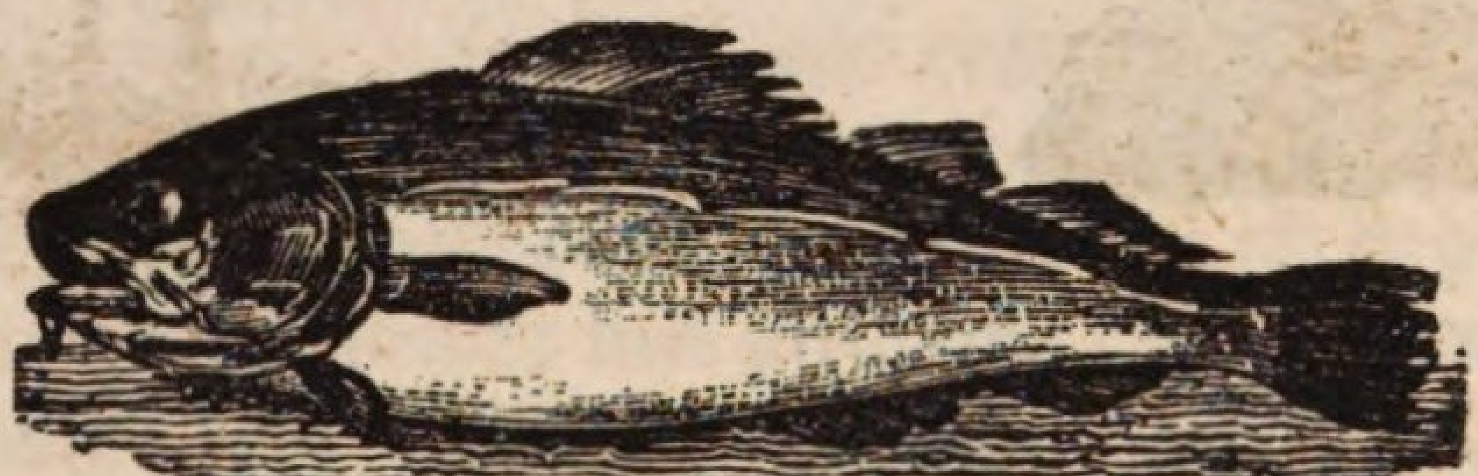
Zu der Zeit, als die Bewohner des Himmels noch mit den Erdbewohnern Umgang zu haben pflegten, erſchien auch ein Engel Jehova's dem zehnjährigen Joſeph, dem Sohne Jakobs und der Rahel, in der Geſtalt eines Pilgrims, wie ſie häufig durch das Land Kanaan zogen.

Joſeph hatte einige junge Bäume gepflanzet, mit deren Wartung er ſich vorzüglich gern beſchäftigte, und ſie trieben eben ihre erſten Sproſſen. „Mögen nur keine Stürme kommen, und Eure zarten Zweige berühren;" ſagte er, mit ihnen auf kindliche Weiſe plaudernd. „Möge immer die Sonne Euch lächeln, und der Thau des Himmels Euch erquicken und ſättigen!"

Da ſprach der Engel zu ihm: „Deine Wünſche, liebes Kind, fließen zwar aus einem wohlwollenden Herzen, aber ihre Erfüllung würde Deinen Pfleglingen mehr ſchädlich ſeyn, als das Gegentheil. Die Wärme der Sonne lockt nur allzufrühe ihre Keime hervor, und der Thau begünſtigt ihre Ueberreife. Du würdeſt nur die Freude genießen, ihre Blüthe zu bewundern, die dabei immer ſehr unvollkommen bleiben dürfte; aber ihre Früchte müßten vor der Zeit aus Mangel an Nahrung abfallen. Willſt Du, daß dieſe Bäumchen einſt tragen ſollen, ſo müſſen ſie auch ſtark und kräftig werden, und dieſes kann — Du wirſt es an Dir ſelbſt erfahren — nur durch das, was ſich ihrer Ueppigkeit widerſetzt, durch Stürme, Ungewitter und — Entbehrung bewirkt werden. Ein Leben voller Sonnenſchein iſt das verderblichſte unter Allem. Stürme gehören zur Natur, und ſind ihr verkannteſtes, aber ſegensreichſtes Wohlthun.

Der Stockfiſch.

Fabel 16.



Ein Stockfiſch ward in Neufundland gefangen,
Und ſprach hierauf mit ängſtlichem Verlangen
Zum rauhen Schiffer: „Höre, Mann!
„Was hat man mit mir vor?" — „Ei! — fing drauf dieſer an: —
„Das kann ich dir ſehr leicht vertrauen:
Zuerſt wird dir der Kopf vom Rumpf gehauen,
Dann wirſt du in die Welt geſandt." —
„Hilf Himmel!" — ächzt der Arreſtant,

Als träf' ihn ſchon des Britten Eiſen,
Im ängſtlich tiefen Klageton, —
„Was? — ohne Kopf?“ — „So iſt es, — ſprach der Schiffspatron, —
„Das iſt die neu'ſte Art zu reiſen.“

Der arme Harfner.

(Schluß.)

Jetzt begegneten ſich die Blicke des Jünglings und des Harfners, jetzt erkannte der Jüngling die Geſichtszüge ſeines Vaters — der Vater erkannte ſeinen Sohn.

Mein Vater! mein Sohn! ſtammelten Beide und ſanken einander in die Arme.

Der Greis unterlag dem Gefühle ſeiner Empfindungen — die Freude überraſchte ihn ſo ſo ſchnell, ſo unverhofft, und er ſank in eine todtenähnliche Ohnmacht.

Nach vielen vergeblichen Verſuchen erwachte er endlich in den Armen ſeines Wilhelms.

Lieber Wilhelm, ſprach er nun mit leiſer Stimme, ich ſterbe, ſterbe nun ſo ſanft, ſo ruhig, da ich dich noch einmal ſehe, und, o wie unendlich glücklich würde ich ſeyn, wenn ich dich glücklich ſehen könnte, ehe ich ſterbe. —

Mein Vater, rief Wilhelm, dein Sohn iſt glücklich, o er fand einen Wohlthäter, einen Vater in dieſem edlen Mann — er rettete mich aus den Feſſeln eines ſclaviſchen Lebens, er irrte mit mir umher, um dich mein Vater, zu beglücken; ein glückliches Ohngefähr führte uns in die Hütte dieſes redlichen Landmannes — mein Wohlthäter hatte hier Geſchäfte, und wir verweilten uns hier ſo lange, bis uns der Abend überraſchte.

Dank, inniger Dank, dir mein Wohlthäter ſchluchzte Adolph, und Wilhelm ergriff ſeine Hand, und Thränen der Freude, Thränen der Dankbarkeit rollten ſeine Wange hinab.

Gerührt ſprach ein ehrwürdiger Greis: ich bin weder **dein**, noch deines Sohnes Wohlthäter, und nie würde ich ein Geheimniß verrathen, das ich ſo gerne ewig mit dem Schleier der Vergeſſenheit bedecken möchte, wenn mich nicht Religion und Menſchengefühl aufforderten, dir die letzten Stunden deines Lebens — dir deinen Todeskampf zu verſüßen.

Ich bin der Unglückliche, der zwanzig Jahre lang im Kerker büßen mußte, weil er Wahrheit, dieſe Beleidigung für ſo manches, durch Schmeicheleien verwöhnte, Menſchenohr — zu reden wagte; ich bin der Unglückliche, deſſen ſterbende Gattin du im Todeskampfe tröſteteſt, — deſſen Kinder du auferzogſt, mit denen du, ſelbſt bei der drückendſten Armuth, den letzten Biſſen Brod theilteſt. —

Vor einigen Jahren ſtarb der Mann, der mich einſt verkannte, —

Sein Nachfolger war ein edler Menſch, er erkannte meine Unſchuld, er befreite mich von den Feſſeln, und gab mir meine Güter wieder, welche die Gerechtigkeit eingezogen hatte.

Meine Kinder waren die erſten, und der Wohlthäter der Meinigen mein zweiter Gedanke nach meiner Befreiung; — aber ach! ich fand den

letztern nicht!! Und doch war er mir ſo theuer — der Mann, der ſelbſt unverſchuldet im Elende ſchmachtet, der ſelbſt darbte, um meine Familie zu ernähren.

O die laſtende Bürde meiner Feſſeln war einſt nicht ſo drückend für mich, als jetzt der Gedanke; dein edler Wohlthäter ſchmachtet im Elende, und du biſt glücklich!

Ha! ich wäre dieſes Glückes unwerth geweſen, hätte dann erſt mit doppelten Feſſeln gebrandmarkt zu werden verdient, wenn ich fähig geweſen wäre, meinen Wohlthäter gleichgültig dem Elende preiszugeben! —

Ich ſchrieb an alle meine Freunde, ich forſchte überall; aber leider! vergebens. Endlich erfuhr ich von dem Feldprediger in B. das Schickſal ſeines Sohnes.

O welche Seligkeit gewährte mir ſeine Befreiung! — welche Seligkeit gewährt mir nun der Gedanke: dir noch einmal danken, dir noch einmal — auf deinem Sterbebette ſagen zu können: er iſt nun mein Sohn — du kannſt ruhig hinüberſchlummern zum Vater der Menſchheit!

O mein Sohn! mein Sohn! mein Wohlthäter! Segen über euch — Segen über jeden, der ſo handelt, wie ihr. O ſo ſanft, ſo ſüß ich dahinſchlummere, wird euer Leben dahin fließen — ſüßer Friede wird euch umſchweben, wenn euch, im Sturme des Schickſals, Freunde und Hoffnung verlaſſen, ſanfte Ruhe wird euch lächeln im ſchaudervollen Gefilde des Todes, und wenn ihr lange, lange ſchon im Grabe modert, werden gute Menſchen eure Aſche ſegnen, denn das Andenken der Rechtſchaffenen verlöſcht nie! —

O die Thräne, die ein Redlicher auf euerm Grabe weint, iſt mehr werth, als ein Monument, welches die Aſche des Redlichen entweihen würde!

Freunde lebt — lebt wohl; jenſeits werden wir uns wiederſehen.

Hier entſchlief der Greis, und ſanfte Heiterkeit verbreitete ſich über ſein ſterbendes Antlitz.

Die Edlen weinten gefühlvoll eine Thräne auf das Grab des rechtſchaffenen Mannes. — Oft wallen ſie in das Dörfchen, wo ſeine Aſche ruhte, und die beiden Kinder, die er zu edlen Jünglingen auferzog, ſchluchzten gerührt auf dem Grabe: — o hier ruht der Mann, der uns der Tugend weihte — Segen über ſeine Aſche!!

Ihre Tage fließen nun im Schooße Edelwalds dahin — in dem ungeſtörten Frieden, in den wahren, reinen Vergnügungen und in der ununterbrochenen Heiterkeit des Geiſtes, die der Tugend ſchönſtes Eigenthum ſind.

Denkſprüche.

13.

Ein Bild der Unſchuld iſt die Roſe;
Mädchen! ſey ihr gleich, ſey gut!
Tugend nur giebt wahre Freude,
Und im Unglück Muth.

14.

Arbeite gern, ſo hilft dir Gott;
Wer faul iſt, hat nur Schand und Spott.

15.

Ein gutes, rein' Gewiſſen
Iſt das beſte Ruhekiſſen.

16.

Denk ſtets: vor Gottes Angeſicht
Iſt Finſterniß wie Mittagslicht.

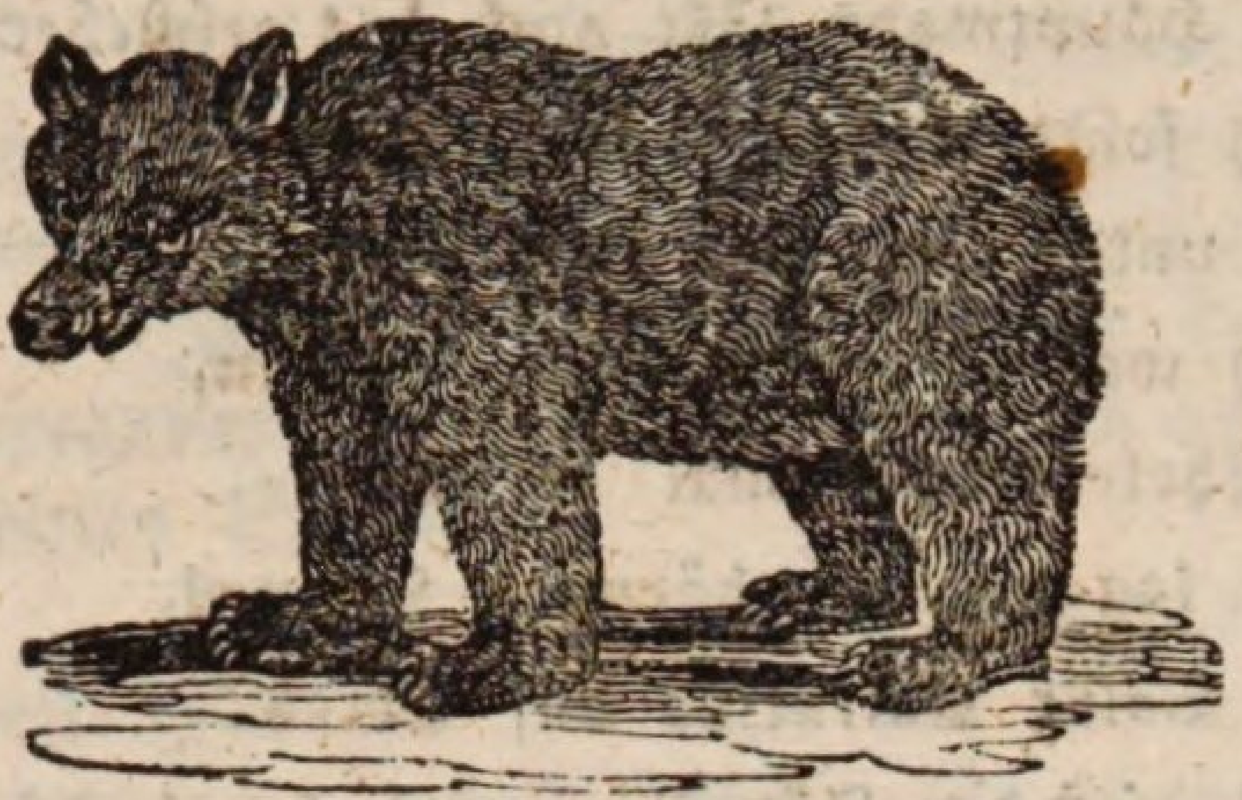
Der edle Sohn.

Gedicht 4.

Im Drange ſeiner ſtillen Sorgen,
Gieng einſt an einem frühen Morgen,
Der edle junge Valentin
Zum Hauptmann von der Werbung hin.
Herr! ſprach er, wollen Sie mich werben?
Ich bin bereit, für Vaterland
Mit Heldenmuth und kühner Hand
Zu kämpfen, und im Kampf zu ſterben.
Der Offizier, ein edler Mann,
Sieht freundlich erſt den Jüngling an,
Denn o! man kann ſich tapfer ſchlagen,
Und doch ein weiches, ſanftes Herz,
Dicht unter Harniſchen von Erz
Und bei dem Pandelire tragen.
Bedenket, ſprach er, was ihr thut,
Bedenkt's, ihr ſeyd ein junges Blut,
Könnt ihr auch wohl des Krieges Plagen,
Könnt ihr mit felſenfeſtem Muth
Durſt Hunger, und Strapazen tragen?
Ich, ſpricht der Jüngling, zittre nicht,
Ihr dürft mir jetzo für mein Leben
— Hier netzten Thränen ſein Geſicht —
Nur hundert Gulden Handgeld geben.
Was? hundert? fiel der Hauptmann ein;
„Ja! hundert, Herr! die müſſens ſeyn!"
Wohlan! mein Freund, du ſollſt ſie kriegen
Schnell zählt der Hauptmann voll Vergnügen;
Aus ſeiner Kiſte blank und baar
Dem Jüngling hundert Gulden dar,
Laßt mich, begann der junge Mann,
Nur einmal noch nach Hauſe gehen,
Damit ich Abſchied nehmen kann.
Der Hauptmann läßt auch das geſchehen,
Doch folgt er ſtill dem Jüngling nach,
Bis unter eines Kerkers Dach;
Doch was er jetzt gehört, geſehen,
Gerührte Muſe! mal' es nach.
Hier lag mit abgehärmten Mienen
Der Vater Valentins auf Stroh:
Auf! rief der Jüngling, und ſey froh!
Ich bin zu deinem Heil erſchienen.
Nimm hier dein Löſegeld von mir,
Ich bin Soldat, die Summe hier
Iſt Handgeld, doch gern will ich ſterben,
Es rettet dich ja vom Verderben;
So ſprach der edle junge Mann.
Der Hauptmann lauſchte mit Entzücken,
Er tritt herein, Sohn! fängt er an,
Laß dich an meinen Buſen drücken,
Behalte du das Geld zum Lohn,
Für deine That, du edler Sohn!
Auch darf dich Krieg und Dienſt nicht kränken,
Sey frei! ich will das Geld dir ſchenken,
Und mich belohnt das Glück allein,
Der Zeuge deiner That zu ſeyn.
Was ſeh' ich jetzt? o welch Entzücken!
Seht ſelbſt, weil es mir auszudrücken,
Nicht das Gefühl, nur Farbe fehlt;
Seht, wie mit heißen Freudenthränen
Das Kleeblatt ſich umſchlungen hält! —
Der Vorhang ſinkt; denn ſolche Scenen
Sind faſt zu ſchön für unſre Welt.

Der Bär und der Elephant.

Fabel 17.



„Die unverſtändigen Menſchen!“ ſagte der Bär zu dem Elephanten. „Was fordern ſie nicht Alles von uns beſſeren Thieren! Ich muß nach der Muſik tanzen; ich, der ernſthafte Bär! Und ſie wiſſen es doch nur allzuwohl, daß ſich ſolche Poſſen zu meinem ehrwürdigen Weſen nicht ſchicken; denn warum lachten ſie ſonſt, wenn ich tanze?“

„Ich tanze auch nach der Muſik,“ verſetzte der gelehrige Elephant, „und glaube eben ſo ernſthaft und ehrwürdig zu ſeyn, als du. Gleichwohl haben die Zuſchauer nie über mich gelacht; — freudige Bewunderung blos war auf ihren Geſichtern zu leſen. Glaube mir alſo, Bär: Die Menſchen lachen nicht darüber, daß du tanzeſt, ſondern darüber, daß du dich ſo albern dazu anſchickſt.“

Die Sternthaler.

Mährchen 2.

Es war einmal ein kleines Mädchen, dem war Vater und Mutter geſtorben, und es war ſo arm, daß es kein Kämmerchen mehr hatte, darin zu wohnen, und kein Bettchen mehr darin zu ſchlafen, und gar nichts mehr als die Kleider, die es auf dem Leibe trug, und ein Stückchen Brod, das es in der Hand hielt, und das ihm ein mitleidiges Herz noch geſchenkt hatte. Es war aber gut und fromm. Und weil es ſo von aller Welt verlaſſen war, gieng es im Vertrauen auf den lieben Gott hinaus in's Feld; da begegnete ihm ein armer Mann, der ſprach: „Ach, gieb mir doch etwas zu eſſen, ich bin ſo hungerig.“ — Es reichte ihm das ganze Stückchen Brod, und ſagte: „Gott ſegne dir's!“ und gieng weiter. Da kam auch ein Kind, das jammerte und ſprach: „Es friert mich ſo an meinen Kopf, ſchenke mir doch etwas, womit ich ihn bedecken kann!“ Da that es ſeine Mütze ab, und gab ſie ihm. Und als es noch ein Bischen gegangen war, da kam wieder ein Kind, und hatte kein Leibchen an, und fror, da gab es ihm ſeines; und noch weiter, da bat eins um ein Röcklein, das gab es auch von ſich hin. Endlich kam es in einen Wald, und es war ſchon dunkel geworden, da kam noch eins, und bat

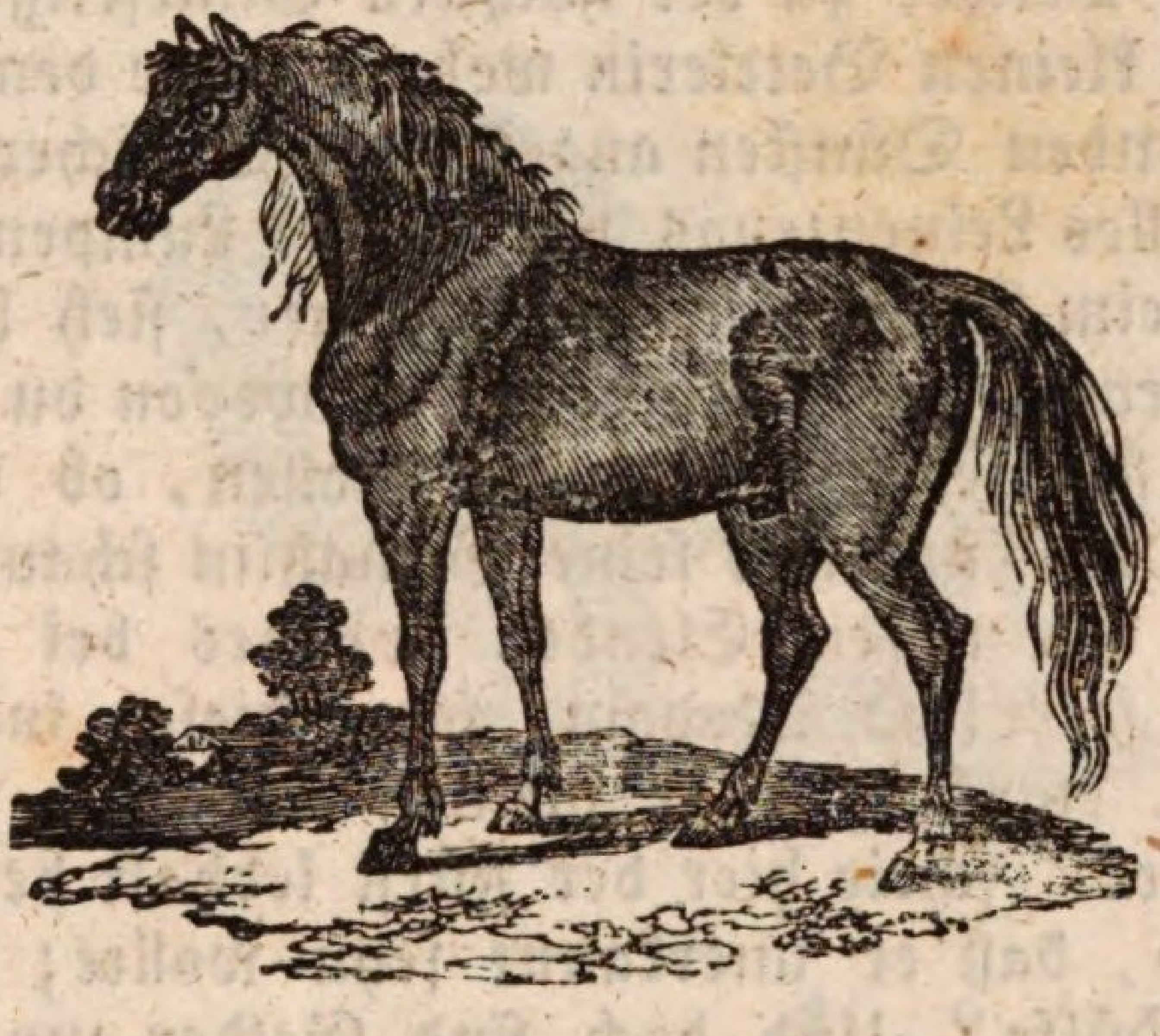
um ein Hemdlein, und das fromme Mädchen dachte: es iſt dunkle Nacht, da kannſt du wohl dein Hemd weggeben; und gab es auch noch hin. Und wie es ſo ſtand, und gar nichts mehr hatte, fielen auf einmal die Sterne vom Himmel, und waren lauter harte, blanke Thaler, und ob es gleich ſein Hemdlein eggegeben hatte, ſo hatte es ein neues an vom allerfeinſten Linnen. Da ſammelte es ſich die Thaler hinein, und ward reich für ſein Lebtag.

* * *

Merke bei dieſem Mährlein: Daß Wohlthun Zinſen trägt, und daß droben über den Sternen ein Vater wohnt, der dir tauſendfach erſetzen kann und will, was du an deinem Mitbruder auf Erden aus gutem, liebenden Herzen thuſt.

Das verläumdete Roß.

Fabel 18.



Am Hofe des Löwen war ein edles Roß, das dem Könige lange treu gedient hatte. Und der König ſchätzte und liebte ſeinen treuen Diener, wie er's verdiente. Das verdroß das kleinere Hofgeſindel, und der Fuchs übernahm es, dem Löwen ſeinen treuen Diener verdächtig zu machen. Aber edel und weiſe antwortete der König der Thiere: „Es iſt ein ſicherer Beweis von der Güte meines Roſſes, daß es dich Elenden zum Feinde hat.“

Der Mutter kleine Tochter.

Erzählung 16.

Ein Fürſt, deſſen Güte wie ſein Unglück ihm ewigen Ruhm erworben, ging eines Tages, unerkannt, mit ſeiner Gemahlin in dem Orte ſeiner königlichen Reſidenz ſpazieren. Ein kleines Mädchen von acht bis neun Jahren nahte ſich dem erlauchten Paare und bat um Erbarmung. „Wer biſt du?“ fragte der Fürſt die Kleine, indem er ihr ein Stück Geld in die Hand drückte; ich gebe dir dieſes Geld nicht, daß du es mit

andern Kindern thörichter Weiſe verſpielen oder verſchwenden ſollſt.“ — O! mein Hrrr, ich bin der Mutter kleine Tochter, antwortete das Kind, und was Sie mir ſo eben gegeben haben, iſt für ſie. — „Nun wohl, ich werde ſehen, ob du die Wahrheit ſagſt,“ erwiderte der Fürſt, und ſetzte, da er dieſen Tag eine Armenanſtalt beſuchen wollte, und von der Zeit gedrängt war, ſeinen Weg weiter fort.

Einige Tage darauf begegnete der Fürſt in der nämlichen Begleitung dem Mädchen. „Aha! ich kenne dich noch,“ ſagte der Fürſt zu der Kleinen. „Nun, und deine Mutter?“ — O die herrliche Suppe, die ſie für das Geld ſich gekauft, das Sie mir gegeben! ſie hat ſie zur Hälfte wieder geſund gemacht. — „Deine Mutter iſt alſo krank?“ Ja, mein Herr, ſchon ſeit mehr als ſechs Monaten. — „Führe uns zu ihr, ſagte der Fürſt; ich will ſehen, ob du uns nicht hintergangen haſt.“ — Kommen Sie, mein Herr! kommen Sie! rief das kleine Mädchen mit zorniger Miene, welche den erlauchten Unbekannten unendlich gefiel.

Man ſtieg vier Treppen hoch. Die Fürſtin war dreimal genöthigt, ſtehen zu bleiben und Athem zu ſchöpfen. „Muth, meine Gute,“ ſagte der Fürſt lächelnd zu ihr; dieß kommt dir auf Rechnung des langen und beſchwerlichen Wegs, welcher zu der höchſten Glückſeligkeit führt.“

Die Mutter der kleinen Bettlerin wohnte unter dem Dache auf einem kalten, mit übelriechenden Dünſten angefüllten Speicher. Sie hatte kaum ein Bett, und ſtatt alles Leinenzeugs nur einige Lumpen. „Mama! ſchrie das kleine Mädchen beim Eintritt in die Kammer, ſieh hier den Herrn und die Dame, die mir neulich das Geld gegeben, wovon du dir die gute Suppe gekauft. Sie haben ſich ſelbſt überzeugen wollen, ob ich ſie nicht hintergangen hätte.“ — Der Fürſt und ſeine Gemahlin ſchauderten vor Schmerz zurück beim Anblick des tiefen Elends, welches bei dieſer armen Frau herrſchte. „O mein Herr! O Madam! ſagte dieſe, indem ſie ihr Haupt aufzurichten verſuchte, empfangen ſie meinen innigſten Dank und glauben Sie .... —“ „Wie!“ ſchrie hier der Fürſt lebhaft bewegt und in dieſem Augenblicke vergeſſend, daß er unerkannt ſeyn wollte; in dieſem Zuſtande erhalten Sie keine Hülfe? Und doch ſind Gelder zur Unterſtützung der Unglücklichen und beſonders der Kranken angewieſen? Ich beſtimme alle Jahre beträchtliche Summen dafür! —“ Bei dieſen Worten, welche der Entrüſtung des Beſten der Menſchen entwiſchten, machte die arme Frau eine letzte Anſtrengung, und es gelang ihr, ihr Haupt hoch genug aufzurichten, um die beiden Fremden ſehen zu können, plötzlich aber ließ ſie daſſelbe wieder zurückſinken, ſtreckte die Hände zum Himmel empor und rief: „Großer Gott! der König! die Königin! O Sire! ....“ Sie ſuchte ſich im Bette auf die Kniee zu erheben. Das Kind wollte eben jenen Freudenruf ausſtoßen, durch welchen die Franzoſen ihrem König zu bezeugen pflegen, daß ſie ihn lieben und noch lange zu erhalten wünſchen. Aber, „keinen Lärm, gebot der Fürſt, ihm die Hand auf den Mund legend; ich verbiete es! —“ Schade: denn gewiß wäre dieſer Ruf nie an einem paſſendern Orte vernommen worden.

„Hier iſt Geld,“ ſagte er, indem er mehrere Goldſtücke aus ſeiner Börſe nahm uud auf das Bett legte: Laſſen Sie ſich gute Matratzen und Leinwand bringen, rufen Sie einen Arzt und verſchaffen Sie ſich eine beſſere Nahrung, und ſeyn Sie ruhig, ich werde Sie nicht verlaſſen. Uebrigens vermeiden Sie, die Hand zu erkennen zn geben, der Sie dieſe Unterſtützung verdanken.“ (Schluß olgt.)

An den Schutzengel.

Gedicht 5.

Du mein Schutzgeiſt, Gottes Engel
Weiche, weiche nicht von mir;
Leite mich durch's Thal der Mängel,
Bis hinauf, hinauf zu dir!

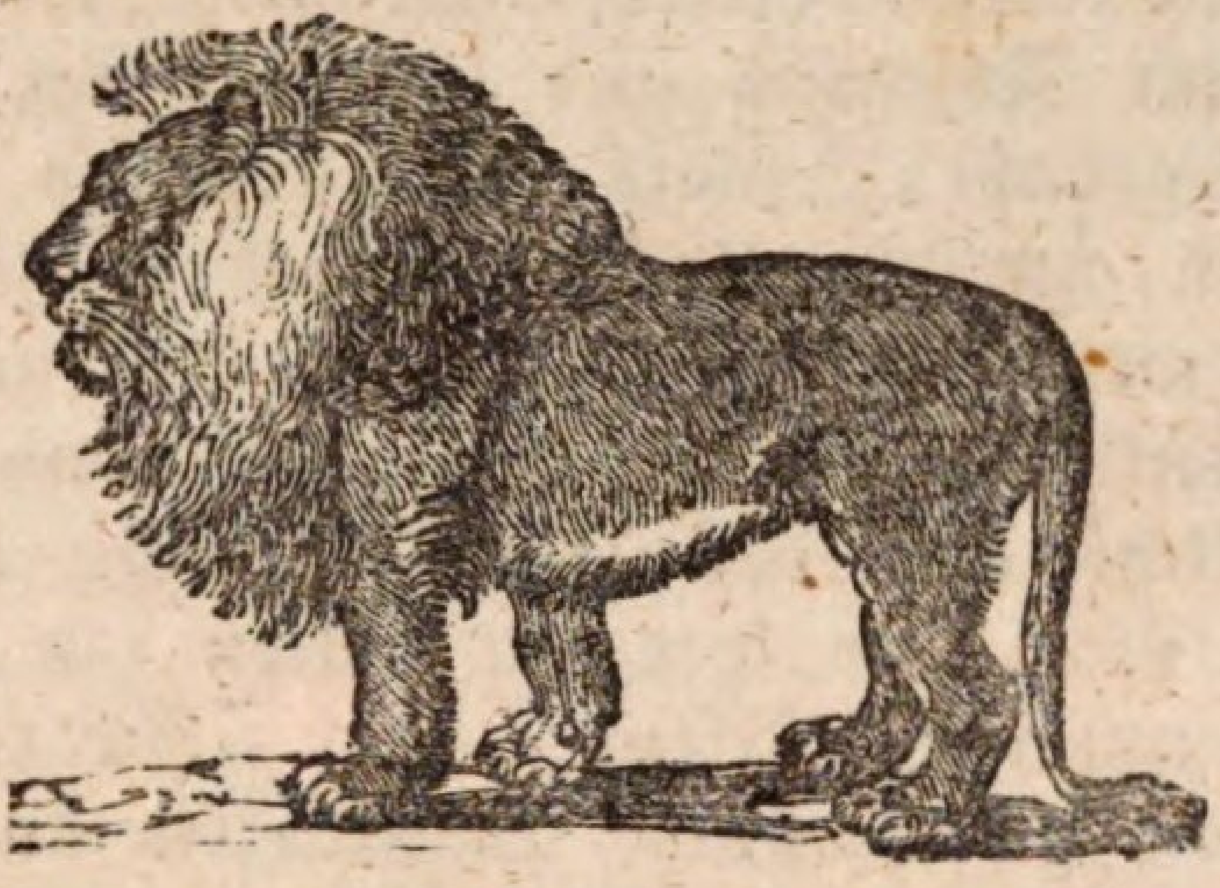
Laſſe mich auf dieſer Erde
Deiner Führung würdig ſeyn,
Daß ich ſtündlich beſſer werde,
Nie ein Tag mich darf gereu'n!

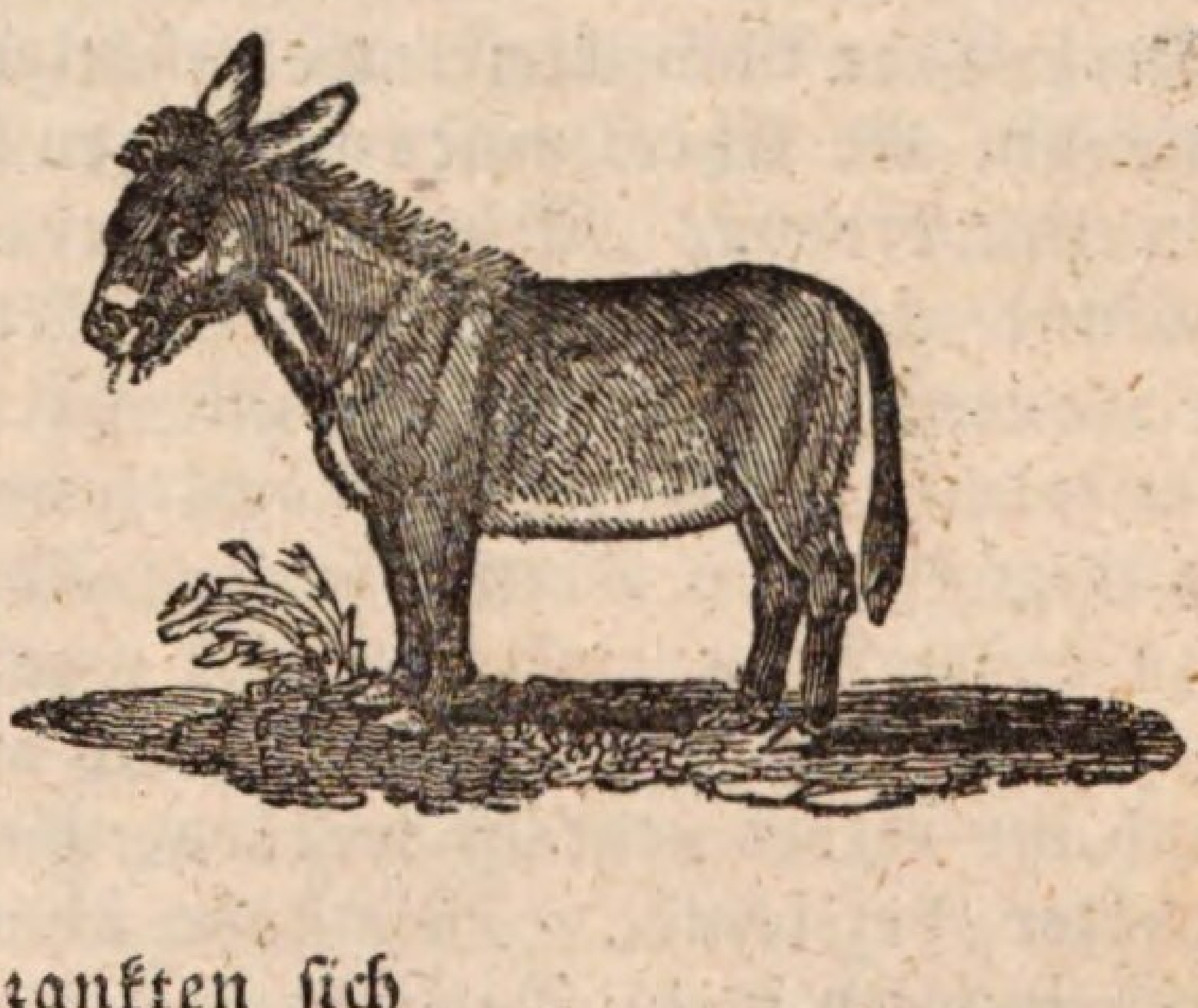
Gehe zärtlich mir zur Seite,
Wenn mir meine Schwachheit winkt:
Gieb mir dann auch das Geleite,
Wenn mein müdes Leben ſinkt.

Sey in einer Welt voll Mängel
Stets mein Schild und mein Panier!
Du mein Schutzgeiſt, Gottes Engel,
Weiche, weiche nicht von mir! —

Der Löwe, Eſel und Ochs.

Fabel 19.





Ochs und Eſel zankten ſich
Beim Spaziergang' um die Wette,
Wer am meiſten Weisheit hätte;
Keiner ſiegte, — keiner wich.
Endlich kam man überein,
Daß der Löwe, — wenn er wollte,
Dieſen Streit entſcheiden ſollte;
Und was konnte klüger ſeyn?

Beide treten tief gebückt
Vor des Thierbeherſchers Throne,
Der mit einem edeln Hohne
Auf das Paar herunterblickt. —
Endlich ſprach die Majeſtät
Zu dem Eſel und dem Farren:
„Ihr ſeyd alle beide — Narren!“ —
Jeder gafft ihn an und — geht.

Der Mutter kleine Tochter.

(Schluß.)

Nach dieſen Worten zog er ſich eiligſt zurück. Er und ſeine Begleiterin fürchteten ſich nicht vor der Anſteckung der Krankheit, ſondern vor den Dankbezeugungen. Das kleine Mädchen war ihnen gefolgt. Von der Schwelle der Hausthüre, wo es auf ausdrücklichem Befehl zurückbleiben mußte, ſandte es ihnen, ſo lange es ſie ſehen konnte, Küſſe zu. Indem ſie ſich umſahen, um ihm zu bedeuten, daß es ſich zurückziehen möchte, freuten ſie ſich öfters dieſer kindlichen Zeichen ſeines Dankes.

Beide weinten vor Rührung und drückten ſich wechſelſeitig die Arme. „Ich habe nicht Zeit gehabt,“ ſagte der Fürſt, ſo leiſe er reden konnte, dieſe unglückliche Frau um die Urſache ihres Unglücks zu fragen; aber das thut nichts, ich werde ihr Wort halten und ſie nicht verlaſſen. —“ „O, nein, wir wollen ſie nicht verlaſſen,“ erwiderte die Fürſtin. — „Unſere Lage verſpricht uns das Glück,“ fuhr der Fürſt fort; „aber wenn jemals Unfälle über uns kommen ſollten, ſo würde die Erinnerung an dieſen Augenblick unſer Troſt ſeyn. —“ „Ich fühle,“ rief die Fürſtin, „daß ſie mich in den grauſamſten Prüfungen aufrecht erhalten würde, denen das Glück diejenigen unterziehen könnte, die es auf dem Throne geboren werden ließ! —“ Ach! ſpäter wurden dieſe Worte eine Vorherſagung.

Drei Tage nach dieſer wohlthätigen Handlung bat ein obrigkeitlicher Beamte um die Ehre, eines wichtigen Gegenſtandes wegen vor den Fürſten gelaſſen zu werden. „Sire! ſagte er, als er zur Audienz gelangte, vorgeſtern und geſtern hat man die Bemerkung gemacht, daß eine Frau, welche im tiefſten Elende lebte und ſelbſt das Almoſenbrod aß, verſchiedene, nicht unbedeutende Einkäufe machte und Alles in Gold bezahlte. Dieß gab zu den ungünſtigſten Vermuthungen Anlaß. Dieſen Morgen begab ich mich ſelbſt zu dieſer Frau, welche krank war oder ſich krank ſtellte und drang in ſie, ſich zu erklären, wo ſie das Gold her habe. Nachdem ſie lange gezaudert und ihr öfters gedroht worden, hat ſie endlich Ew. Majeſtät als ihren Wohlthäter bezeichnet. Wie habe ich mich nun zu verhalten? Ein Wort von Ihnen wird mein Benehmen beſtimmen. — „In welchem Quartier wohnt dieſe Frau?“ fragte der Fürſt, und der Beamte bezeichnete ihre Wohnung. „Beunruhigen Sie dieſe Unglückliche nicht, fuhr der Fürſt fort, Ich bin wirklich derjenige, welcher nach zufällig erlangter Kenntniß von ihrem Unglück, ihr das Gold gegeben, welches man ſie ausgeben ſieht. Aber zu was verwendet ſie es?“ — Um Hausgeräthe und Leinenzeug zu kaufen; auch hat ſie einen Arzt zu ihrer Hülfe gerufen. — „Welchen Ruf genießt ſie in ihrem Quartiere?“ — Sie wird allgemein bedauert und

geachtet; man ſah ſie ſo lange arbeiten, bis die Krankheit ſie zwang, ſich zu Bette zu legen. — „Gehen Sie, verſetzte der König, ſie zu beruhigen und geben Sie ihr dieſe Börſe von mir und ſagen Sie ihr, daß ich mit ihr zufrieden ſey.“ — „Sire! Ihre Befehle ſollen vollzogen werden.“

Acht Tage darauf klopfte es eines Morgens an der Thüre der armen Frau. Sie öffnete ſie; aber wie groß war ihr Erſtaunen, als ſie den Fürſten eintreten ſah’! „Wie, Sire! Sie würdigen mich nochmals....—“ Nun, fragte der Fürſt, geht es jetzt beſſer? — O, Sire! Dank ſey Ihrer großmuthsvollen Güte geſagt; ich fühle von meiner Krankheit kaum nur noch einige Schwäche. — Ich will damit endigen, Sie vollkommen wieder herzuſtellen. Bevor Sie in das äußerſte Elend geriethen, in welchem ich Sie gefunden habe, hatten Sie einen Erwerb; und worin beſtand derſelbe? — Sire! mein Mann hatte ungefähr ſechs Meilen von hier, einen kleinen Hof gepachtet, deſſen Ertrag zu unſerm Unterhalt hinreichte. Der Hagelſchlag des verfloſſenen Jahres aber, ſetzte uns außer Stand, das Beſtandgeld zu bezahlen und man nahm uns den Pacht. Mein Mann grämte ſich darüber zu Tode. Ich erhielt mich und meine Tochter hier lange durch Arbeit; aber die Krankheit kam und ich ſah mich genöthigt, das öffentliche Mitleid anzuflehen. Ohne meine Tochter wäre ich vor Hunger geſtorben; ihr verdanke ich auch das Glück, die Theilnahme Ew. Majeſtät erregt zu haben. — Das arme Kind hat mich und die Fürſtin vom erſten Augenblicke an lebhaft gerührt. Nach dem, was Sie eben mir geſagt, darf ich wohl ſchließen, daß Sie die Landwirthſchaft kennen? Vollkommen Sire. — Sobald es Ihnen Ihre Kräfte erlauben, überbringen Sie dieſen Brief an ſeine Adreſſe. Dort wird man Sie nach Ihren Kenntniſſen anwenden. Seyn Sie nun gutes Muths; es fehlt jetzt wenig, ſo wäre Ihre Geſundheit ganz wieder hergeſtellt. — Sire! ich fühle, daß ich mich nie beſſer befunden. — Zum Andenken an mich, tragen Sie beſondere Sorgfalt für der Mutter kleine Tochter. Sie hat Herz; ich bin überzeugt, daß Sie etwas aus ihr machen können, und Sie werden ſehen, daß Gott die braven Menſchen nicht verläßt.“

Des andern Tags begab ſich die arme Frau nach ***, dem auf der Adreſſe ihres Briefs angezeigten Orte. Sie klopfte an die Thüre des Hauſes, deren Nummer auf der nämlichen Adreſſe bemerkt war. Die Thüre öffnet ſich; ſie tritt in einen Maierhof, in welchem drei bis vier Knechte lebhaft beſchäftigt ſcheinen. Der Brief wird ihr abgenommen und entſiegelt von einem Herrn, der, obgleich nur in einem ſehr einfachen Ueberrok gekleidet, doch einer höhern Klaſſe anzugehören ſcheint. „Madam, ſagte er, nachdem er den Brief geleſen, Sie ſind hier zu Hauſe,“ überreichte der Schutzbegünſtigten des Fürſten eine Rolle Papier, ſchwang ſich mit Leichtigkeit auf ein ſchon bereit ſtehendes Pferd und eilte davon.

Die Papierrolle enthielt die Eigenthumstittel des Maierhofs und einen Kaufkontrakt im Namen derjenigen, welche ſo eben den Brief des Fürſten überbracht. — Welche Freude! welcher Dank! Beide glichen der Wohlthat, und dieſe war unſchätzbar für diejenige, welche ſie empfing.

Zu einer Zeit, wo es nirgend noch Trauben gab, erſchien eine junge Pächterin am Hofe und beſtand darauf, einen herrlichen Korb voll derſelben dem Könige ſelbſt zu überreichen. Da man ſich weigerte, ſie bei ihm vorzulaſſen, ſchrie ſie laut: „Seine Majeſtät kennen mich wohl; man darf nur dem Könige ſagen, daß ich der Mutter kleine Tochter ſey,

und ich bin gewiß, daß man Befehl erhalten wird, mich zu Ihm zu führen." — Dieſe Aeußerung ſchien ſo ſonderbar, daß man es für Pflicht hielt, ſie dem Könige zu melden. Nachdem er einen Augenblick nachgedacht, befahl der Monarch in der That, der Mutter kleine Tochter einzuführen. Die Königin befand ſich eben bei ihm. Die junge Pächterin warf ſich ihnen zu Füßen und überreichte ihnen ihre Trauben. „Es iſt ein Tribut, ſagte ſie, den ſich meine gute Mutter auferlegt und ihr letzter Wille war, daß er treulich entrichtet werden ſollte." — Wie! rief die Fürſtin, deine Mutter ..... Sie bittet jetzt vor Gott für unſere Wohlthäter. Eine ſchreckliche Krankheit, die Folge der Entbehrungen und Verdrüßlichkeiten, die ſie erduldet, ehe ſie der Gegenſtand der Güte Ihrer Majeſtäten war, hat ſie mir vor ſechs Wochen entriſſen .... und die Worte der jungen Pächterin wurden durch ihre Thränen und ihr Schluchzen unterbrochen.

Der gute König und ſeine erhabene Gemahlin nahmen ſich die Mühe, ihren kleinen Liebling zu tröſten, den ſie erſt nach wiederholten Beweiſen ihrer Freigebigkeit und unter dem Verſprechen entließen, ſie auf ihrem Hofe zu beſuchen, welches auch öfters geſah. In dieſem Falle ſagten ſie lächelnd: „beſuchen wir der Mutter kleine Tochter," und in einiger Entfernung von dem Maierhofe verließen ſie ihr Gefolge, mit dem ſie ſich oft erſt nach Verlauf einer Stunde wieder vereinigten.

Indeſſen näherte ſich der Augenblick des Unglücks für dieſe erlauchten Wohlthäter ſelbſt, und Gott weiß es, bis zu welchem Punkte dieſes Unglück getrieben wurde!! Sie ſahen ſich dann von Vielen verlaſſen! der Mutter kleine Tochter aber blieb ihnen treu. Um ſie öfters zu ſehen, brachte ſie ihnen ſtets die Erſtlingsfrüchte jeder Jahrszeit. Sie fühlte, daß die Dankbarkeit ſich nie lebhafter zeigen könne, als in den Zeiten des Unglücks und daß nur Elende ihre unglücklichen Wohlthäter vergeſſen können.

Endlich ſah man den Tag hereinbrechen, an dem auf einem ſchrecklichen Wege die Gemahlin dem auf eine unwürdige Weiſe hingeopferten Gemahle in's Grab folgen ſollte. Alles überhäufte ſie mit Beleidigungen und ſuchte ſie in ihren eigenen Augen herabzuwürdigen, um ihr ihre letzten Augenblicke deſto ſchrecklicher zu machen. Auf einmal vernahm ihr Ohr die tröſtenden Worte: Erinnern Sie ſich des Guten, das Sie gethan haben! und zu gleicher Zeit begegneten ihre Augen der jungen Pächterin, die, um ihr dieſe großmüthige Stütze zu reichen, ſich unter die verabſcheuungswürdige Menge dieſes ruchloſen Tages gemiſcht hatte. Sogleich erheben ſich tauſend Arme, um die edle Unkluge zu zerreißen .... Das iſt meine Wohlthäterin! ſchrie ſie, indem ſie ihnen Trotz bot. Das iſt meine Wohlthäterin! wiederholte ſie mit viel ſchwächerer Stimme und — hauchte vom Schmerze getödtet, ihre edle Seele aus, indem das Schauſpiel, zu dem ſie ſich aus der erhabenſten Ergebenheit verdammt, weit über ihre Kräfte ging.... Alle Diejenigen, welche auf ſie eindrangen, um ſie in Stücke zu hauen. wichen vor Schauder und Schrecken zurück, furchtſam nach oben ſchauend, ob nicht der Blitz die Wolken ſpalte, ſie zu zerſchmettern.

So geſchah es nun, daß nach den eigenen Worten der Fürſtin die Erinnerung an die Wohlthat ſie in den grauſamſten Prüfungen aufrecht erhielt, denen das Glück diejenigen unterziehen kann, die es auf dem Throne geboren werden ließ. Der Gegenſtand ihrer Wohlthaten ging der Wohlthäterin voraus, um ſie in der Wohnung der ewig Seligen anzukündigen und zu empfangen.

Das Vögelein und der Vogler.

Parabel. 3.

Ein Vöglein im Gebüſche
Am frühen Morgen ſang,
Gar fröhlich, friſch und munter
Sein wonnig Lied erklang.

Was jubelſt du ſo, Vöglein?
„Drum bin ich friſch und frei!
Frei bin ich, hei! drum ſing' ich,
Drum jubl' ich ſo im Mai!"

Ein Vogler ſchleichet leiſe
Daher mit argem Sinn,
Und legt die Schlinge liſtig
In's grünſte Buſchwerk hin.

Was ſchweigſt ſo ſtille, Vöglein?
Warſt vorhin ja ſo laut!
Gefällt dir's nicht im Käfig?
Aus grünem Drath gebaut?

„Mein Singen hat ein Ende!
Die Schlinge faßte mich!
Nur in der Freiheit ſang ich —
Gefangen traur' ich!" —

„Wer iſt das arme Vöglein?
Wer iſt der Vogler? ſprich!"
Das Vög'lein willſt du wiſſen?
Mein Kind, ich nenne dich!

So lange dir im Herzen,
Die Unſchuld lebt, biſt frei,
Biſt ſelig du, biſt ſelig,
Wie's Vöglein iſt im Mai!

Der Vogler iſt die Sünde;
Die ſchleichet her und ſtellt
Der Unſchuld arge Fallen;
Weh' dem, der in ſie fällt.

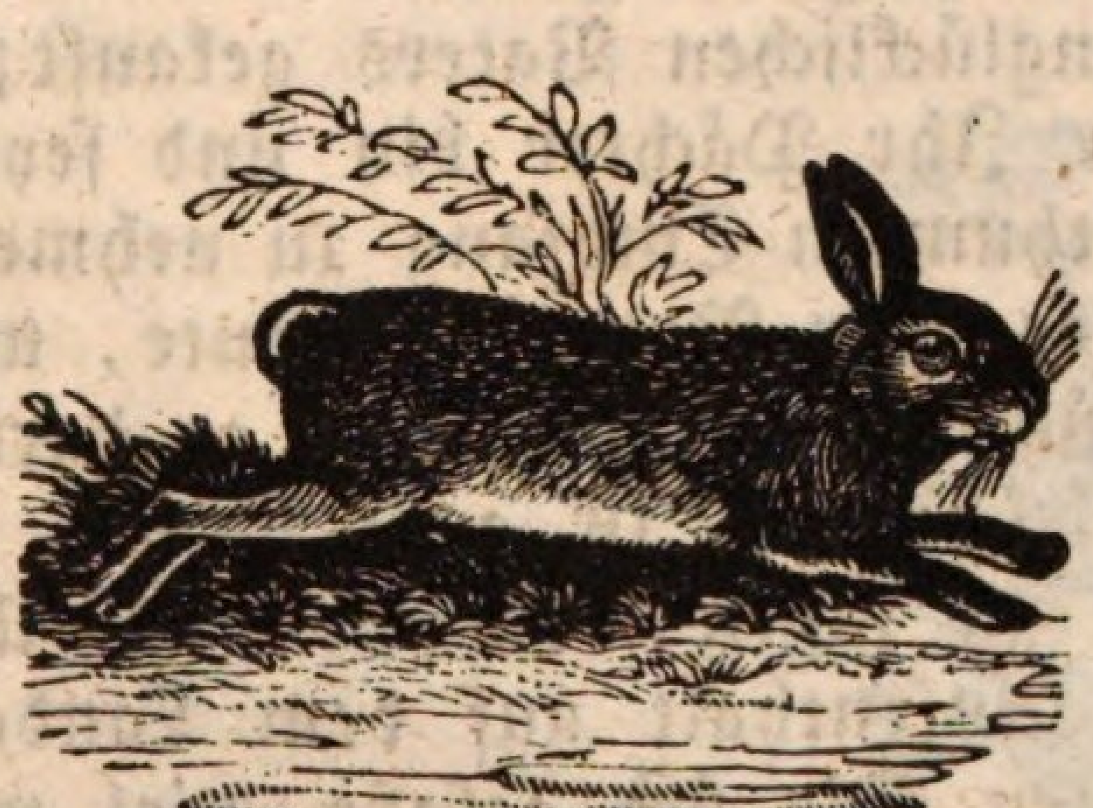
Ihn halten tauſend Bande,
Dahin iſt alle Luſt;
Dahin der Tugend Segen,
Der Friede in der Bruſt.

Dann muß er kläglich trauern,
Dem armen Vöglein gleich!
Drum vor der böſen Sünde,
O Kinder, hütet euch!

Die Haſen und die Fröſche.

Fabel 20.

Auch wenn ſchwere Trübſal dich trifft, ſo laß Unzufriedenheit dich doch nicht hinreißen. Blicke in der Welt umher, und du wirſt gewiß noch Menſchen finden, mit deren Schickſal du nicht tauſchen möchteſt. Mit dieſen vergleiche, mit dieſen tröſte dich!



Die Haſen wurden einſt über ihr mißliches Schickſal äußerſt unzufrieden. Leben wir nicht, ſprach einer von ihnen, in beſtändiger Furcht vor den Menſchen, Hunden und Raubthieren? Sind wir nicht eine Beute von ihnen, ſobald es ihnen beliebt? Und iſt es nicht beſſer zu ſterben, als in unaufhörlicher Angſt zu leben, die ärger iſt, als der Tod ſelbſt? —

Dieſe Worte des Redners fanden Eingang, und es wurde der Entſchluß gefaßt, daß ſie ſich alle miteinander erſäufen wollten. Ein naher Teich ſollte ihr Grab werden, und ſchon liefen ſie eilig auf denſelben zu. Das große Geräuſch, welches ſie machten, und ſelbſt ihre Geſtalt erſchreckte die Fröſche, die in großer Menge am Ufer ſaßen. Sie ſprangen eiligſt in das Waſſer.

Was war dieß? rief einer von den Haſen aus; ich glaube, es giebt doch noch Geſchöpfe, die ſich vor uns eben ſo ſehr, wie wir vor unſern Feinden fürchten. Noch ſind unſere Umſtände alſo ſo verzweifelt nicht! Noch könnten wir, dächte ich, das Erſäufen einige Zeit aufſchieben!

Der Vorſchlag wurde befolgt, und ſo wurde das Haſengeſchlecht erhalten bis auf den heutigen Tag.

Die Tugend der Eltern iſt der beſte Nachlaß für die Kinder.

Erzählung 17.

Dülis zu Beſançon *) war reich und machte einen edlen Gebrauch von ſeinem Reichthume, ſelbſt zur Zeit der franzöſiſchen Revolution, wo es höchſt bedenklich war, zu zeigen, daß man reich ſey. Bald dichteten Böſewichter ihm verbrecheriſche Geſinnungen an, er wurde verhaftet, nach Paris geführt und vor das blutdürſtige Revolutionsgericht geſtellt. So gefährlich es in jener Zeit auch war, ſich des unſchuldig Angeklagten anzunehmen, ſo ſprachen dennoch mehrere Perſonen, denen er Gutes gethan hatte, zu ſeinen Gunſten, und ſtellten ſich als Bürgen für ſeine Unterthanentreue und Vaterlandsliebe dar. Einer von ſeinen Pächtern kam mit Zeugniſſen nach Paris, die er für ihn geſammelt und von zwanzig armen Familien hatte unterſchreiben laſſen. Aber eben dieſe Zeugniſſe bewieſen auch Dülis Reichthum, nach welchem die Henker lüſtern waren. Er wurde hingerichtet, und ſeine tugendhafte Gattin hatte gleiches Schickſal. Sie hinterließen zwei Waiſen, eine Tochter von fünfzehn und einen Sohn von ſiebenzehn Jahren.

Die Güter der beiden Schlachtopfer wurden eilends zum öffentlichen Verkaufe ausgeboten. Der zuvor erwähnte Pächter war vermögend genug, das Gut, welches er bebauete, zu kaufen. Sobald er es aber gethan hatte, ſchrieb er an den Sohn ſeines Wohlthäters folgende Zeilen:

„Ich habe den Meierhof Ihres unglücklichen Vaters gekauft; dieſes will ſo viel ſagen, daß ich noch immer Ihr Pächter bin und ſeyn will. Kommen Sie, das Gut als Ihr Eigenthum in Empfang zu nehmen; das Zimmer iſt für Sie eingerichtet, welches Ihr Vater bewohnte, wenn er uns beſuchte. Sie werden noch die Bücher antreffen, die er darin aufgeſtellt hat; ſein Bildniß, das er mir ſchenkte, iſt auch darin. Meine Frau trägt mir auf, Ihrer Schweſter zu ſagen, daß ſie auch ihr eine Kammer bereitet habe. Wenn ſie den Aufenthalt auf dem Lande liebt, ſo wird ſie bei uns glücklich ſeyn. Machen Sie ſich gefaßt, viel mit uns zu weinen. Meine Frau ſagt, daß es ihr nicht eher leichter um's Herz ſeyn werde, als bis ſie mit Ihnen geweint habe. Gott mit Ihnen, arme liebe Waiſen! Ich hoffe, es ſoll Ihnen wohl werden auf Ihrem Gütchen!“

---

*) Eine Stadt in Frankreich, nicht fern von der Gränze der Schweiz, im Departement des Doubs.

Der junge Dülis erhielt dieſes Schreiben zu einer Zeit, wo er für ſich und ſeine Schweſter nirgend ein Obdach wußte. Mit freudigem Danke nahm er das ihm Dargebotene an, und machte ſich mit ſeiner Schweſter auf den Weg. Beide legten eine Strecke von zwanzig deutſchen Meilen zu Fuße zurück und erreichten glücklich den gaſtfreien Meierhof, wo man ſie erwartete. Wechſelweiſe drückten ihre Wohlthäter den edlen Jüngling und das liebenswürdige Mädchen an ihr Herz. Dieſe beſahen das Schlafzimmer ihres Vaters, die Bücher, welche ihn in ſeiner Einſamkeit unterhielten, und ſein Bildniß, das er den guten Leuten geſchenkt hatte. Der Jüngling ſagte oft: es ſey ihm, als ob der Geiſt ſeines Vaters ihn umſchwebe und ihn erinnere, ſeiner würdig zu ſeyn.

Und deſſen befließ er ſich auch mit Ernſt. Eines Morgens durchſuchte er die kleine Handbibliothek. Er fand ein geſchriebenes Buch, mit welchem Herzklopfen erkannte er die Handſchrift ſeines Vaters! Es waren Betrachtungen, die er vermuthlich aufgezeichnet hatte, da ihm ſeine Verhaftung ſchon wahrſcheinlich geworden war. An einer Stelle fanden ſich folgende Worte:

„Ich fühle, daß ich meiner Kinder wegen, dem mir drohenden Tode noch nicht ſo ruhig entgegen ſehen kann, als ich wünſche; ich habe ihnen Tugend gelehrt, aber zu mühſamen Arbeiten habe ich ſie nicht genug abgehärtet. Ich werde ihnen wohl kein Erbtheil hinterlaſſen, als die Wohlthaten meiner Freunde, wenn dieſe mich überleben."

Kaum hatte der junge Dülis dieſe Worte geleſen, ſo zeigte er ſie auch ſeiner Schweſter. Noch am ſelbigen Tage ſtellte er ſich hinter den Pflug, munterte durch ſeinen Fleiß das Geſinde auf und erwarb ſich ihr Lob. Als er mit demſelben heimkehrte, fanden ſie eine Mahlzeit, welche die junge Schweſter zu kochen verſucht hatte.

So heilig war den guten Kindern ihres Vaters Wille und ſie erfuhren es immer mehr, daß ſein Segen auf ſie übergieng.

Spr. 20, V. 7. Ein Gerechter, der in ſeiner Frömmigkeit wandelt, deſſen Kindern wird es wohl gehen nach ihm.

Der Kukuk.

Fabel 21.

Der Kukuk ſprach zu einem Staar,
Der aus der Stadt entflogen war:
„Was ſpricht man," fieng er an zu ſchreien,
„Was ſpricht man in der Stadt von unſern Melodeien?

Was ſpricht man von der Nachtigall?"
"Die ganze Stadt lobt ihre Lieder."
"Und von der Lerche?" rief er wieder.
"Die halbe Stadt lobt ihrer Stimme Schall."
"Und von der Amſel?" fuhr er fort.
"Auch dieſe lobt man hier und dort."
"Ich muß dich doch noch etwas fragen:
Was, Freundchen! ſpricht man denn von mir?"
"Das," ſprach der Staar, "das weiß ich nicht zu ſagen;
Denn keine Seele ſpricht von dir."
"So will ich," fuhr der Kukuk fort, "mich an dem Undank rächen,
Und ewig von mir ſelber ſprechen."

Die gute Chriſtine.

Erzählung 18.

Chriſtine, ein armes Mädchen von etwa zehn Jahren, pflückte in dem Walde Erdbeeren. Es war ein heißer Nachmittag, und an den ſonnigen Waldplätzen, wo kein kühlendes Lüftchen hinkam, war es faſt zum Verſchmachten ſchwül. Ihr leichtes Strohhütchen vermochte nicht mehr, den brennenden Sonnenſtrahlen zu wehren. Die hellen Schweißtropfen ſtanden ihr beſtändig auf der Stirne, und ihre Wangen waren wie Glut. Dennoch pflückte ſie, ohne aufzuſehen, emſig fort. "Denn," ſagte ſie freudig, indem ſie mit ihrem weißen Tuche den Schweiß abwiſchte, "es iſt ja für meine kranke Mutter. Das Geld, das ich aus den Beeren erlöſe, verſchafft ihr doch wieder eine kleine Erquickung!"

Gegen Abend gieng ſie, mit ihrem Körbchen voll Beeren am Arme, durch den Wald nach Hauſe. Es fing an zu regnen. Immer lauter rauſchten die Regentropfen in den Blättern der Bäume, und aus der Ferne her donnerte es ſehr ſtark. Als ſie aus dem Walde herauskam, erhob ſich ein Sturmwind; ein heftiger Platzregen ſchlug ihr entgegen, und an dem glühendrothen Abendhimmel ſtanden dunkle Gewitterwolken wie Gebirge auf einander gethürmt. Sie ſuchte ſich, fern von den hohen Bäumen, unter niedrigen Haſelſtauden ein ſicheres Plätzchen, ſtand hier unter und wartete, bis das Gewitter vorüber wäre.

Allein mit einem Male hörte ſie in dem nahen Erlengeſträuch ein klägliches Geſchrei, faſt wie das Geſchrei eines kleinen Kindes. Das gute, mitleidige Mädchen ließ ſich von Sturm und Regen, Blitz und Donner nicht abhalten, nachzuſehen, was es doch wohl ſeyn möge. Sie gieng hin, und ſieh' da! es war ein kleines, zartes Lämmchen, das vom Regen tröpfelte, zitterte, und nicht wußte, wohin. "Ach, du armes Thierchen!" ſagte Chriſtine. "Nein, du ſollſt nicht umkommen. Komm, ich nehme dich mit nach Hauſe." Sie nahm das Lämmchen ſorgfältig in die Arme, und eilte damit, ſobald der Regen nachließ, ihrer kleinen, ſtrohbedeckten Wohnung zu. (Fortſetzung folgt.)

An die Tugend.

Gedicht 6.

Tugend, Göttin edler Herzen,
Adel, den die Welt nicht gab;
Du entferneſt Leid und Schmerzen,
Schaffſt dem Frommen Ruh' im Grab;
Sendeſt ihm den Tod als Engel,
Der in beß're Welten führt,
Wo nicht herrſchen Erdenmängel,
Wo Unſterblichkeit regiert.

Zwar wirſt du auf dieſer Erde
Holde Tugend! oft verkannt,
Kummer iſt oft dein Gefährte,
Denn du nennſt den Reichthum Tand;
Aber dort in jenem Lande,
Wo der wahre Reichthum wohnt,
Löſen ſich des Elends Bande,
Und dein Kummer wird belohnt.

Dort in jenen lichten Fernen
Hält dir die Unſterblichkeit
Eine Kron' von gold'nen Sternen,
Einen Lorbeerkranz bereit.
Seligkeit und Wonne thürmen
Einen Perlenthron dir auf,
Dieſen werden Engel ſchirmen
Durch der Ewigkeiten Lauf.

Tugend, Göttin edler Herzen,
Adel, den kein König gab,
Quell des Troſtes, Heil der Schmerzen!
Leite mich bis an das Grab.
Ewig feſte Treue ſchwöre
Ich, o Himmelsengel! dir,
Wenn ich Alles auch verlöre,
Fliehe du doch nie von mir!

Der Fuchs und der Igel.

Fabel 22.

Es iſt beſſer, eine Kunſt recht erlernt zu haben, als wenn man von hundert Dingen Etwas, von keinem aber etwas Hinreichendes verſteht.

Ein ſtolzer Fuchs unterhielt ſich mit einem Igel, und fragte ihn: Wie er es angienge, wenn ihn Hunde verfolgten? — Ich brauche nur einen einzigen Kunſtgriff, antwortete der Igel ganz beſcheiden. Nur einen? fragte der Fuchs, dann bedaure ich dich; ich habe deren mehr als hundert. Indem der Fuchs ſo redete, hörte man Hunde bellen, und beide ſahen, ehe ſie noch entfliehen konnten, Jäger herbei eilen. Da rollte ſich der Igel wie eine Kugel zuſammen, und war über und über ſtachlicht, ſo, daß ſich

die Hunde an ihm blutig biſſen und dadurch abgeſchreckt, auf den Fuchs losgiengen. Der Fuchs nahm zur Liſt und zu Seitenſprüngen ſeine Zuflucht, und machte freilich den Hunden ihren Sieg dadurch ſchwer, wurde aber doch endlich erhaſcht und todt gebiſſen.

Der Affe und die Nuß.

Fabel 36.

Der Anfang einer jeden Wiſſenſchaft iſt ſchwer; laß dich aber auch die größten Anſtrengungen nicht verdrießen, denn deine Mühe wird dir zuletzt gewiß reichlich belohnt, wenn du ein Mal die ſüße Frucht genießeſt, die dir die Wiſſenſchaft darreicht.

Ein Affe fand eine welſche Nuß auf der Straße, die noch mit der grünen Schaale bedeckt war. Als er ſich viele Mühe gab, dieſe wegzubringen, und die innere Nußſchale aufzubrechen, ſah ihm von der Ferne ein anderer Affe zu, und lachte ihn aus. „Lach' du nur,“ ſprach der Finder, „du ſchreckſt mich nicht ab, in meinem Beſtreben fortzufahren; denn ich kenne die ſüße Frucht. Die Schale iſt zwar hart, aber deſto ſüßer wird der Kern ſeyn.

Die gute Chriſtine.

(Fortſetzung.)

„O, ſieh doch, liebe Mutter“, rief ſie, ſobald ſie in das niedere, reinliche Stübchen trat — „ſieh doch, was ich da gefunden habe! Sieh, ein wunderſchönes Schäfchen! O, wie glücklich bin ich! Wie will ich es pflegen! Es ſoll meine ganze Freude ſeyn!“

„Kind,“ ſagte die kranke Mutter, indem ſie ſich in dem Bette aufrichtete und den Kopf auf die Hand ſtützte, „du vergiſſeſt in deiner Freude, daß dieſes Lämmchen ſchon ſeinen Herrn haben muß. Es iſt blos verloren; und da müſſen wir es wieder zurückſtellen. Gewiß gehört es dem reichen Bauer auf dem Eichhofe. Fremdes Gut ſollen wir nicht einmal über Nacht im Hauſe behalten. Trag' es alſo heute noch hin.

„Ihr ſeyd nicht geſcheit!“ rief jetzt eine rohe Stimme zum offenen Fenſter herein; „man muß nicht Alles ſo genau nehmen!“ Der Mann, der dieſes ſagte, war ein Maurer, der draußen an der Mauer des kleinen Hauſes etwas ausbeſſerte, und ihr Geſpräch angehört hatte. Mutter und Tochter blickten ihn erſchrocken an. Er aber ſprach weiter: „Macht keine ſo ſeltſame Geſichter! Ich meine es gut. Wir wollen das Thierchen ſchlachten und es mit einander theilen. Das Fleiſch giebt gerade ein Paar kleine Braten, und das Fellchen iſt auch noch einige Silbergroſchen werth. Der

reiche Bauer hat über hundert ſchöne, große Schafe; ob er das winzig kleine Ding da noch hat oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Ich will es alſo geſchwind metzeln. Ihr dürft euch dabei nicht fürchten. Es ſieht's ja Niemand, und mir dürft ihr ſchon trauen. Ich kann ſchweigen,“ — ſagte er, und warf eine Kelle voll Mörtel an die Wand, — „wie eine Mauer.“

Chriſtine entſetzte ſich über die Reden des Mannes. Der Gedanke, das Lämmchen zu behalten, kam ihr jetzt abſcheulich vor. „Ihr habt Unrecht,“ ſagte ſie zu dem Maurer. „Was kein Menſch ſieht, ſieht doch Gott! Sie aber, liebe Mutter, hat Recht, und mich wundert nur, daß mir das, was Sie ſagte, nicht von ſelbſt einfiel. Ich hätte das Schäfchen“ — fuhr ſie fort, und Thränen traten in ihre blauen Augen, — „freilich ſo gern, o, ſo gern behalten! allein dem lieben Gott müſſen wir willig gehorchen.“ — Sie wickelte das Lämmchen in ihre Schürze, und wanderte damit dem Eichhofe zu, obwohl es noch nicht ganz aufhörte zu regnen und die Sonne bereits untergieng.

Als Chriſtine auf dem Eichhofe ankam, ſtand die Bäuerin, mit ihrem kleinſten Kinde auf dem Arm, eben vor der Hausthür, und die größeren Kinder ſtanden um ſie her. Sie betrachteten andächtig den ſchönen Regenbogen, der jetzt nach dem Gewitter in der ganzen Pracht ſeiner ſieben Farben im ſchwarzgrauen Gewölke zu ſehen war. „Seht den Regenbogen an,“ ſprach die Mutter, indem ſie mit ausgeſtreckten Armen darauf hinzeigte, „und preiſet Denjenigen, Der ihn gemacht hat. In dem flammenden Blitze und dem furchtbaren Donner zeigt uns Gott ſeine große Macht und Herrlichkeit, in den ſchönen Farben des Regenbogens aber ſeine Güte und Freundlichkeit.“

Chriſtine ergötzte ſich bald an den lieblichen Farben des Regenbogens, bald an den lächelnden Geſichtchen der Kinder, und ſchwieg, bis der Regenbogen verſchwunden war. Nun nahm ſie das Lämmchen aus ihrer Schürze hervor, ſtellte es auf die Füße, und erzählte, wie ſie es gefunden.

„Das iſt ja recht ſchön und brav,“ ſagte die Bäuerin freundlich, „daß du noch ſo ſpät am Abend, und noch dazu im Regen, da herausgeheſt; du biſt ein ſehr gutes, grundehrliches Mädchen.“

„Ja, wahrhaftig, das iſt ſie!“ ſprach der Bauer, der jetzt auch zur Hausthür herauskam. „So ehrlich und rechſſchaffen, wie dieſes arme Mädchen, müßt ihr auch ſeyn und bleiben, meine Kinder! Beſſer iſt's, nicht einmal ein einziges Schäfchen im Vermögen haben, und dabei ehrlich und redlich ſeyn, als hundert Schafe beſitzen, und dabei ehrlos und unredlich ſeyn. Die Ehrlichkeit, mit der das arme Kind hier das Lamm zurückgab, iſt ein Schatz im Herzen, der reicher macht, als eine ganze Schaafheerde, und dieſen Schatz kann uns kein Wolf und kein Feind rauben.“

Franz, der Knabe des Bauers, lief jetzt zum Schafſtalle hin, und führte das alte Schaf heraus. Wie da das junge darauf zuſprang und ſich freute! Chriſtine ſah das ſo mit an, und ſagte: „Schon um dieſer Freude willen, die das arme Thierchen jetzt hat, reuet es mich nicht, daß ich es zurückgab, ſo lieb es mir auch war, und ſo gern ich es behalten hätte!“

„Weißt du was,“ ſprach der Bauer, „da du ſo ehrlich biſt, und an dem Thierchen eine ſo große Freude haſt, ſo will ich es dir ſchenken. Jetzt würde es dir aber nichts helfen. Es kann noch nicht ohne Milch leben, und würde elend umkommen; allein in vierzehn Tagen wird es ſtark genug ſeyn, ſich von Gras und Kräutern zu ernähren, und dann ſoll mein Franz es dir bringen.“

„Gieb aber dann wohl darauf Acht!“ ſagte die Bäuerin. „Es koſtet dir nicht viel, es aufzuziehen. Während du Erdbeeren ſammelſt oder ſtrickeſt, kannſt du es leicht hüten, und ſo viel Gras kannſt du leicht ſammeln und zu Heu auftrocknen, als es für den Winter nöthig hat. Wenn es einſt groß wird, wird die Milch dir und deiner Mutter in eurer kleinen Haushaltung wohl bekommen, und die Wolle giebt euch jährlich einige Paar Strümpfe.“

„Und wenn ihr glücklich damit ſeyd,“ ſprach der kleine Bauernknabe, „ſo könnt ihr wohl noch gar eine ganze Schafheerde bekommen.“

Chriſtine mußte nun noch mit Brod eingebrockte Milch und ein Butterbrod miteſſen, und die gute Bäuerin gab ihr überdieß noch ein ſchönes Stück goldgelbe Butter, die ſie in grüne Rebenblätter einmachte, und ein Dutzend Eier mit nach Hauſe. „Bringe das deiner Mutter,“ ſagte ſie, indem ſie ihr die Eier vorſichtig in die Schürze that: „ich laſſe ſie freundlich grüßen, und Gott wolle ſie bald geſund werden laſſen!“

Chriſtine eilte voll Freude durch das blumige Thälchen ihrer Hütte zu. Der Himmel hatte ſich indeß aufgehellt, und der Abendſtern und ein zartes Streifchen des Mondes, der heute das erſte Mal wieder ſichtbar war, glänzten freundlich in das Thal. Alle Blumen und Kräuter tröpfelten noch von Regen und dufteten von Wohlgeruch. Es war Chriſtinen unbeſchreiblich wohl um das Herz. „Nach einem Gewitter,“ dachte ſie, „ſind Himmel und Erde zwar immer ſchöner; allein ſo ſchön und freundlich, wie dieſen Abend, ſind ſie mir noch nie vorgekommen.“

Sie erzählte dieſes, als ſie nach Hauſe kam, ihrer Mutter. „Siehſt du,“ ſprach die Mutter, „das iſt's eben, was ich dir immer ſage. Es iſt die Freude des guten Gewiſſens. Wenn wir Recht thun, ſo erfüllt ſüßer Friede unſer Herz. Gott giebt uns durch das Gewiſſen zu erkennen, daß Er mit uns zufrieden ſey. O, Chriſtine, gieb daher der Stimme deines Gewiſſens immer Gehör, und thue nie etwas anderes, als was vor Gott recht und gut iſt. Du weißt wohl, wir ſind arm und haben wenig in der Welt. Aber laß uns nur ein gutes Gewiſſen bewahren, ſo ſind wir reich genug, und es fehlt uns nie an Freude; ja, die edelſte und ſüßeſte aller Freuden iſt dann unſer.“ —

Chriſtine zählte nun alle Tage, bis ſie ihr Lämmchen bekommen würde. Sie hätte auch alle Tage in den Kalender geſehen, wenn ſie einen im Hauſe gehabt hätte. Nun ſah ſie aber alle Abende nach dem Monde, und gieng dann vergnügt zu Bette. „Denn,“ ſagte ſie, „wenn er voll iſt, bekomme ich mein Lämmchen.“

Endlich ward es Vollmond, und der Mond nahm wieder merklich ab; allein das Lämmchen wollte nicht kommen. Chriſtine wartete — und wartete. — „Ich werde von meinem Schäfchen wohl nichts mehr ſehen!“ ſagte ſie eines Abends, als ſie eben traurig neben dem Bette ihrer Mutter ſaß. „Habe Geduld,“ ſagte die Mutter; „Geduld bringt Roſen.“ — Und ſieh, da gieng auf einmal die Stubenthür auf, und der muntere Bauerknabe trat mit dem Lamme und einem Korbe voll friſchen, grünen Futters herein. Chriſtine ſprang vor Freude auf, knieete zu dem Lämmchen hin, ſtreichelte es freundlich, und ſagte: „O, wie groß und ſchön es indeß geworden iſt! Ich kenne es ja faſt nicht mehr! Und wie die Wolle ſo ſchön weiß und zart geringelt iſt! O, jetzt iſt meine Freude erſt vollkommen!“

(Schluß folgt.)

Die Katze und die Fledermaus.

Fabel 24.

n muß aus der Noth eine Tugend machen.

Eine Fledermaus fiel auf die Erde und wurde von einer Katze ergriffen. Als ſie dieſe zerreißen wollte, bat ſie flehentlich, daß ſie ihr das Leben ſchenken möchte. Als aber die Katze hiezu keine Luſt hatte, indem ſie ein Todfeind aller Vögel ſey; ſo ſagte die Fledermaus: ſie ſey kein Vogel, ſondern eine Maus, und wurde entlaſſen. Bald nachher wurde ſie von einer andern Katze gefangen. Auch dieſe bat ſie, ſie möchte ſie beim Leben laſſen. Dieß ſey für ſie ſehr ſchwer, ſagte die Katze, indem ſie mit allen Mäuſen Krieg führe. Die Fledermaus aber behauptete, ſie ſey keine Maus, ſondern ein Vogel. Und ſo entging ſie wieder der Gefahr, und rettete durch veränderten Namen zwei Mal ihr Leben.

Vertrauen und Hoffnung.

Gedicht 7.

Der Wogen Spielzeug, dämmert uns
Der Hoffnung Strahl vom Himmel nur.
Dorthin erhebt ſich ſehnſuchtsvoll
Mit unſern Seufzern unſer Blick.

Doch kommſt du, Vater, uns zuvor,
Mild reichend deine Hand voll Macht.
Durch ſie geſtützt, fühlt unſer Herz
In ſeiner Ohnmacht Siegeskraft.

Sey noch ſo ſchwer der Uebel Druck;
Weit überwiegt ihn deine Macht!
Du ſiehſt die Knechtſchaft unſers Geiſt's
Und ſtreifſt von ihm die Feſſeln ab.

Heil, Heil dem Tugendkampf, den Du
Mit Siegestriumph einſt herrlich krönſt;
Was wir in Thränen flüchtig ſä'en,
Frohlockend ernten wir's bei dir.

Der Hund und der Panther.

Fabel 25.

Kluge Leute nehmen ſich vor der Gefahr in Acht, aus der ſie ſchon einmal gerettet worden ſind.

Ein Hund ſchlief vor einem Maierhofe; da überfiel ihn der Panther, und wollte ihn freſſen. Zerreiß mich nicht, bat er nun, ich bin ohnehin jetzt noch mager, warte noch ein wenig, bis mein Herr Hochzeit macht, dann werde ich erſt recht gefüttert und fetter, und eine deſto herrlichere Speiſe für dich. Der Panther ließ ſich bereden und ging davon. Nach einiger Zeit kam er wieder und fand den Hund oben auf dem Dache ſchlafend. Er blieb ſtehen, rief ihm herunter und erinnerte ihn an ſein Verſprechen. Aber der Hund ſprach: Du guter Panther! wenn ich einſt wieder vor der Hütte ſchlafe, ſo warte nicht erſt auf die Hochzeit.

Die Sclaven, oder die Macht der Wohlthätigkeit.

Erzählung 20.

Seelgrave, ein engliſcher Schiffskapitän, reiste lange in Afrika, wo er den Negerhandel trieb; das heißt, er kaufte dort viele Sclaven. Ein entſetzlicher Handel, der die Natur beleidigt und den man nur mit der größten Gefahr unternehmen kann: denn Ungerechtigkeit und Tyrannei erzeugen beinahe immer Verzweiflung und Empörung. Auch ſind die Europäer genöthigt, die unglücklichen Neger, die ſie kaufen, während der Nacht und dem größten Theile des Tages, auf ihren Schiffen anzuketten; und trotz ihrer Vorſicht finden die Sclaven immer Mittel, ſich zu vereinigen und Anſchläge zu bilden, die ihren Gebietern oft das Leben koſten.

An den Ufern des Fluſſes Kallabar kaufte Seelgrave eine große Anzahl Neger. Unter dieſen Unglücklichen fiel ihm beſonders ein junges Weib auf, das unter der Laſt ihres Kummers zu erliegen ſchien. Von Mitleid gerührt, ließ Seelgrave ſie durch ſeinen Dollmetſcher um die Urſache ihrer Thränen fragen, und vernahm, daß ſie ein einziges Kind beweine, das ſie am Vorabend dieſes Tages verloren habe. Man brachte ſie auf das Schiff des Kapitäns, den der Fürſt des Bezirkes ſo eben zu ſich entbieten ließ. Seelgrave nahm die Einladung an; da er aber die Grauſamkeit dieſes Volkes kannte, ließ er ſich von zehn wohlbewaffneten Matroſen und ſeinem Feuerwerker begleiten. Er wurde, eine Strecke vom Ufer ab, auf eine Wieſe geführt, wo er den König auf

einem erhöhten Sitze, unter dem Schatten mehrerer Bäume, fand. Die Verſammlung war zahlreich. Die Oberhäupter der Neger umgaben den König; und ſeine Leibwache, die aus fünfzig, mit Bogen, Pfeil und Wurfſpieß bewaffneten, Männern beſtand, hielt ſich in einiger Entfernung hinter ihm. Die Engländer, das Gewehr auf der Schulter, nahmen ihre Stellung dem Könige gegenüber.

Seelgrave machte dem Könige einige europäiſche Kleinigkeiten zum Geſchenke; noch ſprach er, als ein dumpfes Stöhnen in ſein Ohr drang. Er wandte ſich um, und erblickte einen kleinen Neger, der mit den Füßen an einen Pfahl gebunden war. An dem Rande eines Grabens ſchienen zwei mit Beilen bewaffnete Neger, von ſcheußlichem Anſehen und ſeltſamer Kleidung, dieſes Kind zu bewachen, das ſie weinend betrachtete, und ſeine kleinen Händchen flehend zu ihnen erhob. Der König, welchem Seelgrave's Bewegung bei dieſem Anblicke nicht entging, glaubte den Kapitän zu beruhigen, indem er ihn verſicherte, daß er nichts von den beiden Negern, die er mit ſo großem Erſtaunen betrachtete, zu befürchten habe. Dann erklärte er erſt, daß das Kind ein Opfer ſey, das man dem Gott Ego zum Wohl des Reiches bringen wolle..... Bei dieſen Worten ſchauderte Seelgrave vor Entſetzen..... Sein ganzes Gefolge beſtand aus eilf Männern. Der Hof und die Leibwache des afrikaniſchen Fürſten bildeten einen Haufen von mehr als hundert Negern; aber Mitleid und Menſchlichkeit erlaubten Seelgrave nicht, Alles zu bedenken, was er von der Anzahl und Grauſamkeit der Barbaren, die ihn umgaben, zu befürchten habe. O, meine Freunde! rief er, ſich zu ſeinen Leuten wendend, laßt nus dieſes unglückliche Kind retten! kommt! mir nach!.... Und mit fliegenden Schritten eilten ſie auf das gefeſſelte Kind zu. Die Neger erheben ein fürchterliches Geſchrei und ſtürzen ſich brüllend auf die Engländer. Seelgrave zieht eine Piſtole aus dem Gürtel; der König erſchrickt. Seelgrave verlangt, gehört zu werden. Der König dämpft mit einem einzigen Worte die Wuth der Neger; ſie bleiben unbeweglich ſtehen. Jetzt läßt Seelgrave durch ſeinen Dollmetſcher die Gründe ſeiner Handlung erklären, und den König bitten, ihm das Opfer zu verkaufen. Dieſer Vorſchlag wurde angenommen. Seelgrave war entſchloſſen, nicht um den Preis zu ſtreiten. Aber glücklicher Weiſe bedurfte der Negerkönig weder Gold noch Silber. Er kannte weder Diamanten noch Perlen, und glaubte viel zu verlangen, indem er ein Halsgehänge von blauem Glas forderte. das ihm auf der Stelle gegeben wurde. Dann flog Seelgrave zu dem unſchuldigen kleinen Geſchöpfe, das er ſo eben dem Tode entriſſen; er zieht ſeinen Säbel, um die Stricke zu zerſchneiden, mit welchen es an den Pfahl gebunden iſt. Das zitternde Kind glaubte, Seelgrave wolle es tödten, und erhebt ein ſchmerzliches Geſchrei. Seelgrave nimmt es in ſeine Arme und drückt es mit Entzücken an ſein Herz. Das beruhigte Kind lächelte und überhäufte ſeinen Befreier mit Liebkoſungen. Tief bewegt und von Rührung durchdrungen, nimmt Seelgrave Abſchied von dem Negerkönige, und kehrt zu ſeinem Schiffe zurück. Am Ufer traf er die Negerin, die er des Morgens gekauft. Sie hatte ſich übel befunden; in Thränen zerfließend, ſaß ſie an der Seite des Schiffsarztes, welcher, da er ſie nicht dazu bringen konnte, Nahrung zu ſich zu nehmen, ſie wenigſtens an der friſchen Luft bleiben ließ, aus Furcht, ſie möchte von neuem ohnmächtig werden. In dem Augenblicke, als Seelgrave mit ſeinen Leuten hinter ihr vorbeiging, wandte ſie den Kopf und,

den kleinen Neger erblickend, den ein Matroſe trug, ſpringt ſie auf, erhebt ein durchdringendes Geſchrei und ſtürzt auf das Kind zu, das ſie erkennt, ihr freudig zuruft und die Arme entgegenſtreckt. Man legt es an ihre Bruſt, ſie hält ihren Liebling umſchlungen..... Der verzweifelte Entſchluß, den ſie gefaßt, der Verluſt ihrer Freiheit, der unnennbare Schmerz, den ſie empfunden, Alles iſt vergeſſen..... Sie iſt Mutter.... ſie hat ihren Sohn wiedergefunden!.... Indeſſen vernimmt ſie von dem Dollmetſcher alle Umſtände der Handlung Seelgrave's. Da eilt ſie, immer noch das geliebte Kind auf den Armen, zu ihrem Wohlthäter, und wirft ſich ihm zu Füßen. Jetzt, ruft ſie, bin ich deine Sclavin! Ohne dieſes Kind würde der Tod mich dieſe Nacht aus dem Sclavenſtande befreit haben: du warſt für mich nichts als ein Tyrann; du haſt mir meinen Sohn wieder gegeben, und in ihm mehr als das Leben; du wirſt mein Vater: ja, dieſes theure Kind iſt das Pfand meines Gehorſams, auf den du von nun an unbedingt zählen kannſt... Während dieſes Weib mit dem Feuer und dem Ausdrucke der lebhafteſten Erkenntlichkeit ſprach, erklärte der Dollmetſcher dem Kapitän ihre Worte. Seelgrave konnte keinen ſüßeren Lohn für ſeine Menſchlichkeit empfangen; aber ſie brachte ihm noch neue Früchte. Er hatte mehr als dreihundert Sclaven auf ſeinem Schiffe. Die junge Negerin erzählte ihnen ihre Begebenheit. Nachdem die Neger dieſe rührende Erzählung vernommen, umringten ſie Seelgrave mit Bewunderung, und gelobten ihm unbegränzte Ergebenheit. Und in der That bezeigten ſie Seelgrave während ſeiner ganzen Reiſe die kindlichſte Verehrung und den pünktlichſten Gehorſam.

Die gute Chriſtine.

(Schluß.)

„Ich wollte dir das Lämmchen ſchon vor einigen Tagen bringen," ſagte der Knabe, „allein mein Vater ſagte: Laß es noch eine Zeit da; es gedeiht dann beſſer, und wird noch größer und ſtärker."

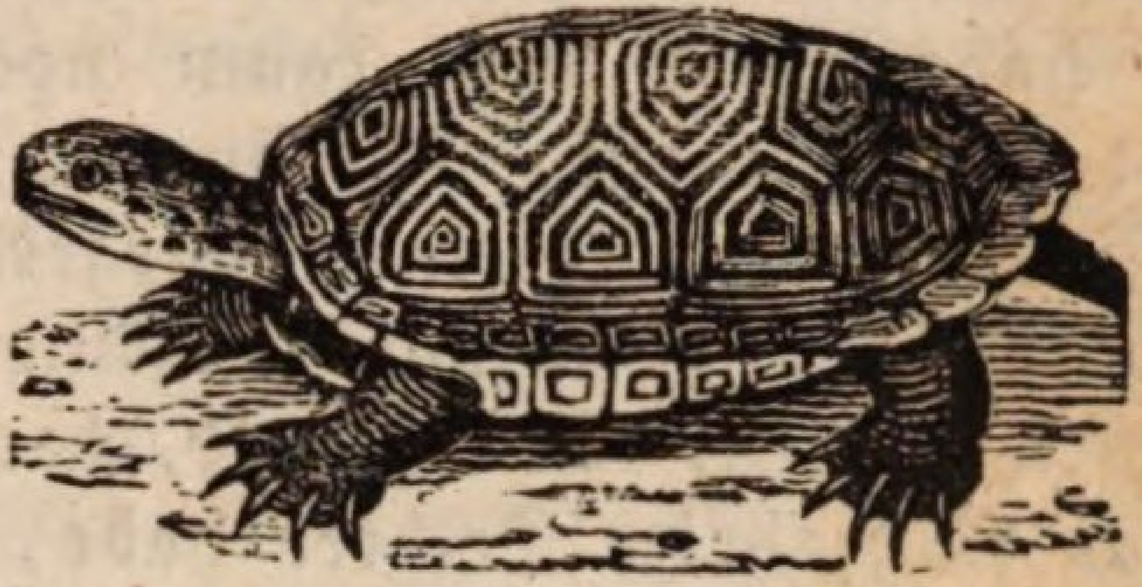
„Du, und deine Eltern ſind doch recht gut!" ſprach Chriſtine. Wenn ich nur nicht ſo arm wäre, und dir auch etwas ſchenken könnte! Allein von der erſten Wolle, die ich von dem Schäfchen bekomme, ſtricke ich dir ein ſchönes Paar Strümpfe. Du ſollſt gewiß ſehen, daß ich die Wahrheit rede."

Der Knabe gieng, und Chriſtine führte das Lamm in den kleinen Stall, der ſich im Hauſe befand, und ſtreute ihm Futter vor. Das Lamm gewöhnte ſich bald an ſie, und wurde ſo zahm, daß es das Brod aus ihrer Hand aß, aus ihrem Schälchen Milch trank, und ihr wie ein Hündchen nachlief. Chriſtine durfte nur rufen, ſo kam das Lamm ſogleich daher geſprungen. Wenn nun die Mutter es ſo mit anſah, was für eine große Freude Chriſtine mit dem Lämmchen hatte, ſo ſagte die Mutter öfter: „Nicht wahr, jetzt reut es dich doch nicht, daß du mir gefolgt, und das Lämmchen zurückgegeben haſt?" — „O Mutter!" antwortete Chriſtine, „wie mein Lämmchen mir auf den Ruf folgt, ſo will ich dir immer folgen. Denn ich weiß es ja, du liebſt mich doch noch unendlich mehr, als ich mein Lämmchen."

Der Adler und die Schildkröte.

Fabel 26.

Oft iſt gefährlich, berühmt zu ſeyn und von andern geſehen zu werden.



Eine Schildkröte beſchwerte ſich über den Himmel. Warum, ſagte ſie, muß ich mein ſchweres Haus überall mit mir herumſchleppen? Ich krieche den ganzen Tag und komme doch faſt nicht von der Stelle. Ich weiß nicht, was in der Welt vorgeht, und vielleicht weiß auch die Welt nicht einmal, daß es Schildkröten gibt. Wie gut haben es dagegen die Vögel, die ſich in einem Augenblicke bis in die Wolken erheben, über große Meere fliegen, und ihren Ruhm in die fernſten Länder tragen. O du, der du die Adler und Störche ſchufeſt, ſollteſt du wohl auch Vater der Schildkröten ſeyn? — Plötzlich geſchah ein Schuß, und ein mächtiger Adler ſtürzte ſchwer getroffen aus der Luft und färbte die Erde mit ſeinem Blute. — O Himmel, rief die Schildkröte aus, nun erkenne ich deine Güte! Wie gefährlich iſt es nicht, berühmt zu ſeyn, und von Andern geſehen zu werden! Erhalte mir, gütiger Himmel! mein ſchweres Dach, ich habe jetzt keine Flügel nöthig.

Pamela oder die Waiſe.

Erzählung 21.

Felizie, die Wittwe des Herrn von R., lebte in ſtiller Zurückgezogenheit nur der Erziehung ihrer einzigen Tochter Natalie. Sie legte keinen Werth auf Reichthum und Ueberfluß. Sie liebte die Beſchäftigung und das Leſen; ihre Seele war ſanft und gefühlvoll, und die Freundſchaft durfte jedes Opfer von ihr erwarten. So erfreute ſie ſich lange eines ungetrübten Glückes im Schooße ihrer liebenswürdigen Familie, als plötzlich ihre geliebte Natalie gefährlich krank wurde. In ſchmerzlicher Angſt durchwachte Felizie die Nächte am Krankenlager ihres einzigen Kindes, und vergönnte auch am Tage den müden Augen keinen Schlummer. Endlich erholte ſich Natalie unter ihrer treuen Pflege, und bald war ſie ganz geneſen; aber die raſtloſe

Anſtrengung hatte Felizien's eigene Geſundheit erſchüttert. Da das Uebel ſich auf ihre Bruſt zu werfen ſchien, verordneten ihr die Aerzte den Gebrauch der Heilquelle von Briſtol, und ſo reiste ſie unverzüglich mit der dreizehnjährigen Natalie nach England ab. Felizie hatte die Vorſicht nicht beachtet, ſich eines Hauſes zu verſichern, und konnte daher bei ihrer Ankunft in Briſtol nur eine ſehr beſchränkte Wohnung finden, deren ſchönſtes Zimmer nur durch eine dünne Bretterwand von dem Zimmer einer kranken Engländerin geſchieden war, die ſeit zwei Monaten das Bette nicht verlaſſen konnte. Felizie, die der englichen Sprache mächtig war, befragte ihre Wirthin über ihre Nachbarin, und vernahm, daß dieſe unglückliche Engländerin die Auszehrung habe, und wohl kaum noch einige Tage leben werde. Sie ſey Wittwe; ihr Gemahl, ein junger Mann von hoher Abkunft, ſey wegen dieſer Verbindung mit einer Bürgerlichen, von ſeinen Eltern enterbt worden. Bei ſeinem Tode habe er ſeiner Gattin nur eine ſehr geringe Penſion hinterlaſſen können, ein Umſtand, der um ſo betrübter ſey, da dieſe Unglückliche eine fünfjährige Tochter habe, die mit ihrer Mutter jedes Mittel zu ihrem Lebensunterhalte verliere. Die Wirthin ſchloß mit dem Lobe der kleinen Pamela (ſo hieß das Kind), und verſicherte, noch nie ein ſo engelgutes Geſchöpf geſehen zu haben. Dieſe Geſchichte erregte Feliziens innigſte Theilnahme, und den ganzen Abend unterhielt ſie ſich mit Natalien von der unglücklichen Engländerin und ihrer hilfloſen Tochter.

Felizie und Natalie bewohnten dasſelbe Zimmer. Sie mochten ſich ſeit ungefähr zwei Stunden zur Ruhe begeben haben; Natalie ſchlief feſt, und ihre Mutter genoß eben eines leichten Schlummers, als eine ungewöhnliche Bewegung in dem Zimmer der kranken Engländerin ſie plötzlich wieder erweckte. Jetzt erinnert ſich Felizie, daß die Kranke nur eine Kammerfrau und eine Wärterin zur Bedienung habe. Sie erhebt ſich, nimmt die Nachtlampe, und geht leiſe auf den Gang. Aus der halbgeöffneten Thüre der Kranken dringen ihr einige ſchwache Laute, von leiſen Seufzern unterbrochen, entgegen; ſie naht ſich zitternd. — Da ſtürzte eine weinende Kammerfrau mit dem Klagerufe: „Es iſt vorbei! ſie hat vollendet!“ aus dem Zimmer. O Himmel, ſagte Felizie, und ich kam ihnen meinen Beiſtand anzubieten!.... „Sie hat ausgelitten,“ erwiderte die Kammerfrau; „o Gott! was ſoll aus ihrer unglücklichen Tochter werden? Ich habe ſelbſt vier Kinder....“ Wo iſt dieſes Kind? unterbrach ſie Felizie lebhaft... „Ach, Madame, die Bedauerungswürdige iſt noch zu jung, ihr Unglück zu kennen. Sie weiß noch nichts vom Tode. Mit welcher Liebe hing ſie an ihrer armen Mutter... denn es gibt kein gefühlvolleres Kind... Aber ſie ſchlummert friedlich in demſelben Zimmer, wo ihre Mutter ſo eben den letzten Seufzer ausgehaucht!....“ Gerechter Gott! rief Felizie, ach! kommen Sie, laſſen Sie uns dieſes Kind einem ſo traurigen Aufenthalte entreißen! Bei dieſen Worten eilt Felizie gegen das Zimmer, ſie tritt hinein.... Um zu der Wiege zu gelangen, mußte man an dem Bette der unglücklichen Engländerin vorbei. Hier blieb Felizie erſchüttert ſtehen, und heftete die thränenſchweren Blicke auf die ſtarre Leiche; dann ſank ſie auf die Kniee; o unglückliche Mutter, rief ſie ſeufzend, wie ſchrecklich müſſen deine letzten Augenblicke geweſen ſeyn!.... Du ließeſt dein Kind ohne Stütze, ohne Beiſtand zurück!.... Ach, laß mir den ſüßen Glauben, daß du im Schooße der Ewigkeit vernimmſt, was ich gelobe.... „Ich nehme deine Tochter zu mir, ſie ſoll die Meinige ſeyn, und immer werde ich das

Andenken an Diejenige, die ihr das Leben gab, in ihr erhalten.“ Jetzt erhob ſich Felizie und nahte ſich tief bewegt der Wiege. Ein Vorhang verbarg das Kind; mit zitternder Hand ſchob ſie ihn zurück. — Da lag die kleine Waiſe, ein Bild ſorgenloſer Unſchuld! Ach, ſagte Felizie, wie ruhig ſie ſchlummert! in welchem Augenblicke, an welcher Stelle!... Liebenswürdiges, unglückliches Kind! vergebens wirſt du beim Erwachen nach deiner Mutter fragen.... Aber die Menſchlichkeit gibt dir eine Andere; ja, du ſollſt meine Tochter ſeyn; ja, du ſollſt in meinem Herzen die Liebe, die Zärtlichkeit einer Mutter wieder finden. Wohlan, fuhr ſie, an die Kammerfrau ſich wendend, fort, helfen Sie mir die Wiege in mein Zimmer tragen. Die Kammerfrau gehorchte voll Freude, und das Kind wurde ſanft, ohne wach zu werden, in ſeinem Bettchen auf Felizien's Zimmer gebracht. Natalie war aufgeſtanden, unruhig und beſorgt eilte ſie ihrer Mutter entgegen, die ihr beim Eintreten leiſe zurief: Komm, Natalie, ich bringe dir eine Schweſter; komm, verſprich mir, ſie zu lieben. Natalie fliegt an die Wiege, entzückt betrachtet ſie das ſchöne ſchlafende Kind. Felizie erzählt ihr mit wenig Worten das Vorgefallene. Thränen entſtrömen Natiliens Augen, zärtlich nennt ſie die kleine Pamela ihre Schweſter, und wünſcht ungeduldig den Morgen herbei, um ſie tauſendmal umarmen zu können. Endlich mußte man ſich wieder zu Bette begeben. Felizie konnte kein Auge ſchließen; aber kann man zu ſchlafen wünſchen, wenn das Bewußtſeyn einer guten Handlung uns wach erhält?

Um ſieben Uhr Morgens erwachte Pamela. Felizie eilte an ihre Wiege. Das Kind ſchien bei ihrem Anblicke erſtaunt und ſeine großen ſchwarzen Augen hingen einige Minuten feſt an ihr, dann ſtreckte es ihr lächelnd die Arme entgegen und Felizie ſchloß entzückt den kleinen Engel an ihre Bruſt. Aber bald fragte Pamela nach ihrer Mutter. Kaum Herr ihrer Bewegung, ſagte Felizie mit leiſer zärtlicher Stimme: „deine Mutter iſt nicht mehr hier....“ Bei dieſen Worten zerfloß Pamela in Thränen. Natalie wollte ſie tröſten; „ach, laß ihr dieſen rührenden Schmerz,“ ſagte Felizie, „es war mir Bedürfniß, ihre Thränen fließen zu ſehen; ſtelle dich in ihre Lage, Natalie, und du wirſt, wie ſie, empfinden.“

Als Pamela angekleidet war, warf ſie ſich auf die Kniee und betete laut: O guter Gott, gib meiner Mutter die Geſundheit wieder! „Deine Mutter leidet nicht mehr,“ ſagte Felizie erſchüttert... Sie leidet nicht mehr, rief Pamela, o mein Gott ich danke dir! Dieſe Worte durchſchnitten Feliziens Herz. „O mein Kind,“ ſagte ſie, „dein Gebet ſey: Mein Gott, deiner Vaterliebe empfehle ich meine Mutter; ſegne, beglücke ſie immerdar!“ Pamela wiederholte dieſes Gebet mit Inbrunſt, und die gefalteten Händchen erhebend, fügte ſie flehend hinzu: „Und vereine mich bald wieder mit ihr!“ Dann erhob ſie ſich und warf ſich weinend in die Arme der ſchluchzenden Natalie. In dieſem Augenblicke meldete man, daß angeſpannt ſey. Felizie beſtieg mit Pamela und Natalie den Wagen, und reiste mit ihnen nach Bath. *) Erſt nach vierzig Tagen kehrte ſie nach Briſtol zurück, nachdem ſie eine andere Wohnung daſelbſt gemiethet hatte.

Mit jedem Tage liebte Felizie die ſanfte, gefühlvolle, erkenntliche Pamela inniger. Nach einem dreimonatlichen Aufenthalte in Briſtol, ver-

*) Ein berühmter Badeort in England.

ließ ſie England und kehrte nach Frankreich zurück; ihre ganze Familie nahm die kleine liebenswürdige Pamela mit Freuden auf. Es war eben ſo unmöglich ſie zu ſehen, ohne innigen Antheil an ihr zu nehmen, als ſie zu kennen ohne ſie zu lieben. Als ſie ihr achtes Jahr erreichte, unterrichtete Felizie ſie von ihrem Schickſale und erzählte ihr die Geſchichte der unglücklichen Engländerin, die ihr das Daſeyn gegeben. Pamela vergoß einen Strom von Thränen und als Felizie aufgehört zu ſprechen, warf ſie ſich ihr zu Füßen und ſagte ihr Alles, was Dankbarkeit und innige Zärtlichkeit Rührendes eingeben können. So war Pamela; ihre Seele hob ſie immer über ihr Alter hinaus. Sprach ſie von ihren Empfindungen, ſo hatte ſie nicht mehr die Sprache, noch die Ausdrücke der Kindheit. Dieſes lebhafte und tiefe Gefühl goß einen unbeſchreiblichen Zauber über alle Handlungen Pamela's, wie über ihr ganzes Weſen. Man ſah Pamela tauſendmal, ohne darauf zu achten, ob ihre Züge regelmäßig ſeyen. Man bemerkte nur den himmliſcheu Ausdruck derſelben. Man konnte ſie weder prüfen noch loben, wie eine Andere. Man ſprach nicht von ihrer Geſtalt, nur von ihrem Blicke. Sie war lernbegierig, großmüthig, gefällig, aufrichtig und eben ſo fröhlich als gefühlvoll, eben ſo lebhaft als ſanft und beſcheiden. Der einzige Fehler, den ſich Pamela, und zwar in hohem Grade vorzuwerfen hatte, war Unbeſonnenheit; und zu dieſer verleitete ihre außerordentliche Lebhaftigkeit ſie immer auf's Neue. Folgender Zug beweiſt ihre Sanftmuth, ſo wie ihre Achtung und Zärtlichkeit für Felizien. Weniger aus Nachläſſigkeit als aus Unbeſonnenheit, verlor Pamela Alles, was man ihr gab. Hatte ſie den ganzen Tag über fleißig gelernt und gearbeitet, ſo war die Luſt zu ſpielen am Abende deſto größer, und erlaubte ihr nicht, erſt Fingerhut, Scheere und Nadeln zu ſammeln und an ihren gehörigen Platz zu legen; Pamela erhob ſich plötzlich, der offene Arbeitsbeutel fiel zur Erde, ſie hüpfte darübet weg und war in einem Augenblicke verſchwunden. Gerne ließ man ſie im Garten und auf der Wieſe umherſpringen, nur im Hauſe war ihr dieß verboten. Mit dem beſten Willen zu gehorchen, vergaß Pamela, gleichwohl beſtändig dieſes Verbot; ſie fiel regelmäßig alle Tage drei- bis viermal, und ließ an jeder Thüre ein Müſterchen ihres Kleides oder ihrer Schürze hangen. Durch Bitten, Ermahnungen und Strafen war es Felizien nach und nach gelungen, die ungeſtümme Lebhaftigkeit des Kindes zu mäßigen, auch mußte ihr Pamela jeden Tag Rechenſchaft ablegen, ob ſich alles Nöthige in ihrem Arbeitsbeutel befinde. (Fortſ. folgt.)

Denkſprüche.

17.

Dein Hauptgeſchäft auf Erden,
Sey weiſer und ſtets beſſer werden.

18.

Wer Gottes Dienſt ſein Leben weiht;
Dem ſtrahlt ſchon hier des Himmels Seligkeit.

19.

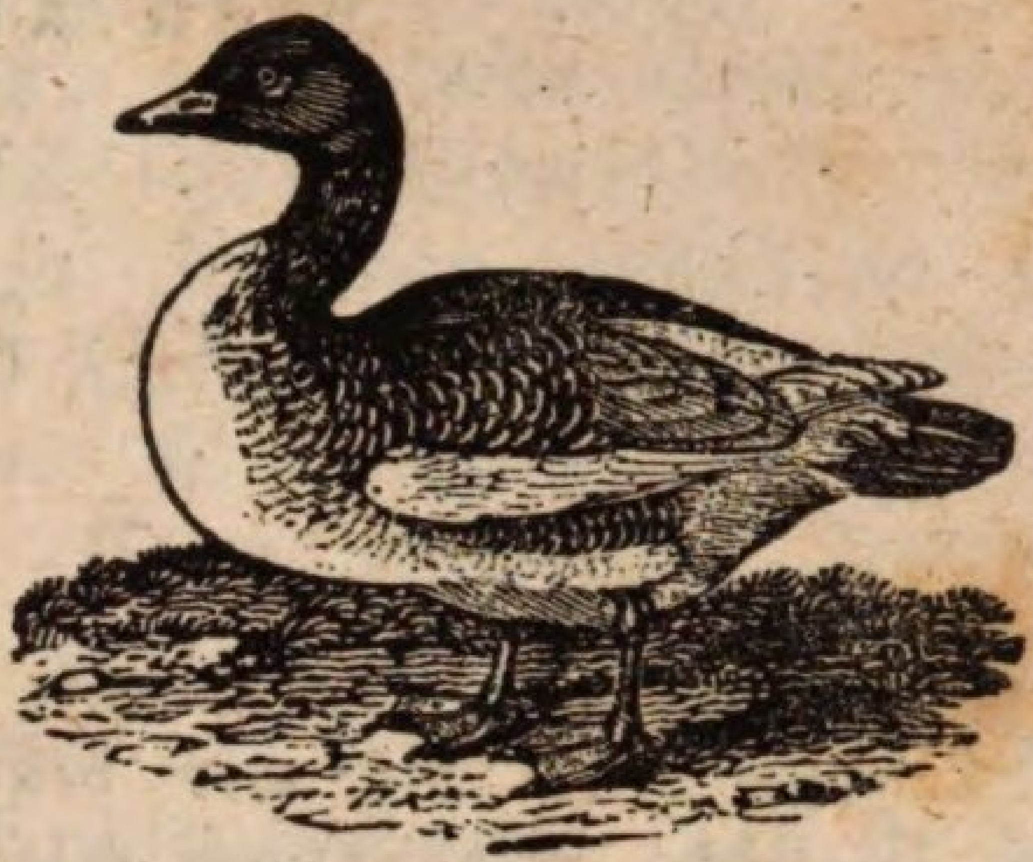
Guter Name, Kunſt und froher Muth,
Iſt beſſer noch als Geld und Gut.

20.

Fang an mit Gott, mit Gott hör auf,
Dieß iſt der ſchönſte Lebenslauf.

Der Hahn und die Gans.

Fabel 27.



Auf einem Edelhof' befand
Ein junger Hahn ſich, ſehr verwegen
Trat jedem neckend er entgegen,
Sobald er keinen Widerſtand
Befürchtete, und hämiſch pickte
Sein Schnabel nach dem Schwächern dann.
So fiel er eine Gans faſt täglich,
Sobald er ſie gewahr ward, an,
Und freute ſich, wenn ſie dann kläglich
Aufſchreiend, flatternd ihm entrann.
Die Gans, dem Necken zu entgehen,
Ihm ſorglich, wo ſie konnte, wich,
Und naht' er dennoch pickend ſich,
Ließ ſie geduldig es geſchehen.
„Es ändert ſich vielleicht," ſie ſprach,
„Ich will ihm keinen Anlaß geben,
„Den Schnabel wider mich zu heben."
Umſonſt! der Zänker ließ nicht nach,
Nur gift'ger noch er auf ſie hackte!
Zuletzt ihr die Geduld verging, —
Mit ihrem breiten Schnabel flink
Den Hahn, den Störenfried, ſie packte. —
Ob er gleich mit den Flügeln ſchlug,
Die Krallen zur Vertheid'gung brauchte,
Sie nach des Hofes Teich ihn trug,
Und dort ſo lang' ihn untertauchte,
Bis er, für ſeinen Unverſtand,
Den frühen Tod im Waſſer fand.

Ihr, die ihr ſtets Geſpielen neckt,
Weil ihr die Stärkeren euch glaubet,
Der Muthwill', den ihr euch erlaubet,
Selbſt des Geduld'gen Zorn erweckt.
Und wenn ihr lang' ihm auch entgangen,
Ihr werdet doch, früh oder ſpät,
Die wohlverdiente Straf' empfangen; —
Man ärntet, was man ausgeſä't.

Der Fuchs und die Hyäne.

Fabel 28.

Wir überblicken den ganzen Umfang unſeres eigenen, ſchlechten Benehmens ſelten eher, als bis wir deſſen Wirkungen fühlen, indem wir von Andern eine gleiche Behandlung erfahren.

Ein Fuchs hatte das Unglück unter die Krallen einer Hyäne zu fallen. Er begann in kläglichem Tone um Gnade zu flehen, bat die Hyäne um des Himmels willen, ſie möge ihn loslaſſen, pries die Tugend der Barmherzigkeit und führte als letzten Grund, ſeiner zu ſchonen, an, daß er ja nur aus Haut und Knochen beſtehe, die gar nicht der Mühe verlohnten, gegeſſen zu werden. Auf Alles das gab die Hyäne die kurze Antwort: „So barmherzig gegen dich, wie du geſtern gegen die Küchlein."

Pamela oder die Waiſe.

(Fortſetzung.)

Eines Morges, als Felizie ihrer Gewohnheit nach, Pamela's Beutel durchſuchte, fand ſie ihre Scheere nicht darin. „Wo iſt deine Scheere?" fragte ſie verweiſend. Liebe Mutter, erwiderte Pamela, ſie liegt auf dem Boden in dem Kabinet meiner Schweſter.... „Wie, auf dem Boden? Und warum haſt du ſie da gelaſſen?" — Ich war in dieſem Kabinet; als ich mein Sacktuch aus der Taſche nahm, zog ich die Scheere mit heraus, und ſie fiel auf den Boden; in dieſem Augenblicke ließen Sie mich rufen, und ich eilte ſogleich auf ihr Zimmer.... — „Wie, ohne dir vorher die Zeit zu nehmen, die Scheere aufzuheben?".... — Ja, liebe Mutter, um Sie

früher zu ſehen.... — „Aber du wußteſt doch, daß ich dich nach der Scheere fragen, daß ich dir einen Verweis geben würde, wenn ich ſie nicht fände!“.... — Liebe Mutter.... daran habe ich nicht gedacht, ich dachte nur an Sie, an das Vergnügen, Sie zu ſehen. Als Pamela dieſe Worte ſprach, füllten ſich ihre Augen mit Thränen und ſie erröthete. Felizia betrachtete ſie mit einem ernſten ſtrengen Blicke und ſie erröthete noch mehr. Dieſes Erröthen und das Unwahrſcheinliche in des Kindes Erzählung, ſchienen Felizien zu beweiſen, daß die kleine Pamela eine Lüge geſagt. „Geh mir aus den Augen,“ rief ſie, „ich weiß gewiß, es iſt keine Sylbe wahr von Allem, was du mit erzählteſt; entferne dich ohne Widerrede.“ Bei dieſen fürchterlichen Worten faltete Pamela in Thränen zerfließend die Hände und ſank ſchweigend zu Feliziens Füßen. Felizie ſah in dieſer flehenden Handlung nur das Geſtändniß ihres Fehlers. Sie ſtieß ſie mit Unwillen zurück und überhäufte ſie mit Vorwürfen. Dem erhaltenen Befehle gemäß beharrte Pamela in ihrem Schweigen, aber ihre Seufzer und ihr Schluchzen verriethen ihren Schmerz. Felizie war auf dem Lande; ſie ging in die Meſſe, und ſtatt Pamela wie gewöhnlich mitzunehmen, gab ſie der Kammerfrau den Auftrag, ſie nachzubringen, und verließ ſie unverzüglich. Aber in der Kapelle war Felizie wider Willen zerſtreut; ſie blickte oft nach der Thüre. Endlich ſah ſie Pamele mit roth geweinten Augen hineintreten, und ſich demüthig auf die Stufen der Treppe knieen. Die Kammerfrau bat ſie weiter vor zu treten, und nicht bei der Dienerſchaft zu bleiben. Die trauernde Pamela erwiderte mit leiſer Stimme: Dieſer Platz iſt noch zu gut für mich. Dieſe Demuth rührte Felizien, ſie winkte Pamela zu ſich, die vor Freude weinend den Platz an Feliziens Seite wieder einnahm. Nach der Meſſe trat die Kammerfrau zu Felizien. „Pamela,“ ſagte ſie, „hatte nicht gelogen....“ Wie, unterbrach ſie Felizie? Nein, Madame, erwiderte die Kammerfrau; ſie bat mich mit ihr in das Kabinet zu gehen, und wir fanden die Scheere am Boden, wie ſie geſagt. „O meine gute Pamela!“ rief Felizie, indem ſie das geliebte Kind in ihre Arme ſchloß; „und du ließeſt dich anklagen, ohne ein einziges Wort zu deiner Vertheidigung zu ſagen?“ — Liebe Mutter, Sie hatten mir verboten zu ſprechen. — „Und du fielſt mir zu Füßen, und ſchienſt mich um Verzeihung zu bitten!“ — Es geziemt mir immer, um Verzeihung zu bitten, wenn meine Mutter zürnt. Wenn ſie mir ihre Unzufriedenheit bezeigt, habe ich gewiß unrecht. — „Aber ich war ungerecht.“ — Nein, meine Wohlthäterin, meine zärtliche Mutter, kann nie ungerecht gegen mich ſein. — Wie hätte Felizie dieſes Kind mit ſeiner rührenden Ergebenheit, ſeiner bezaubernden Sanftmuth nicht inniger lieben ſollen! Ueberzeugt, daß Gott ſie in jedem Augenblicke ihres Lebens ſehe und höre, bat ihn Pamela wegen jedes begangenen Fehlers mit den rührenden Thränen der Reue um Verzeihung. Erſt aber klagte ſie ſich bei Felizien an: Könnte Gott mir verzeihen, ſagte ſie bei ſich ſelbſt, wenn es mir an Zutrauen gegen die Mutter gebräche? Ueberdieß liegt mir jeder Fehler ſo ſchwer auf der Seele, ſo lange ihn die Mutter nicht weiß; auch iſt es ſo ſüß, denjenigen, die man liebt, ſein Herz zu öffnen!.... Mama wird mir vielleicht eine kleine Strafe auferlegen; aber ſie wird mit mir ſprechen, ſie wird Pamela's Aufrichtigkeit loben, ſie tauſendmal umarmen, und wenn ich dieſen Abend beim Schlafengehen um ihren Segen bitte, wird ſie mir ihn mit noch größerer Zärtlichkeit, als gewöhnlich, ertheilen.... wenn das möglich iſt. Nach dieſen Betrachtungen flog Pamela

in die Arme ihrer Mutter, in welchen ſie den Lohn ihrer Offenherzigkeit und kindlichen Liebe fand. Den ganzen Tag brachte ſie in dem Zimmer ihrer geliebten Mutter zu, von welcher ſie ſich nicht trennen konnte, und deren Geſellſchaft ſie jedem andern Vergnügen vorzog. Während Felizie ſich mit Leſen, Schreiben und Muſik beſchäftigte, ſpielte oder arbeitete Pamela ſtill vor ſich, ohne das geringſte Geräuſch zu machen, aus Furcht, Felizien zu ſtören. Von Zeit zu Zeit erhob ſie ſich indeſſen leiſe, nahte ſich auf den Spitzen der Füße Felizien, umarmte ſie und begab ſich dann wieder auf ihren Platz. Oft verließ ſie plötzlich ihr Spielzeug und warf ſich weinend in Feliziens Arme; ſtatt zu ſpielen, ſagte ſie, dachte ich an Sie, o meine Mutter, an Ihre Wohlthaten.... Bei dieſen Worten ſank Pamela vor ihrer Wohlthäterin nieder, umfaßte ihre Kniee, benetzte ſie mit ihren Thränen, und erinnerte ſich in dem leidenſchaftlichen Ausdrucke und der ganzen Gewalt des Gefühls an Alles, was ſie ihr zu danken hatte. (Fortſ. folgt.)

Gute Kinder ſind der Eltern Troſt und Freude.

Erzählung 22.

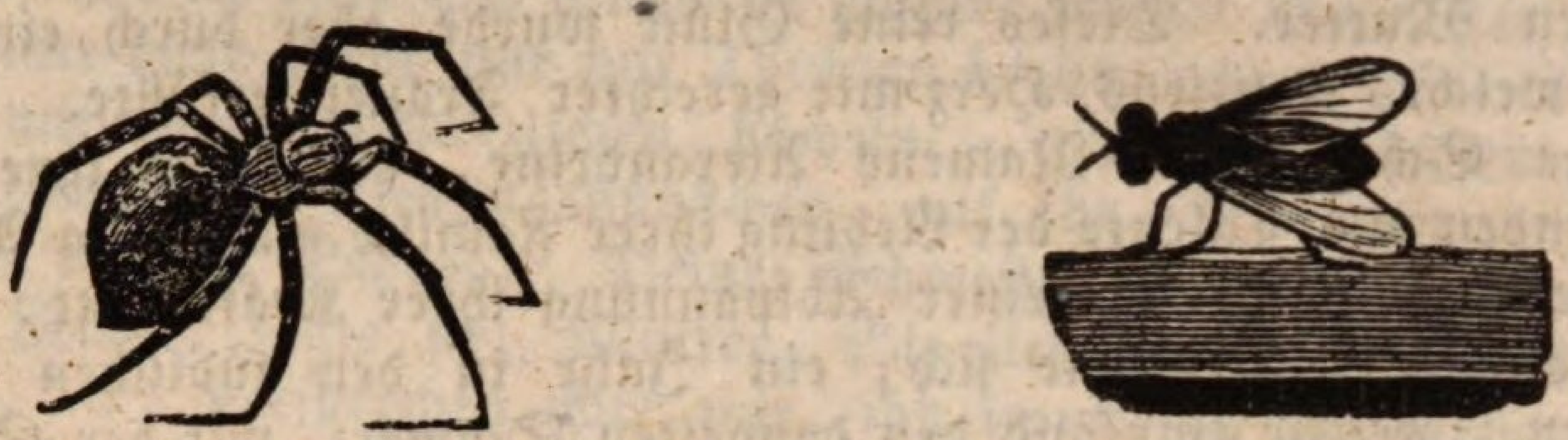
Vater Liliensfeld's ſüßeſtes Vergnügen war es, nach beendigten Geſchäften an Sommertagen mit ſeinen Kindern in einer Gartenlaube unter traulichen Geſprächen über Religion und Tugend manchen Abend zuzubringen. Wie ergötzte es den gefühlvollen Vater, die Kleinen an ſeiner Seite horchend auf ſeine Worte zu erblicken, zu ſehen, wie ſeine Lehren tiefen Eindruck auf ihre unverdorbenen Herzen machten, wie Fröhlichkeit und dankbare Liebe aus ihren Blicken ſtrahlten und die Fülle der Geſundheit ihre vollen Wangen ſchmückte! O, wie froh war er nach ſolch einem Tage! —

Früh kamen einſt Robert und Lieschen, ſo hießen ſeine Kleinen, in den Garten, um die Blumen zu begießen, die der Vater ihrer Pflege anvertraut hatte. Schon hatten ſie kühlen, erquickenden Regen über die Blumen verbreitet, als Robert ſeine Schweſter Lieſe traulich bei der Hand nahm, zufrieden hinlächelte auf das Blumenbeet, und ſprach: „Sieh, Lieschen, dieſe Blumen hier, wie herrlich ſie prangen! Wie werden ſie wieder unſerm Vater Freude und Vergnügen gewähren! O, möchten wir ihm doch auch einſt eine Freude machen und ſeine Mühe belohnen können! Er hat mehr Mühe und Sorge, uns zu guten Menſchen zu bilden, als wir uns mit allen Blumen des Gartens nur immer geben können.

Sahſt du ihn, Lieschen! wie er uns geſtern ſo freundlich in der Laube zurief: Kinder, bald wird euer alter Vater nicht mehr ſein! Dieſer Mund wird ſchweigen, dieſes Auge wird euch nicht mehr anblicken, dieſer Arm euch nicht mehr umfangen: dieſes für euer zeitliches und ewiges Wohl beſorgte Herz wird aufhören zu ſchlagen! O, Kinder, wenn dieſes geſchieht, ſo laſſet meine Augen ſich ſchließen mit dem tröſtlichen Gedanken, euch zu guten Menſchen gebildet zu haben. Wie ſoll ſich dann meine Seele über euch freuen in jenen ſeligen Gefilden, und wenn ſich dann auch eure irdiſche Laufbahn ſchließt, und ihr nachkommet in jene beſſere Welt, ſo will ich euch vor dem Vergelter das Zeugniß geben: Vater! hier ſind die Kinder, die Du mir anvertraut haſt. Keines ging von ihnen verloren. (Schluß folgt.)

Die Spinne und die Fliege.

Fabel 29.



Auf ihre Beute ſchlau bedacht
Gab eine raubbegier'ge Spinne
Mit ſcharſem Blick auf Fliegen Acht; —
Doch eine kluge ward es inne.
„Gefehlt!" rief ſie, „Leichtſinn'ge zwar
„Kannſt du wohl in dein Netz verſtricken;
„Doch ich — bekannt mit der Gefahr —
„Weich' aus, und laſſ' mich nicht berücken."

Pamela oder die Waiſe.

(Fortſetzung.)

Ein Kind von ſo außerordentlichen Anlagen konnte in der Folge kein mittelmäßiges Weſen werden. Auch rechtfertigte Pamela in ihrem ſiebenzehnten Jahre alle Hoffnungen, die ihre Kindheit hatte hegen laſſen. Sie beſaß Kenntniſſe und angenehme Talente. Es gab keine weibliche Arbeit, die ſie nicht gelernt und mit dem beſten Erfolge geübt. Sie konnte der Stickerin, Näherin und Putzmacherin entbehren. Sie zeichnete und mahlte ſehr gut und ſpielte vortrefflich die Harfe, ein Talent, das ihr um ſo theurer war, da ſie es Felizien zu danken hatte, die ihre einzige Lehrerin im Harfenſpiele war. Pamela laß ſehr gerne, ſchrieb eine feſte, ſchöne Hand, und es hatte keine Mühe gekoſtet, ihre Schreibart zu bilden. Konnte es ihr bei einer ſo zarten, gefühlvollen Seele an Geſchmack, Stärke und Einbildungskraft fehlen? Sie hatte die ganze Anmuth und Unſchuld, den reinen Frohſinn und die zutrauliche Offenheit beibehalten, ſo wie jene bezaubernde Sanftmuth, die ihr alle Herzen gewannen. Mit dieſen vortrefflichen Eigenſchaften vereinte ſie eine Herzensgüte, die ſich nie verläugnete. Wie Felizie arbeitete ſie oft in's Geheim für die Armen: ſie verdiente das ſchöne Lob, welches ein berühmter Dichter einer unglücklichen Königin und dem weiblichen Geſchlecht im Allgemeinen ertheilt; man konnte von Pamela ſagen: ſie beſitze jene ſanften und wohlthätigen Tugenden, welche die Weisheit dem Manne lehrt, und die Natur in das Herz des Weibes gelegt.

Natalie (ſieben Jahre älter als Pamela) war ſeit einigen Jahren vermählt; ihre Mutter fühlte ſich glücklich durch die kindliche Zärtlichkeit, das Betragen und den Ruf dieſer guten Tochter. Kurz, dieſe geliebten und liebenswürdigen Weſen, Natalie und Pamela, machten Felizien zur glücklichſten Mutter. Dieſes reine Glück wurde aber durch ein Ereigniß getrübt, welches Feliziens Herz mit gerechter Trauer erfüllte. Sie hatte eine junge Schwägerin, Namens Alexandrine, die durch ihre Anmuth, ihre Tugenden und Talente der Liebling ihrer Familie war. Da Alexandrine ſeit mehreren Monaten an einer Abſpannung ihrer Kräfte litt, die immer mehr zunahm, entſchloß ſie ſich, ein Jahr in den ſüdlichen Provinzen zuzubringen. Felizie empfand den doppelten Schmerz, mit der Schwägerin auch ihre Mutter abreiſen zu ſehen. Dieſe eben ſo tugendhafte als zärtliche Mutter faßte den Entſchluß, ſich von ihrer Tochter zu trennen, die Mühſeligkeiten einer traurigen Reiſe und den Kummer einer langen Abweſenheit zu ertragen, um einer Schwiegertochter zu folgen, die ihrer Pflege bedurfte. Sie nahm wenigſtens tröſtliche Hoffnungen mit; aber bald verlor ſie Alle, ach, ohne Wiederkehr! Die Reiſe hatte Alexandrinens Uebel vermehrt. . . . . Kurz die traurigſten Vorboten raubten ihr den letzten Strahl von Hoffnung, den ſie noch genährt. . . . . Noch ſuchte Felizie ſich über die ſchmerzlichen Nachrichten zu täuſchen, die ihre Mutter ihr von Zeit zu Zeit mittheilte, als ſie folgenden Brief von derſelben erhielt:

„Noch lebt ſie! . . . . aber ach! wenn Du dieſen Brief erhältſt, hat „vielleicht ſchon . . . . O meine Tochter! Was wird Dein armer Bruder „beginnen? . . . . Wie ſoll ich ſeinen Schmerz und den Meinigen ertragen? . . . . und ich bin zweihundert Meilen von Dir entfernt! . . . . „Nur unvollkommen kannten wir dieſes himmliſche Geſchöpf, das wir nun „bald verlieren werden: Du haſt keinen Begriff von ihrem Muthe, ihrer „Frömmigkeit, ihrer Geduld und vollkommnen Ergebung. Ich ſchrieb Dir, „ſie täuſche ſich über ihren Zuſtand; ich irrte. Sie kannte ihn ſchon bei „ihrer Abreiſe von Paris. Sie geſtand es damals insgeheim ihrer Kammerfrau, die es mir vor Kurzem wiedererzählte. . . . . Um das Schreckliche unſrer Lage zu mildern, wollte die Unglückliche uns wenigſtens „glauben machen, ſie bewahre die Täuſchung, die wir verloren: aber „geſtern verrieth ſie ſich gegen mich. Wir waren allein; ſie ſagte mir. „ſie wünſche übermorgen das heilige Abendmahl zu empfangen, und beſchwor mich, es ihrem Gemahl mit der nöthigen Vorſicht und Schonung „zu verkündigen, damit er ſich nicht darüber beunruhige. Dann verſank „ſie in tiefe Träumerei. Um ſie ihren Betrachtungen zu entreißen, ſagte „ich ihr, ich ſey geſonnen, Dir dieſen Morgen zu ſchreiben. Bei dieſen „Worten ſchien ſie mir Etwas mittheilen zu wollen, und ich bemerkte, daß „ſie unſchlüßig war. Ich drückte ihre Hand, indem ich ſie fragte, ob ſie „mir einen Auftrag für Dich zu geben wünſche. „Ja, erwiderte ſie, ich „„habe eine Sorge, die mich beunruhigt. Sie wiſſen, fuhr ſie fort, daß „„ich in meinem dreizehnten Jahre das Unglück hatte, meine Mutter zu „„verlieren; man brachte mich damals ins Kloſter; wenige Tage darauf „„ließ eine arme Frau mich in das Sprachzimmer rufen: ſie war lahm, „„und berichtete mir, daß meine Mutter ſie in den zwei letzten Jahren „„ihres Lebens erhalten habe. Weinend umarmte ich dieſe unglückliche „„Frau; ſeit dieſer Zeit ſorge ich für ſie. Haben Sie die Güte, liebe

„„„Mutter, fuhr ſie bewegt fort, haben Sie die Güte, meiner Schweſter „„„dieſe Frau zu empfehlen, und ihr zu ſagen, daß meine Freundſchaft „„„ihr dieſe Sorge übertrage. Meine Kammerfrau wird Ihnen ihre Adreſſe „„„geben, und ich bitte Sie innig, ſie morgen meiner Schweſter zu ſenden.“ „„Ich konnte dieſe Rede nur mit Thränen beantworten. Sie küßte mir die „„Hand mit einem ſchmerzlichen Lächeln. . . . . In dieſem Augenblick „„wollte Zemir, ihr Lieblingshündchen, auf ihr Bett ſpringen; ich nahm „„ihn auf meinen Schoos. Deine Schweſter neigte ſich, ihn zu küſſen. „„Armer Zemir, ſagte ſie; Mutter, Sie lieben die Hunde, ich gebe ihn „„Ihnen . . . . verſprechen Sie mir, ihn immer zu behalten. . . . . Du „„wirſt ſolche Züge zu ſchätzen wiſſen, meine Tochter. In dem Augenblick, „„wo ſie Alles verlaſſen muß, was ihr theuer iſt auf dieſer Welt, in „„dieſem Augenblick denkt ſie noch an Alles! vergießt auch nicht das „„Kleinſte! . . . . Mit vier und zwanzig Jahren auf dem Punkte, auf „„ewig alle ihre Angehörigen und eine Schwägerin zu verlaſſen, die ihr „„die zärtlichſte Freundin war! . . . . Auf dem Punkte, das ſchmerzlichſte „„Opfer zu bringen, bewahrt ſie dennoch eine ſo rührende Menſchlichkeit! „„Indem ſie ſich mit der edlen Sorge beſchäftigt, das Loos einer Unglück„„lichen zu ſichern, deren einzige Stütze ſie geweſen, liegen ihr dennoch die „„kleinſten Angelegenheiten am Herzen, und ſie vergießt nichts, nicht „„einmal ihren Hund! . . . . . Ach, wie ſollte man eine ſolche Güte, „„einen ſolchen Heldenmuth nicht bewundern! . . . . Lebe wohl, meine „„Tochter! ich ſende Dir den einzigen Troſt, den ich Dir in dieſem Augen„„blicke anbieten kann: die Adreſſe der armen Frau, deren Pflege Deine „„liebſte Sorge ſeyn wird.“

(Fortſetzung folgt.)

Gute Kinder ſind der Eltern Troſt und Freude.

(Schluß.)

„So ſprach unſer Vater, und, Lieschen, was fühlten wir da? — Wir wollen in jene Laube hingehen, wo er ſo viel über Tugend mit uns redete und uns auch lehrte, welch inniges Wohlgefallen der liebe Gott an dem Gebete der Kleinen habe; dort wollen wir unſere Hände falten, und für unſern beſten Vater beten, daß er noch lange leben und viele Freude an uns haben möge.“

Lieschen und Robert gingen nun hin auf das Plätzchen, wo ſie oft im Schooße ihres guten Vaters ruhten, knieeten nieder und falteten ihre Händchen, hefteten voll Vertrauen ihre Augen gegen Himmel, und ihren Herzen entquollen die Worte:

„Sieh, Vater im Himmel, Deine ſchwachen Kinder! Wir ſind nicht im Stande, für uns ſelbſt zu ſorgen. Dir iſt es bekannt, wie zärtlich unſer guter Vater auf Erden für uns ſorget und uns liebet. Ach, wie unglücklich wären wir, wenn er uns durch den Tod entriſſen würde! — O, erhalte ihn uns noch lange, dieſen guten Vater! Und wenn er viele Freude

an uns erlebt hat, und uns dann durch den Tod entriſſen wird, o, ſo lohne Du ihm in dem Himmel dort oben, was er uns auf Erden Gutes gethan hat!“

Indeß die Kleinen ſo dem Unendlichen ihre Gedanken ſtammelten, war der Vater in den Garten und bis zu der Laube hin gekommen. Herzlich ergötzte er ſich an ihrem Gebete, das ſie für ihn zu Gott ſandten. Die Kinder wollten ſich eben von ihren Plätzen erheben, als der Vater mit ausgebreiteten Armen in die Laube trat, ſeine guten Kinder umfing, und mit zum Himmel gewandten Augen ſprach: „Allvater! wie reichlich haſt Du mir die Mühe der Erziehung belohnt! Ich danke Dir und bitte Dich zugleich, erhalte mir dieſe Kleinen hier in Unſchuld des Herzens lebenslang! Wie froh will ich nun von dieſer Welt ſcheiden! Laſſe ich doch Tugend in meiner ländlichen Hütte zurück!“ —

Auf ähnliche Weiſe unterhielt ſich oft noch Vater Lilienfeld mit ſeinen guten Kindern, und pflanzte immer fromme Geſinnungen in die Herzen derſelben.

Als Robert und Lieschen größer wurden, dachten ſie auch in der Ferne ſtets an die Lehren ihres braven Vaters, und ſuchten ihm durch Ausübung edler Handlungen viele Freude zu machen. — Ihr Vater hatte im letzten Kriege viel gelitten, kam faſt um all' ſeine Habe und Gut, und gerieth in drückende Noth und Armuth.

Den guten Kindern ging das Elend ihres Vaters ſehr zu Herzen, und ſie ſuchten ihn nach Kräften zu unterſtützen. Lieschen war im Dienſte bei einer Herrſchaft, arbeitete fleißig, und man gewann ſie lieb. Wenn ihr auch manchmal der Dienſt ſchwer vorkam, ſo erfüllte ſie doch ihre Pflichten mit Unverdroſſenheit und Pünktlichkeit; denn ſie dachte an ihren Vater, dem ſie jederzeit ihre erſparten Groſchen zuſandte. Auch Robert ſuchte durch ſeiner Hände Arbeit recht viel zu verdienen, um dem Vater eine Stütze im Alter zu ſein. Er nahm ihn zu ſich und verſüßte ihm durch Liebe und Dank die letzten Tage ſeines Lebens.

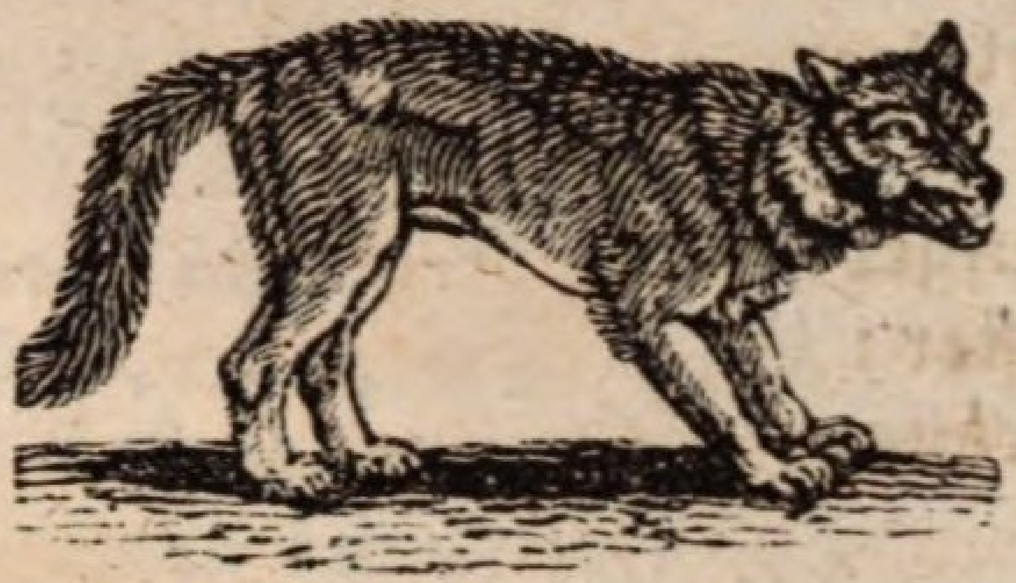
So wurden beide Kinder der Troſt und die Stütze ihres alten Vaters. Ohne ſie wäre der fromme Greis im Elende leicht umgekommen; denn die Noth war damals allgemein, und nur Wenige konnten Hülfe erlangen.

Als Robert und Lieſe an ſeinem Sterbebette jammerten, da hob er ſeine Hände gegen Himmel und bat Gott, daß Er ſie ſegnen möchte. Den Kindern aber dankte er mit inniger Rührung für die Freuden, die ſie ihm durch ihre kindliche Dankbarkeit im Alter gemacht hatten, und ſetzte noch die Worte bei: „Wen Gott vorzüglich ſegnen will, dem gibt er fromme und dankbare Kinder. Dieß habe ich in meinen letzten Lebenstagen gefühlt.“ — So ſchied er dankend von ihnen, und die Herzen der Kinder zerfloſſen in ſprachloſe Empfindung. — So dankbare Kinderſeelen aber ließ Gott nicht unbelohnt. Schon hienieden theilte Er ihnen den Segen in Fülle mit, den Er guten Kindern verſprochen hat.

Der Wolf und der Kranich.

Fabel 30.

Es rechnen ſich auch ſchlechte Menſchen zuweilen noch als Verdienſt an, wenn ſie andern nicht ſo viel Böſes gethan haben, als ſie dazu Gelegenheit hatten.



Es blieb einſt dem Wolf tief im Halſe ein Knochen ſtecken, der ihm nicht wenige Schmerzen verurſachte. Er verſprach daher demjenigen eine große Belohnung, der ihn davon befreien würde. Nach langer Mühe ließ ſich endlich der Kranich bewegen, durch Hülfe ſeines langen Halſes den Knochen wieder heraus zu ſchaffen.

Glücklich wurde dieſes Geſchäft beendigt und der Sumpfvogel forderte den verſprochenen Lohn. „Undankbarer!" rief der Wolf ihm zu, „iſt es nicht genug Belohnung, daß ich deinen kahlen Scheitel ſo tief in meinen Hals ſtecken ließ, ohne ihn dir abzubeißen?"

Die beiden Katzen.

Fabel 31.

Zwei Katzen wohnten einſt in einem Hauſe,
An Wohlbeleibtheit ſehr verſchieden;
Die eine war den ganzen Tag beim Schmauſe,
Und lebte ſehr zufrieden;
Nichts ſtörte ihre Ruh',
Drum nahm ſie immer zu

An Fett, und ward ſehr träge;
Sie ſcheute alle Wege,
Und ſelten nur erhob ſie ſich vom Lager.
Die andere (noch jung) war äußerſt mager;
Die Knochen ſtanden überall hervor,
Der dürre Rückgrat ragte hoch empor.
Die Katze war ein Jammerbild,
Vor lauter Elend ſanft und mild.
Vor Hunger eilt ſie hin und her,
Vom Morgen bis zur tiefen Nacht,
Vom Speicher in den Keller:
Doch findet ſie die Schüſſel leer,
Und leer ſind alle Teller.
Drum ſpricht ſie endlich aufgebracht
Zur wohlgenährten Schweſter:
„Wo lebt für mich ein Tröſter
In dieſer herben Noth,
Wo mir der bitt're Tod
Den Untergang ſtets droht?
Wie kommt es doch, daß du
Bei deiner ſteten Ruh',
Bei deinem Müßiggange
So köſtlich wirſt genährt,
Indeß (mir iſt ſchon bange)
Der Hunger mich verzehrt?“ —
„Die Sache iſt mir wohl ſehr klar,“ —
Erwidert jene drauf; —
„Du läufſt den ganzen Tag, nicht wahr?
Herum im weiten Haus
Nach einer dürren Maus?“ —
„Iſt dieß nicht meine Pflicht?“ —
„Dem widerſtreit' ich nicht;
Doch ich — ich bleibe bei dem Herrn,
Er ſieht die Sprünge gar zu gern,
Die ich ihm zum Vergnügen mache.
Dafür verſüßet er mir meine Lage,
Er reichet mir die beſten Biſſen,
Und läßt mich auch in ſeinem Bette ruhn.
So iſt es dir wohl klar, was hier zu thun?
Die Nützlichkeit genüget nicht; wir müſſen
Auch dem Gebieter zu gefallen wiſſen!“

Pamela oder die Waiſe.

(Fortſetzung.)

Sobald Felizie dieſen Brief geleſen, ließ ſie anſpannen, und fuhr mit Pamela in die St. Jakobsſtraße, wo Madame Büska, die arme Frau, wohnte, welche man nur die heilige Frau nannte. Das Erſtaunen Feliziens und Pamela's, als ſie ſie ſahen und hörten, kam der Bewunde=

rung gleich, die ſie ihnen einflößte. Die Hände und Füße dieſer unglückli=chen lahmen Frau waren ganz vertrocknet, und die fürchterlich ausgedehnten Finger ſchienen verrenkt, und hatten alle menſchliche Form verloren. Ihr Geſicht war auffallend blaß und mager, doch hatte es nichts Abſchreckendes. Sie konnte den Kopf weder wenden, noch erheben, ſie trug ihn auf die Bruſt geneigt; und ſeit ſiebzehn Jahren in dieſem entſetzlichen Zuſtande, war ihr dennoch ihre volle Vernunft und Beſinnung geblieben. Sie lag in einem großen, reinlich geordneten Zimmer; ein Geiſtlicher von ehrwürdiger Geſtalt ſaß an der Seite ihres Bettes. Felizie kündigte ſich bei ihrem Ein=tritt als Alexandrinens Schwägerin an. Bei dieſen Worten erhob die arme Frau die Augen gen Himmel, und in dieſem Augenblick war ihr Angeſicht mit Thränen überſchwemmt. Ach, Madame, rief ſie, welch einen Engel haben Sie zur Schweſter;.... Sie iſt noch ſehr jung, und läßt mich gleichwohl ſchon ſeit eilf Jahren die Pflege der zärtlichſten Tochter nicht vermiſſen.... „Sie beſuchte Sie zuweilen?“... Als ſie ſich noch im Kloſter befand, ließ ich mich jede Woche dreimal in das Sprachzimmer tragen: dann bat ſie um Erlaubniß, durch die Gitterthür gehen zu dürfen, um in demſelben Zimmer mit mir zu ſein; ſie brachte mir mein Frühſtück, das ſie ſelbſt bereitete. Da ich mich meiner Hände nicht bedienen kann, reichte ſie mir jeden Biſſen in den Mund, und mit welcher Freundlichkeit, mit welcher Güte!.... Ihre Lehrerin konnte ſie nicht härter ſtrafen, als wenn ſie ſagte: Morgen dürfen Sie Frau Büska nicht zu eſſen ge=ben, ich werde ſie ganz allein bedienen. Dann wurde ſie folg=ſam, wie ein Lamm. Sie erzeigte mir immer die Ehre, mich Mutter zu nennen, und verlangte, daß ich ſie Tochter nenne; nur wenn ich bemerkte, daß ihre Lehrerin nicht ganz mit ihr zufrieden war, nannte ich ſie Fräu=lein. Dieß konnte das gute Kind nicht ertragen; ſie bat ſogleich ihre Lehrerin mit Thränen um Verzeihung..... Sie weinen, meine Damen, fuhr die gute Frau fort, aber hören Sie erſt, was ſie ſeit ihrer Vermäh=lung für mich gethan. Die junge, edle Alexandrine beſuchte mich alle zwei bis drei Tage, und blieb immer einige Stunden bei mir! Sie brachte mir weiße Wäſche, Obſt, eingemachte Früchte, und las mir jedesmal ein Kapi=tel aus der heiligen Schrift vor... Sie wiſſen, Madame, welch eine himmliſche Stimme ſie hat. Ich bat ſie eines Tages zu ſingen. Ich weiß nur weltliche Lieder, die meiner Mutter nicht gefallen würden, erwiderte ſie; aber ich werde einige ſchöne geiſtliche Geſänge für ſie lernen. Vier oder fünf Tage ſpäter beſuchte ſie mich wieder, und ſang mir wirklich einige fromme Lieder, die ſo ſchön waren, ſo ſchön!.... In der That, Madame, ich glaubte einen Engel zu ſehen und zu hören!... Ein anderesmal brachte ſie ihre Harfe und ſpielte mir mehrere Stunden.... Aber das iſt nicht Alles, Madame; ſie ſehen den Zuſtand, in welchem ich bin, ich leide ſchmerzlich, und es vergeht keine Woche! in welcher nicht entſetzliche Krämpfe mich befallen.... Ich würde es nicht wagen, Ihnen eine ſo umſtändliche Erzählung zu machen, Madame, wäre es nicht, um Sie Ihre würdige Schweſter kennen zu lehren.... „Ach, ſprechen Sie, unterbrach ſie Feli=zie mit ſtrömenden Thränen, ſprechen Sie“... Wohlan, Madame, fuhr die Frau fort, die ſanfte Menſchenliebe dieſes theuren Engels war ſo groß, daß es keine Dienſtleiſtung gibt, die ſie mich nicht nöthigte, von ihr anzu=nehmen.... ſo wuſchen ihre zarten weißen Hände mir ſchwachen Kranken jede Woche die Füße!.... Bei dieſen Worten hielt die Frau inne, und ihre

Thränen floſſen auf's neue. Felizie und Pamela waren unvermögend zu ſprechen. Alles ſchwieg. Nach einigen Minuten trat ein junges Mädchen in das Zimmer und fragte die arme Frau, ob ſie nichts bedürfe. Die Frau dankte ihr, und das junge Mädchen entfernte ſich. Jetzt nahm der Geiſtliche das Wort, und ſich an Felizien wendend: „Madame, ſagte er, Sie vernehmen vielleicht nicht ohne Theilnahme, daß das Mädchen, welches Frau Büska ihre Dienſte anbot, die Tochter einer ihrer Nachbarinen iſt, und daß alle andern Nachbarinen dieſer Kranken eben ſo dienſtfertig ſind. Die Eine kommt mit ihrer Arbeit zu ihr, die Andere ordnet ihr Zimmer, eine Dritte verſorgt ſie mit Licht und unterhält ihr Feuer; kurz, Madame, der Geiſt der Chriſtenliebe Ihrer achtungswürdigen Schweſter ſcheint alle Bewohner dieſes Hauſes zu beleben. Es iſt wahr, daß das Beiſpiel dieſer jungen tugendhaften Dame nicht wenig dazu beigetragen, die Thätigkeit eines ſo löblichen Eifers zu verdoppeln.“... „Ach, ſagte Felizie, mein Herz iſt voll Bewunderung.... Ich ſcheide, arme Leidende, doch nur um recht bald wiederzukehren; jetzt aber bedarf ich der Faſſung.... O meine Alexandrine!“ Nach dieſen Worten verbeugten ſich Felizie und Pamela gegen den ehrwürdigen Geiſtlichen, grüßten noch einmal die Kranke und entfernten ſich.

Wenige Tage darauf erhielt Felizie die niederſchlagende Nachricht von dem Tode ihrer Schwägerin, die ſie immer ſo zärtlich geliebt, und die ihr durch die Erzählung der heiligen Frau noch theurer geworden. Felizie trauerte tief um ihren Verluſt. Sie ſuchte die Kranke auf, und genoß den ſchmerzlichſüßen Troſt, mit ihr zu weinen und Alexandrinens Namen ſegnend preiſen zu hören.

Pamela wollte die Stelle der tugendhaften Alexandrine bei der armen Frau erſetzen. Sie pflegte ſie mit derſelben Sorgfalt, und beſuchte ſie regelmäßig jede Woche dreimal. Schon hatte ſie beinahe ein Jahr dieſe rührende Pflicht, die ſie ſich auferlegt, erfüllt. Eines Morgens, als ſie gerade vor dem Armſtuhl der Kranken kniete, deren Füße ſie wuſch, öffnete ſich plötzlich die Thüre des Zimmers, und ein Fremder, von ohngefähr fünfzig Jahren und edler, Ehrfurcht einflößender Geſtalt, trat herein; aber kaum hatte er einige Schritte gethan, ſo blieb er ſtehen und weidete ſich an dem Schauſpiel, das ſich ſeinen Blicken bot...... Mit vorgeneigtem Haupte kniete Pamela da, ihre langen Locken verbargen einen Theil ihres Geſichtes; ſie trocknete ſorgfältig die Füße der armen Frau.... Ein Geräuſch des Unbekannten verrieth ſeine Anweſenheit: Pamela erhob das Auge. Bei dem Anblick des Fremden machte ſie eine Bewegung des Erſtaunens; eine tugendhafte Röthe überflog ihre Wangen und lieh ihrer Handlung einen noch zartern Reitz. Sie wandte ſich an eine Kammerfrau, die ſie begleitet, und verwies ihr auf engliſch, die Thüre nicht verſchloſſen zu haben. Kaum hatte Pamela ausgeredet, als der Unbekannte entzückt in engliſcher Sprache ausrief: Dem Himmel ſey Dank, dieſer Engel iſt eine Landsmännin!.... Erſtaunt und verwirrt eilte Pamela, die Füße der guten Frau zu verhüllen, um ſich zu entfernen; aber der Unbekannte begann auf's neue mit gerührter Stimme: „Wer dieſen Auftritt nicht geſehen, hat nur einen unvollkommnen Begriffe von dem Bilde der Unſchuld und Tugend!“ Nach dieſem Ausruf weilte ſein Auge ſinnend auf Pamelas Zügen. Dieſe erhob ſich nun, wünſchte der Kranken eine gute Nacht, verbeugte ſich tief vor dem Fremden, und entfernte ſich mit ſchnellen Schritten. (Schluß folgt.)

Die Stadt- und die Feldmaus.

Fabel 32.

Der Arme lebt oft ſicherer, als der Reiche.

Eine Stadtmaus wurde einſt von einer Feldmaus bewirthet, und ſpeiſte ſchlechte Eicheln. Die Stadtmaus bat nun auch die Feldmaus zu Gaſt in ihren, mit den beſten Speiſen angefüllten Keller. Dieſe erſchien. Indem ſie nun hier Verſchiedenes aßen, knarrte die Thüre und der Kellner trat herein. Erſchrocken flohen die Mäuſe. Die Stadtmaus, mit den Höhlen bekannt, verbarg ſich leicht, aber die arme Feldmaus, im Hauſe unbekannt, zitterte vor dem Tode und ſprang an den Wänden hin und her. Als der Kellner genommen hatte, was er wollte, und die Thüre wieder zuſchloß, redete die Stadtmaus der Feldmaus heftig zu, ſich doch die Speiſen recht ſchmecken zu laſſen. Aber ganz beſtürzt ſprach dieſe: ich kann vor Furcht die Speiſe kaum faſſen. Der Kellner wird doch nicht wieder kommen? Was fürchteſt du dich aber auch gar ſo ſehr, verſetzte die Stadtmaus; wohlan, wir wollen Speiſen genießen, die du auf dem Felde vergebens ſuchen wirſt. Die Feldmaus ſagte hierauf: genieße du, wenn du dich nicht fürchteſt, alles dieſes, mich aber füttert eine Eichel ruhig und ſicher.

Pamela oder die Waiſe.

(Schluß.)

Einige Tage nach dieſer Begebenheit beſuchte Pamela die gute Frau wieder; dieſe erzählte ihr, der Unbekannte habe ſich noch eine ganze Stunde bei ihr aufgehalten, und tauſend Fragen über Pamela an ſie gethan; auch habe er nach dem Namen der Dame, die ihre junge Wohlthäterin erzogen, geforſcht. Denſelben Abend erhielt Felizie einen Brief, den ſie Pamela zeigte, und der folgende Worte enthielt:

„Madame, auf dem Punkte, nach England zurückzukehren, kann ich „mich nicht entſchließen, abzureiſen, ohne vorher um die Befehle der groß„müthigen Dame zu bitten, die eine engliſche Waiſe an Kindesſtatt an„nahm. Die edle Pamela macht ihrem Vaterlande und der Erziehung, „die ſie ihnen, Madame, zu danken hat, zu viel Ehre, als daß ſie einem „Engländer, der des Glückes, die Tugend in der Nähe zu bewundern, nicht „unwürdig iſt, nicht die lebhafteſte Theilnahme einflößen ſollte. Meine „fünfzig Jahre geben mir das Recht, Ihnen zu geſtehen, daß das Schau-

„ſpiel, deſſen Zeuge ich vor einigen Tagen geweſen, einen tiefen Eindruck „auf mich gemacht. Das Bild der ſanften Pamela, wie ſie knieend die „Füße der unglücklichen, hülfloſen Frau wäſcht, wird immer vor meiner „Seele ſchweben. Ich habe gehört, ſie habe Verwandte in England, „die ſich weigerten, ſie anzuerkennen: haben ſie die Gewogenheit, mir „das Geheimniß ihrer Geburt anzuvertrauen, ich biete ihnen die Bereit„willigkeit und den Eifer des zärtlichſten Vaters für ſie an.

Ich bin mit Hochachtung ꝛc.

Karl Aresby.“

O Mutter, rief Pamela, nachdem ſie dieſen Brief geleſen, nehmen Sie den Beſuch dieſes Engländers nicht an! Sie ſind mir Alles: ſuchen Sie meine Verwandten, die mich verlaſſen haben, nicht zu bewegen, mich anzuerkennen: ich gehöre Ihnen an, was fehlt meinem Glück?! ... „Aber, liebes Kind, erwiderte Felizie, wenn Deine Verwandten Dich anerkennen würden, ſo erhielteſt Du einen Namen, einen Stand .... —“ Sie geben mir den ſüßen Tochternamen, Sie erlauben mir, Ihnen mein Leben zu weihen, was bliebe mir zu wünſchen übrig? „Laß mich dieſen Engländer empfangen; ich geſtehe, daß ſeine Bewunderung für meine Pamela mir den Wunſch einflößt, ihn kennen zu lernen. Aber ich verſpreche Dir, ihm Deinen Namen nicht ohne Deine Zuſtimmung zu vertrauen. Unter dieſer Bedingung willigte Pamela in den Empfang des Engländers, und den nächſten Morgen nahm Felize Herrn Aresby's Beſuch an. Nach den erſten Komplimenten erneuerte Herr Aresby das Anerbieten ſeiner Dienſte, und beſchwor Felizien, ihm Pamela's Familiennamen zu vertrauen. Felizie geſtand ihm offen, daß Pamela ſelbſt ſich der Mittheilung ihres Namens widerſetze. „Ich verliere mit Schmerz die Hoffnung, ihr nützlich ſeyn zu können,“ ſagte Herr Aresby ſeufzend. „Zweifeln Sie wenigſtens nicht an meiner Erkenntlichkeit, mein Herr,“ erwiderte Pamela; „ich kann nicht ohne Beben an die geringſte Veränderung meines Schickſals denken, da ich in der Zärtlichkeit meiner großmüthigen Wohlthäterin ein Glück finde, das alle Wünſche meines Herzens erfüllt; doch bin ich Ihnen innig für Ihre Güte verbunden.“ Gerührt betrachtete Herr Aresby Pamela bei dieſen Worten, und ſich zu Felizien wendend: Ich verreiſe, ſagte er, gegen das Ende dieſer Woche; dürfte ich hoffen, Madame, daß Sie mir erlauben würden, mich zuweilen in Ihr Andenken zurückzurufen? .... Felizie unterbrach Herr Aresby mit dem Verſprechen, ihm zu ſchreiben, und bat um ſeine Adreſſe. — Ich wohne nicht mehr in London, ſagte Herr Aresby, und bin häufig auf Reiſen: wenn Sie aber die Gewogenheit haben wollen, Madame, Ihre Briefe in einem Umſchlag an Frau von Selwin in London zu adreſſiren, ſo werden ſie mir ſicher zukommen. Bei dem Namen Selwin konnte Felizie ihre Bewegung nicht verbergen, und Pamela wurde unruhig. Herr Aresby, der Feliziens Erſtaunen bemerkt, fragte, ob Frau von Selwin das Glück habe, ihr bekannt zu ſeyn. „Ich kenne ihren Namen,“ antwortete Felizie. Dieſer Name, erwiderte Aresby, iſt auch der Meinige. ... — „Wie?“ ... — Ja, Madame, ich legte ihn ab, als ich mich mit einer Erbin vermählte, deren Hand ich nur erhalten konnte, indem ich ihren Familiennamen annahm. Seit ſechs Jahren bin ich Wittwer und habe keine Kinder. .... „Hatten Sie einen Bruder?“ fragte Felizie heftig bewegt. Ich hatte zwei theure Brüder, erwiderte

Herr Aresby, und habe beide verloren! Frau von Selwin iſt die Wittwe des Aelteren, und der Jüngere . . . . . — „Nun, und der Jüngere?“ . . . — Ach! Madame, dieſer Unglückliche, von Leidenſchaft irre geführt, kannte die väterliche Gewalt nicht . . . er wurde enterbt. . . . Reue und Kummer verkürzten ſeine Tage. . . . Unſer unglücklicher Vater folgte ihm bald in die Gruft. . . . . Ich war damals abweſend ..... eine neue Verkettung des Unglucks nöthigte mich, meine Reiſen zu verlängern. Erſt nach vier Jahren kam ich nach England zurück. Ich vernahm den Tod der Wittwe meines Bruders...... Sie hatte eine Tochter hinterlaſſen; ich faßte den Entſchluß, die kleine Waiſe an Kindesſtatt anzunehmen. Die Frau, die ſie zu ſich genommen, war geſtorben; aber ihr Gatte ſagte, ſeine Frau habe ihm erzählt, meine kleine unglückliche Nichte habe ihre Mutter nur wenige Monate überlebt; dieſer Mann fügte hinzu, daß er ſeine Frau erſt ſechs Monate nach dem Tode meiner Schwägerin wiedergeſehen, und daß damals auch das Kind ſchon nicht mehr am Leben geweſen.... Jetzt bemerkte Herr Aresby, daß Pamela vergebens die Thränen zu verbergen ſuchte, die unaufhaltſam aus ihren Augen drangen. Erſtaunt über ihre Unruhe, ihre Bläſſe, betrachtet er ſie mit Theilnahme. Felizie faßt Pamela's zitternde Hand, und drückt ſie zärtlich in der ihrigen..... Plötzlich erhebt ſich Pamela, und ſich mit wankendem Schritt Herrn Aresby nähernd: Ja, ſagt ſie bebend, es iſt meine Pflicht, mich dem Bruder meines Vaters zu erkennen zu geben..... Gerechter Gott! ruft Herr Aresby, indem er auf ſie zueilt...... Von einem unbeſiegbaren Entſetzen ergriffen, weicht Pamela zurück, und wirft ſich in Felizien's Arme. O meine Mutter! ruft ſie ſchluchzend, meine Wohlthäterin! Ihnen allein gehöre ich an! Behalten Sie Ihr Kind! verlaſſen Sie es nicht!..... Wenn Sie Ihren Rechten über mich entſagen, ſo geben Sie mir den Tod..... Nach dieſen Worten wird Pamela immer bleicher, ihre Augen ſchließen ſich, ohnmächtig liegt ſie an Feliziens Bruſt.... Doch bald ruft Feliziens tröſtende Stimme ſie wieder in's Bewußtſein zurück! ſie ſchlägt die Augen auf. Herr Aresby ergreift ihre Hand: O Pamela! ſagt er ernſt, verbannen Sie dieſe ungegründete Furcht, die mich beleidigt! Ich habe weder das Recht, noch den gefühlloſen Wunſch, Sie den Armen ihrer Wohlthäterin zu entreißen; mögen Sie ihr jeden Augenblick ihres Lebens weihen.... Ach! wenn es wahr iſt, daß Sie dieſes Kind, dieſe unglückliche Selwin ſind, deren Verluſt ich ſo lange betrauert, ſo werden Sie in mir nur einen Freund, einen zärtlichen Vater finden, der unvermögend iſt, das kleinſte Opfer von Ihnen zu verlangen..... Bei dieſer Rede umarmte Pamela Felizien mit Entzücken, und bezeigte Herrn Aresby ihre Freude mit der ihr eignen Anmuth und Heftigkeit des Gefühls. Felizie hatte ein Käſtchen, das die Beweiſe von Pamela's Abkunft enthielt. Herr Aresby las die Briefe und verſchiedene Papiere, welche die Kammerfrau der Frau von Selwin, Felizien vormals übergeben. Da dieſe Frau damals einige Geſchenke von Felizien erhalten, errieth man leicht, daß, um ſie nicht mit ihrem Mann theilen zu müſſen, ſie den Tod der jungen Selwin ausgeſtreut, überzeigt, daß dieſes Kind nie wieder in England erſcheinen würde.

Herr Aresby fühlte ſich glücklich, ſeine Nichte in dem geliebten Weſen wieder zu finden, deren Tugenden einen ſo tiefen Eindruck auf ſein Herz gemacht; ſie mußte von dieſem Tage an ſeinen Namen führen; und, um immer in ihrer Nähe zu ſeyn, ließ er ſich in Frankreich nieder.

Pamela wußte durch ihre kindliche Liebe und Erkenntlichkeit die Güte, mit welcher er ſie überhäufte, zu verdienen. Sie trennte ſich nie von Felizien, und ihre zärtlichſte Sorge blieb immer, ſie glücklich zu machen.

Ein Augenblick übler Laune.

Erzählung 23.

Der kleine Moritz, welcher die Ferien bei ſeinem Vater zubrachte, wünſchte einen Tag in dem benachbarten Choiſi (lies Schoaſi) zuzubringen, welches wegen ſeiner herrlichen Spaziergänge berühmt war. Er vertraute dieſen Wunſch ſeinem Vater, wußte aber, wie alle wohlgezogene Kinder, eine Gefälligkeit beſſer zu verdienen, als zu verlangen. „Nun wohl, mein Sohn, ſagte ſein Vater, heute iſt Montag, wenn Du mir, wie ich das Recht habe, von Dir zu erwarten, die ganze Woche hindurch, Urſache gibſt, mit Dir zufrieden zu ſein, ſo gehen wir künftigen Sontag nach Choiſi.“

Und ſiehe da: Moritz war von nun an gleich nach Sonnenaufgang ſchon hinter ſeinen Büchern, von denen man ihn, wenn die Stunde zum Mittagseſſen ſchlug, gleichſam hinwegreiſſen mußte. So fleißig hatte er auf der Schule nie gearbeitet.

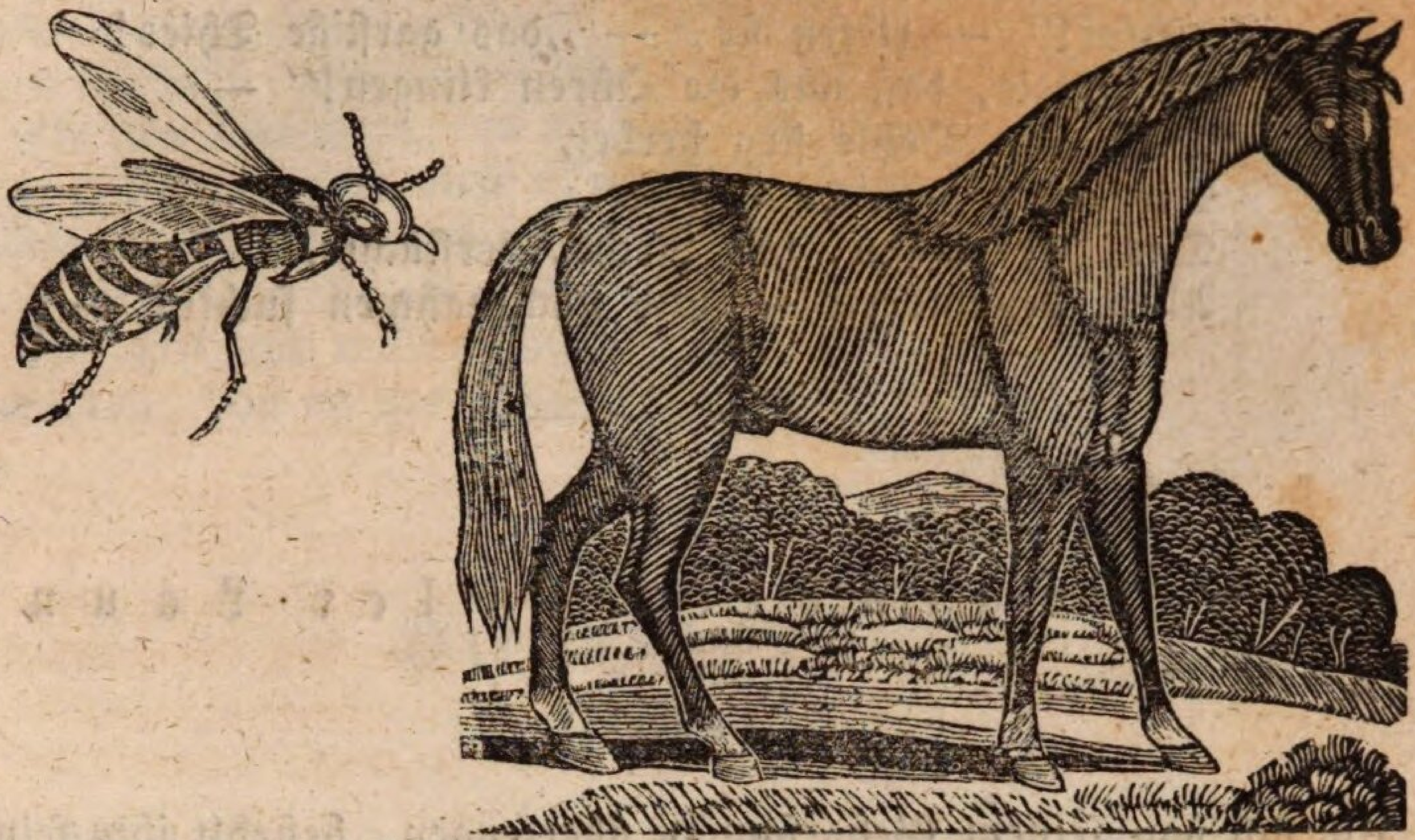
Der Samſtag kam. Alle ſeine Arbeiten wurden von ſeinem Vater unterſucht und Moriz für würdig erklärt, an dem Vergnügen Theil zu nehmen, welches man des andern Tags ſich zu machen beſchloſſen hatte. Moritz war auſſer ſich vor Freude. In welchen ſüßen Hoffnungen ſchlief er des Nachts ein, und welche ſchmeichelhafte Träume begleiteten ſeinen Schlaf!

Man wollte ſehr frühe ſich auf den Weg machen und ſogar in Choiſi frühſtücken. Um ſechs Uhr trat Moritz ganz reiſefertig in das Kabinet ſeines Vaters. Dieſer hatte eben einige Briefe geleſen, die während der Nacht eingelaufen, und ſchien düſter und verſtimmt. Moritz verkündigte ihm freudig die Urſache ſeines Beſuchs. „Eine Luſtparthie! ein Feſt! erwiderte ſein Vater, der den großen Fehler beſaß, ſeine üble Laune alle Diejenigen empfinden zu laſſen, die ihn umgaben; Du weißt Deine Zeit trefflich zu wählen.“ — „Aber Papa! Sie haben mir den Montag verſprochen, mich, wenn Sie im Laufe dieſer Woche zufrieden mit mir wären, heute nach Choiſi zu führen, wo es ſo ſchön ſein ſoll, und worauf ich auſſerordentlich neugierig bin.“ — „Wenn ich zufrieden mit Dir wäre! Und gabſt Du mir Urſache dazu?“ — „Papa! Sie haben geſtern Abend meine Arbeit geprüft und erklärt, daß Sie zufrieden — ſehr zufrieden damit ſeien.“ — „Ich habe wahrſcheinlich meine Unterſuchung ein wenig zu ſehr übereilt.“ — „Wollen Sie dieſelbe noch einmal vornehmen? ich will Sie nicht hintergehen, nicht übereilen.“ — Laſſ' mich doch dieſe Arbeit noch einmal ſehen, mit der ich ſo zufrieden, ſo ſehr zufrieden geweſen ſein ſoll.“

Die Arbeit wird zu Zweitenmal unterſucht und mit eben ſo viel Bitterkeit als Ungerechtigkeit getadelt. Moritz erlaubt ſich indeſſen nicht die mindeſte Gegenrede; er wird verurtheilt, zwei Aufgaben noch einmal zu machen und begibt ſich ohne Murren an die Arbeit. Bald erſcheint er wieder mit dem Papier in der Hand. Man tadelt auf's Neue, was er gemacht hat, und erklärt ihm, daß die Luſtparthie nicht Statt finde. Er erhält Befehl, ſich umzukleiden und diejenigen Kleider anzuziehen, die er täglich zu tragen pflege. Moritz gehorcht auch jetzt, ohne ſich im Mindeſten zu beklagen. (Schluß folgt.)

Der Hengſt und die Weſpe.

Fabel 33.



Eine kühne Weſpe ſtach
Einen Hengſt, — Er ſchlug darnach;
Doch die kleine Weſpe ſprach:
„Liebes Hengſtchen nur gemach!
„Denn ich ſitz' am ſichern Orte;
„Glaube mir, du triff'ſt mich nicht.“ —
Endlich gibt er gute Worte,
Und die kleine Weſpe ſpricht:
„Sanftmuth findet ſtets Gehör!
„Sieh, nun ſtech' ich dich nicht mehr.“

Der Eſel und die Dohle.

Fabel 34.

Ein Narr trifft allemal noch einen größern an,
Der ihn nicht g'nug bewundern kann.

Ein Eſel mochte muthig ſein,
Und wollt' auf öffentlichen Gaſſen
Sein lieblich Stimmchen hören laſſen;
Er fing abſcheulich an zu ſchrei'n.

Die Leute, die vorüber gingen,
Verwünſchten, ſchimpften ihn dafür.
„Pfui!“ — riefen ſie, — „das garſt'ge Thier!
Es ſchreit, daß uns die Ohren klingen!“ —
Doch eine Dohle flog herbei,
Die dieſes häßliche Geſchrei,
Das Jedermann, mit Recht, verfluchte,
Allein bewunderte — und nachzuahmen ſuchte! —

Ein Augenblick übler Laune.

(Schluß.)

Um ſich von ſeinem Gehorſam zu überzeugen, befiehlt ihm ſein Vater, ſogleich wieder vor ihm zu erſcheinen, ſo wie er ſeine Kleider gewechſelt; und Moritz ſäumt nicht, ſich einzufinden. „Ah! Ah! Du biſt's, ſagte ſein Vater, welchen ſo viel Sanftmuth, Geduld und Unterwerfung noch nicht zu entwaffnen vermochten. Ich habe über Dein heutiges Betragen nachgedacht und bin mit demſelben ſehr unzufrieden. Ich liebe die Art nicht, mit der Du heute auf den Spaziergang beſtanden, den ich Dir zu verſprechen die Unklugheit hatte. Du wirſt die noch übrige Vakanz nicht bei mir zubringen. Gehe hinauf und packe Deinen Koffer; ich werde Dich auf die Schule zurückſchicken. Gehe; ich will, daß man mir auf der Stelle gehorche.“ — „Sie wiſſen, mein Vater, daß ich Ihre Befehle ſtets auf das Schnellſte befolgte. Mein wahrer Kummer iſt in dieſem Augenblicke nur, Ihre Unzufriedenheit erregt zu haben und mich verurtheilt zu ſehen, mich vor dem gewöhnlichen Termine von Ihnen zu entfernen.“

Und Moritz ging zum Zweitenmale auf ſein Zimmer zurück, wo er traurig ſeinen Koffer packte. Nach Verlauf einer halben Stunde erſchien er wieder vor ſeinem Vater, von einem Bedienten begleitet, der ſeinen Koffer trug. „O mein Vater! ſagte er beim Eintritt in ſein Zimmer: Ehe Ihr Sohn Sie verläßt, verſichern Sie ihn wenigſtens, daß er Ihre Freundſchaft nicht für immer verloren, und daß er hoffen dürfe, ſich durch Sorgfalt, Fleiß und Anſtrengung dieſen Schatz einſt wieder zu erwerben, der für ihn der koſtbarſte von Allen iſt.“ Bei dieſen Worten warf er ſich vor ſeinem Vater nieder, ergriff ſeine Hand, benetzte ſie mit ſeinen Thränen und drückte ſie an ſein Herz. — „O! O! das iſt zu viel, rief jetzt ſein Vater, der durch dieſen letzten Beweis von kindlicher Liebe wieder zu ſich ſelbſt kam; mein armer Moritz! ſeit einigen Stunden bin ich ſehr ungerecht gegen Dich; glücklicherweiſe aber iſt es noch Zeit, Alles wieder gut zu machen. Laſſe Deinen Koffer nur auf Dein Zimmer zurücktragen und nimm Deine Kleider daraus hervor, die Du dieſen Morgen trugſt, als Du das Erſtemal vor mir erſchienſt. Ja wir wollen den heutigen Tag zu Choiſi zubringen. Dieſer kleine Ausflug und beſonders die Erinnerung an den Gehorſam und die kindliche Zärtlichkeit, die Du meiner Ungerechtigkeit und ſeltſamen Uebereilung entgegenſetzteſt, werden die üble Laune zerſtören, die mir die Unge=

ſchicklichkeit eines meiner Korreſpondenten verurſachte. Welche Quelle der Freude für einen Vater iſt ſo ein guter Sohn, wie Du biſt!" — Und, fügen wir Andern hinzu: welche Tugend iſt die Sanftmuth! Welch ein mächtiges Mittel, auch die erbittertesten Gemüther wieder zu beruhigen! Hüten wir uns beſonders, es an derſelben gegen die Urheber unſerer Tage fehlen zu laſſen. Gegen dieſe iſt Sanftmuth uns eine heilige Pflicht. Ihnen verdanken wir unſer Leben; möge es nie eine Laſt, eine Strafe für ſie werden. Und ſollten ſie einen Augenblick ungerecht gegen uns ſein; ſo wollen wir der Zeit und unſerm guten Betragen vertrauen, die ſie gewiß vermögen werden, das an uns begangene Unrecht wieder gut zu machen.

Der Wohlthätige.

Erzählung 24.

In Frankreich lebte vor ungefähr zwei hundert Jahren ein Mann, dem das Wohlthun zur andern Natur geworden war. Er ſuchte ſelbſt die Unglücklichen mit eben dem Eifer auf, mit dem man heut zu Tage gewöhnlich nur Glücklichen entgegen eilt, und das Wenige, das er beſaß, war zugleich das Eigenthum der Dürftigen.

Oft reiſete dieſer wohlthätige Mann bloß in der edlen Abſicht umher, Menſchen zu ſuchen, die ſeiner Hülfe bedürftig wären. Einſt fand er im Hafen zu Marſeille unter den Galeerenſklaven einen jungen Mann, der ſich durch ſeine ſanfte Geſichtsbildung von allen übrigen ſehr unterſchied.

Mein Freund, fragte er ihn in einem freundlichen milden Tone, wie biſt du zu dieſem Elende gekommen?

„Ach," erwiderte der junge Mann mit einem tief geholten Seufzer, „nicht ſo ſehr mein jammervoller Zuſtand, als das Unglück meiner Familie, liegt mir ſchwer auf dem Herzen."

Wie ſo? ſprach der edle Menſchenfreund, der den innigſten Antheil an dem Kummer dieſes Unglücklichen nahm. Sprich aufrichtig mit mir! vielleicht finde ich Mittel, dein Elend zu lindern. — Dieſe herzliche Theilnahme flößte dem armen Unglücklichen Muth ein, ſich ihm zu entdecken.

„Ich bin," ſagte er, „der Sohn eines Pachters, eines braven, rechtſchaffenen Mannes. Einſt ließ ich mich durch das Beiſpiel einiger Freunde verleiten, in dem Gebiete einer benachbarten Herrſchaft zu jagen. Wir hatten, als wir entdeckt wurden, das Unglück, einen Jäger des Grafen, der ſich unſerem Vorhaben widerſetzte, beinahe zu tödten. Kurz die Obrigkeit bemächtigte ſich meiner; man warf mich in's Gefängniß und verurtheilte mich endlich zu ſechsjähriger Galeeren-Arbeit. Meinen armen Vater tödtete der Schmerz, als er dieſe Nachricht erhielt, und mein weniges Vermögen ging über den Prozeß zu Grunde; denn man wandte alle Mittel an, um mich dieſer ſchimpflichen Strafe zu entziehen, allein vergebens. Um meine Verzweiflung auf's höchſte zu treiben, mußte ich vor Kurzem erſt erfahren, daß mein Weib und meine Kinder noch vor Gram und Elend umkommen

werden, weil meine Arme ihnen fehlen, um ſie zu ernähren. Wie wollte ich ſo gern arbeiten, wenn ich bei ihnen wäre! Nun müſſen ſie vielleicht Hungers ſterben.“

Ein Strom von Thränen ſtürzte bei dieſen Worten über ſeine Wangen herab, und ſein Schluchzen erſtickte ſeine Stimme.

Du biſt wahrhaft unglücklich, ſprach der ſehr gerührte, mitleidige Mann. Zwar haſt du gefehlt; aber jetzt iſt die Zeit nicht, dir deinen Fehler vorzuhalten. Ich ſehe ein, daß du dein Vergehen bereueſt, und für die Zukunft noch ein nützlicher Menſch werden kannſt. Laß uns alſo darauf denken, wie deine Lage gebeſſert werden kann; denn ſie geht mir ſehr zu Herzen. Sage mir alſo, wenn ſich jemand fände, der für dich bei der Galeere arbeiten würde, könnteſt du dann deine Freiheit erhalten?

„Ganz ſicher, mein Herr,“ antwortete der Sträfling; „aber wo auf der Erde fände ſich der Menſch, der ohne Schuld dem namenloſen Elende ſich freiwillig Preis geben möchte? Gewiß nirgends! — Noch habe ich drei Jahre in dieſer Qual zu verbleiben; wie werde ich es aushalten können? Und doch habe ich keine Erlöſung früher zu hoffen!“

Der gefühlvolle Reiſende ließ ihn nicht ausreden. Er eilte zu dem Befehlshaber, welchem die Aufſicht über die Galeerenſklaven anvertraut war. — „Mein Herr!“ ſagte er, „laſſen ſie dieſen unglücklichen jungen Mann frei; laſſen ſie ihm ſeine Ketten abnehmen; hier ſind meine Hände, ich will ſie tragen, ich will für ihn die noch übrige Zeit der Strafe aushalten.“

Der Befehlshaber erſtaunte über dieſen edelmüthigen Antrag, und machte ihm Anfangs einige Einwendungen.

„Ich weiß Alles,“ entgegnete der Fremde, „weiß, daß ich mich in den Augen der Menſchen entehre; aber Gott allein beſtimmt die wahre Ehre; Sein Urtheil wird für mich ſprechen. Dieſer junge Mann hier iſt ſeinem Weibe und ſeinen Kindern nöthig. Ich will für ihn die Ketten tragen.“ — Was heut zu Tage ſchwerlich bewilligt werden würde, das ging damals, als noch wenige ſtrenger Ordnung in den öffentlichen Anſtalten herrſchte, an. Kurz, der Sklave wurde freigelaſſen, und der bewunderungswürdige Menſchenfreund, wie es wenige ſeiner Art geben wird, ward in Ketten gelegt, die für ihn eine leichte Bürde waren, weil er dadurch einer Familie ihren Vater wiederſchenkte.

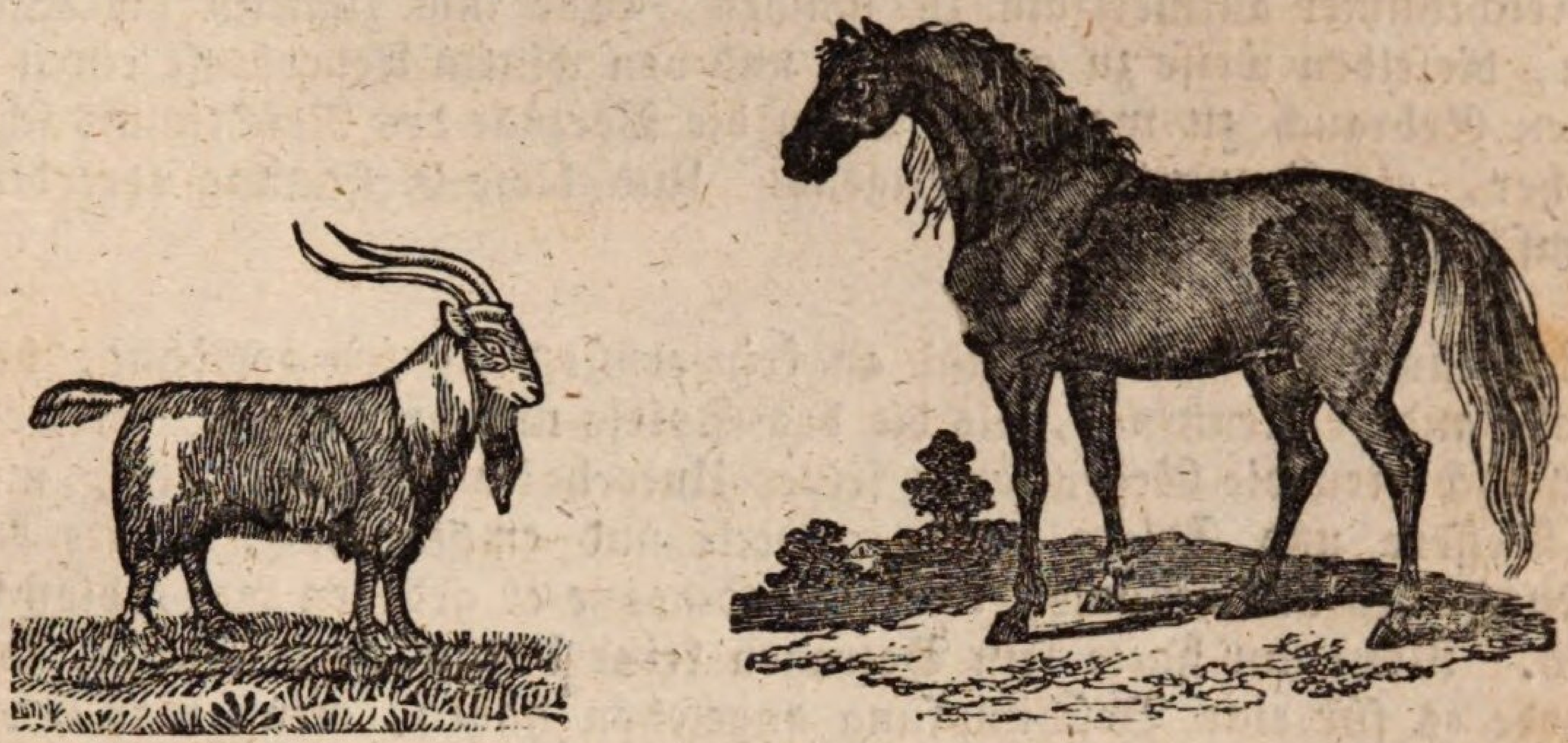
Anfangs ſchien ſelbſt dem Befreiten dieſe großmüthige Bedingung ſeiner Freilaſſung ein bloßer Traum, und er wollte es kaum zugeben; nur der Gedanke: du kannſt dadurch Weib und Kinder vom Hungertode retten, konnte ihn bewegen, einzuwilligen.

Jener ſeltene Mann blieb die ganze Zeit über auf den Galeeren, ſuchte auch Andern durch Troſtgründe der Religion ihre ſchwere Bürde zu erleichtern, war gleichſam der Vater der übrigen Galeerenſklaven, und brachte deren viele zur Reue und zur Tugend zurück. In der Folge ſuchte dieſer große Menſchenfreund durch mehrere wohlthätige Anſtalten die Menſchen zu beglücken. Ihm verdanken viele Tauſende eine ſchöne Stiftung für unglückliche Waiſen und für arme Kranke.

Das Pferd und die Ziege.

Fabel 35.

Wer der Ziege gleichet, mag vom Pferde lernen.



Ein Pferd und eine Ziege ſtandem in einem Stalle beiſammen. Das Pferd ließ ſich ſein Futter noch immer ſehr wohl ſchmecken und war vergnügt, indeß die Ziege betrübt neben ihm ſtand und ein Mal über das andere ſeufzte. — Das Pferd, das ſeinen kleinen, ſonſt ſo muntern Stallgeſellen ſehr lieb hatte, fragte: „Was ſeufzeſt du?" — „Ach, ich bin hungrig!" antwortete die Ziege, und die Thränen brachen ihr aus den Angen. „Ich habe keinen Biſſen Futter mehr. Sage mir doch, wie du es anfängſt, daß du noch immer Vorrath haſt, wenn meine Raufe ſchon längſt leer iſt und ich da ſtehe und hungere?" — „Das will ich dir gerne ſagen," — antwortete das Pferd. „Du Leckermaul zupfeſt nur diejenigen Kräutlein aus, welche ſüß ſchmecken; die übrigen aber, welche wohl auch gut, aber nicht ſo ſüß ſind, trittſt du unter die Füße. Ich aber frage bei meinem Futter nie: „Was ſchmeckt am ſüßeſten?" — ſondern: „Was iſt geſund und nahrhaft, und was kann ich haben?" — „So geht es zu, daß ich immer genug habe, mich täglich wohl ſättige und zufrieden bin, — du aber Hunger leiden mußt und betrübt da ſtehſt."

„Du haſt wohl Recht," antwortete die Ziege. „Ich will mich ändern, wenn ich es noch kann!" —

Die junge Almoſenſammlerin.

Erzählung 25.

Es gibt heut zu Tage eine große Menge junger Leute, an deren ganzen Thun und Laſſen man, ſelbſt noch in ihrem reifern Jünglingsalter, zu deutlich nur die Früchte einer verwahrloſten Erziehung erkennt. Sie leben, ohne ſich viel um das W i e und W a r u m zu bekümmern, in den Tag hinein und kennen keinen andern Lebenszweck, als ſich ſo viel und gut, als möglich, zu unterhalten, am liebſten aber auf Koſten anderer, vorzüglich vernünftigerer und beſſerer Menſchen.

Zu der Zahl jener Unbeſonnenen gehörte auch Amelon, der einzige Sohn ſehr reicher Aeltern, der bei ſeiner Erziehung weniger zum Zwecke zu haben ſchienen, durch Ausbildung ſeines Verſtandes und Herzens, der Geſellſchaft in ihm einſt einen guten Menſchen und dem Staate einen nützlichen Bürger zu liefern, als vielmehr ihn ſo früh wie möglich auf die Größe ſeiner Reichthümer aufmerkſam zu machen, ohne ihm zugleich die Kunſt zu lehren, dieſelben weiſe zu genießen, und von ſeinem Ueberfluſſe einen wohlthätigen Gebrauch zu machen. Denn die Vorzüge des Reichthums ſchätzten ſie höher, als Kenntniß und Tugend. Und dieſe Geſinnung vererbten ſie auch auf ihren Sohn.

Leichtſinnig von Natur und an kein ernſtes Denken gewöhnt, beinahe ohne alle andere Kenntniß, als die des Spiels und der Moden, welche beide in Geſellſchaften die Gegenſtände ſeiner Unterhaltung ausmachten, und für Alles Beſſere und Edlere wenig geweckt und empfänglich, folgte Amelon im Genuſſe des Reichthums, in deſſen Schooße er geboren war, bloß ſeinen Launen. Nicht nur hatte ſein Betragen keine beſtimmte Richtung, ſondern er würde es für eine Beſchimpfung angeſehen haben, wenn man ihn fähig gehalten hätte, planmäßig zu handeln. Sobald er des Morgens aufgeſtanden, lief er allenthalben umher, wo er Zerſtreuung finden zu können glaubte. Denn für ernſte Beſchäftigungen hatte er weder Geiſt noch Sinn und ſelbſt das Leſen ſittenloſer Bücher, unter Allen ihm die Liebſten, machte ihm endlich ebenfalls lange Weile. Verſchwendung und Unbeſonnenheit ſchienen ihm ein Verdienſt, und nicht ſelten ſpottete er öffentlich Desjenigen, deſſen Benehmen Vernunft und Nachdenken verrieth. Dieſes Vergnügen war vielleicht das Einzige, dem er vorzugsweiſe nachging; den Uebrigen überließ er ſich zufällig, ohne Abſicht und ohne Beharrlichkeit. Doch kühlte er auch ſein Müthchen noch beſonders gerne an Denjenigen, die er für Frömmler hielt, und dafür hielt er Jeden, der die Vorſchriften und äußeren Gebräuche der Religion beobachtete. Er glaubte ſich von dem Zufalle, den er den blinden Herrſcher nannte, auf dieſe Welt verſetzt und erkannte als Urheber ſeiner Tage nur ſeine Aeltern, denen er ſich übrigens auf keinerlei Weiſe verpflichtet hielt.

Unſer junger Aufgeklärter — denn dafür hielt ſich Amelon — befand ſich ſeit einiger Zeit auf dem Lande, wo er mit der Jagdflinte in der Hand über die Thiere des Waldes eine unumſchränkte Obergewalt ausübte; eine Obergewalt indeſſen, die als die Macht des Stärkern zugleich ſehr geeignet war, ſeinen Wahn von perſönlicher Unabhängigkeit zu zerſtören. Eines Morgens fiel es ihm ein, ſich in das nächſte, nur zwei Stunden entfernte Städtchen zu begeben. Er kommt dahin und tritt in das erſte Kaffeehaus, das auf ſeinem Wege liegt. Er frühſtückt, aber bald ſtellt ſich bei ihm die lange Weile ein. — „Madame, ſpricht er etwas ungeduldig zu der Wirthin, Ihre Stadt hat ein trauriges Anſehen.“ — „„Sie ſehen ſie heute zum Erſtenmale, mein Herr?““ — „Zum Erſtenmal.... Sie haben hier weder Spiel= noch Leſegeſellſchaften? Wie unterhält man ſich denn hier?“ — „„Beſchäftigung hindert uns, an dergleichen Dinge zu denken. Einige Bürger bekommen die Zeitung und leihen ſich ſolche unter einander. Dieß ſind all unſere Leſegeſellſchaften. Spielhäuſer zu halten, iſt ſtrenge verboten; man ſagt, ſie ſeyen der Sammelplatz ſchlechter Menſchen. Wir machen

zuweilen bei unſern Zuſammenkünften eine kleine Kartenparthie; aber nur des Abends unter Freunden oder Nachbarn.‟‟ — „Das muß ſehr unterhaltend ſein.‟ — „„Wirklich, mein Herr, wir verlaſſen uns faſt immer unter lautem Lachen. Auch wird nicht um Geld, ſondern nur um Kaſtanien oder Nüſſe geſpielt.‟‟ — „Ich ſehe, Ihr ſeyd gute Leute.... Aber was bedeutet dieſe Menge von Menſchen, die ſeit einer Viertelſtunde hier vorübergehen?‟ — „„Mein Herr! ſie gehen in die Kirche, wohin ich ihnen bald folgen werde.‟‟ — „In die Kirche?... Geht man hier in die Kirche?‟ — „„Ja, mein Herr, vielleicht nicht ſo oft, als man ſollte; aber es iſt heute Sonntag.‟‟ — „Ach es iſt wahr, um der Seltenheit willen muß ich mich auch dahin begeben; das wird mir die lange Weile vertreiben.‟ — „„Wie, mein Herr! Sie wollen in die Kirche gehen, um ſich die lange Weile zu vertreiben?‟‟ — „Sagen Sie mir, gute Frau! Trifft man viele Andächtige in Ihrer Kirche?‟ — „„Gewiß, mein Herr; mehr als Solche, die dahin gehen, um ſich die lange Weile zu vertreiben.‟‟ — „Ich meine, Leute, über die man ſich ein wenig luſtig machen kann.‟ — „„Sich luſtig machen in einer Kirche über Diejenigen, die ſich da verſammeln, um zu beten!‟‟ — „O! das iſt ſo arg nicht. Glauben Sie nicht, daß dieſe Leute ſich hinter ihren Büchern auch auf unſere Koſten luſtig machen? Um meine lange Weile zu verſcheuchen, möchte ich nur die kleinen Geſpräche mit anhören, die da gehalten werden, die kleinen Verläumdungen, die ſich da verbreiten, oder die kleinen Bosheiten, die man für die Abendgeſellſchaft oder das morgende Frühſtück hier bereitet.‟ — „„Ich weiß in der Thät nicht, was Sie berechtigt, ſo übel von uns zu denken, mein Herr!‟‟ — „O! Ihre Frommen ſind doch wohl wie alle Andere. Ich höre z. B. nie von einer Andächtigen ſprechen, ohne mir ſogleich eine kleine gewandte und liſtige Perſon vorzuſtellen, die, indem ſie Gott zu lieben ſcheint, nur ſich ſelbſt liebt, und die, während in ihrer Gegenwart Demuth und Chriſtenliebe gepredigt wird, irgend einen neuen Putz oder Schelmenſtreich erſinnt.‟ — „„Ein ſauberes Gemälde; wehe Denjenigen, auf die es paßt. Glücklicherweiſe iſt ein ſolcher Leichtſinn, eine ſolche Verdorbenheit des Herzens uns fremd.‟‟ — „Nun was thun denn Ihre Andächtigen in der Kirche?‟ — „„Sie beten, mein Herr!‟‟ — „Mit über die Bruſt gekreuzten Armen und zur Erde geſenkten Blicken?‟ — „„Nein, ſo beten nur die Heuchler.‟‟ — „Ihre Frommen haben alſo in der Kirche....‟ — „„Ein anſtändiges, aufmerkſames und zurückhaltendes Betragen. Kurz, ſie benehmen ſich, wie man ſich vor dem Höchſten, den man verehrt, liebt und fürchtet, benehmen muß.‟‟ — „Das läßt ſich hören; aber um was bitten denn Ihre Andächtigen den Höchſten, den ſie verehren, lieben und fürchten?‟ — „„Um Kraft und Muth, überall ihre Pflicht zu erfüllen und leichtſinnige Frevler durch Wort und Betragen zur Vernunft zu bringen.‟‟ — „In der That? Es macht mir immer viel Vergnügen, dieſe Frömmler — denn mehr ſind ja doch auch Ihre Andächtigen kaum — in Verwirrung zu bringen.‟ — „„Wie?‟‟ — „Geben ſie ſich nur den Schein von Andacht, welches, wie ich glaube, faſt bei Allen der Fall iſt, ſo gerathen ſie durch meinen Blick in Verwirrung, und trifft derſelbe ja einmal auf einen wirklich Andächtigen, ſo röthet ſich ſeine Wange, ich weiß nicht mit welcher Scham über ſeine Frömmigkeit, welches einem Aufgeklärten, wie ich bin, immer ein ganz eigenes Vergnügen gewährt.‟ — „„Das iſt gottlos, mein Herr! aber ich zweifle ſehr, daß Derjenige, der

Gott aufrichtig liebt, erröthen kann, es zu beweiſen. Doch die Stunde naht; ich verlaſſe Sie, wenn Sie noch etwas bedürfen, ſo wird meine Kellnerin Sie bedienen. Ich möchte ſonſt zu ſpät kommen, um mein kleines Geldſtück in den Beutel unſerer jungen Almoſenſammlerin zu werfen.‟‟ — „Eine Almoſenſammlerin? Was ſprechen Sie von einer jungen Almoſenſammlerin? Wer iſt ſie, und für wen ſammelt ſie denn?‟ — „„Sie iſt die Tochter ſehr braver Aeltern, die ſie von ihrer Kindheit an zur Tugend und Frömmigkeit erzogen, wodurch ſie die Zierde unſerer Jugend geworden. Von Allen geliebt, wurde ſie zur Almoſenſammlerin für den heutigen Tag erwählt, weil der Ertrag für die Bewohner des nächſten Dorfes beſtimmt iſt, die durch den letzten fürchterlichen Sturm Häuſer und Erndte verloren, und weil man zum voraus weiß, daß in ihrer Hand der Beutel ſich zwei bis dreimal füllen wird.‟‟ — „O! dann muß ich um ſo eher zur Kirche, ſey es auch nur, um dieſes Muſter der Frömmigkeit oder Frömmelei von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen, und die kleine Heuchlerin über ihre Verſtellungskunſt ſchamroth zu machen.‟ — „„Wir halten Sie beim Wort, mein Herr!‟‟ — „Iſt dieß vielleicht die wahrhaft Fromme, deren Anblick es bedürfte, mich von meinem Irrthume zurückzubringen?‟ — „„Das wäre wohl möglich, mein Herr! mir ahnet es ſogar.‟‟ — „O! Triumphiren Sie nicht zu früh; Ihre Ahnung möchte Sie betrügen. Ich bin meiner Sache zu gewiß und werde darum eben ſo geſchwind, als Sie, in Ihrer Kirche eintreffen und — dann werden wir ſehen.‟

Wirklich hatte Amelon in wenig Augenblicken den Raum durchſchritten, der ihn von der heiligen Stätte trennte, und war noch vor der Almoſenſammlerin daſelbſt eingetroffen. Bald aber verkündigte ein freundliches Geflüſter ihre Ankunft. Von ihrer Mutter begleitet, trat Fanny (ſo hieß die Erwartete), in die Kirche. Jetzt ſchlug ſie den Schleier zurück, und Amelon, der unfern von der Thüre boshaft nach dieſem Augenblicke geſpäht, wurde von dem Ausdrucke der Unſchuld, der über ihre Züge verbreitet war, auf das Lebhafteſte überraſcht. Ein Gefühl unwillkührlicher Achtung bemächtigte ſich ſeiner, und er trat nicht ohne innere Bewegung zurück. Dieſer Eindruck war jedoch noch nicht dauerhaft genug. Er hatte ſich zum voraus eines Platzes in der Nähe desjenigen verſichert, der für Fanny beſtimmt war, und nahm ihn nun ein. Sie näherte ſich dem ihrigen und wurde von der ganzen Verſammlung begrüßt. Amelon dachte in dieſem Augenblicke wenigſtens eine Bewegung des Stolzes in ihren Zügen wahrzunehmen; aber, er irrte. Freundlich und beſcheiden dankte ſie Allen und nahm in frommer Demuth neben ihrer Mutter Platz. Kein von Amelon abſichtlich gemachtes Geräuſch vermochte Fanny in ihrer Andacht zu ſtören; ihre Blicke waren ſtets auf den Altar oder in ihr Buch gerichtet.

Dieß verdroß Amelon. „Die Zeit des Sammelns wird kommen, ſprach er bei ſich ſelbſt, und mit ihr die der Rache. Ich will wenigſtens das Vergnügen haben, dieſe kleine Heilige einen Augenblick in Verlegenheit zu ſetzen.‟

(Schluß folgt.)

Der Löwe und das Eichhörnchen.

Fabel 36.

Ein Eichhorn, das in einer Buche Zweigen
Mit Hüpfen, Auf- und Abwärts-Steigen
Sich luſtig machte, fehlte ſeinen Aſt
Und fiel hinab auf einen alten Leuen,
Der drunten hielt jetzt ſeine Mittagsraſt.
Das Thierchen fing gar kläglich an zu ſchreien,
Als der aus ſeinem Schlafe fuhr,
Und warf vor Angſt ſich ihm zu Füſſen.
Er aber lächelte und ſprach: „Still nur!
Ganz leicht ſollſt du mir dieſen Frevel büßen;
Sollſt mir nur ſagen, wie's geſchieht,
Daß man dich ſtets ſo luſtig ſieht,
Da mir, dem mächt'gen Herrn der Erde,
Die finſtre Laune macht Beſchwerde."
„Ew. Gnaden," ſprach das Eichhorn, „ich will euch
Zu ſchuld'gem Dank' die Wahrheit treu erzählen:
Doch möcht' ich wohl dort jenen hohen Zweig,
Mit Eurer Gunſt, mir zum Katheder wählen."
Der Löwe lächelte und ſprach: „Es ſey!"
Huſch — war das Eichhorn auf des Baumes Spitze
Und lehrte ſo herab von ſeinem Wolkenſitze:
„Mein allergnädigſter Herr Leu,
Jetzt will ich mein Geſtändniß Euch verkünden!
Ich halte mein Gewiſſen rein von Sünden: —
Das iſt die ganze Kunſt der Heiterkeit.
Ihr kennt die Wonne nicht, in Ruh zu ſchlafen.
Ihr raubt und frevelt ungeſcheut;
Und dafür treffen Euch nun dieſe Strafen.
Glaubt mir! käm' aus der Tugend Euer Glück,
Fürwahr, es trüb'te nie ſich Euer Blick!"

Die junge Almoſenſammlerin.

(Schluß.)

Endlich erhob ſich Fanny, ging, begleitet von einem angeſehenen Beamten, ſammelnd mit dem Almoſenbeutel in der Hand, von Einem zum Andern, und kam bald an Amelon. Er hatte ein Goldſtück aus der Taſche gezogen, in der Abſicht, der Sammlerin zuzumuthen, ihm ſolches zu wech-

ſeln. Dieſer unzeitige Muthwille ſchien ihm ſehr geeignet, ſie außer Faſſung zu bringen. Fanny naht; mit vorgebeugtem Körper hält Amelon mit zwei Fingern ſein Goldſtück ihr entgegen und will eben ſeine Ungereimtheit anbringen, als Fanny ihn mit dem rührendſten Ausdrucke anblickt und mit milder Stimme die Worte an ihn richtet: „Mein Herr! Theilen Sie Ihren Ueberfluß mit den armen Unglücklichen, die an dem Nothwendigſten Mangel leiden.“ Bei dieſen Worten begegnet ſein Auge dem Blicke der jungen Almoſenſammlerin. Amelon verliert die Faſſung ſelbſt; die Worte, die er hört, laſſen ihn ganz das Häßliche derjenigen empfinden, die er eben ausſprechen wollte, und erinnern ihn zugleich an eine Pflicht der Menſchlichkeit, die er trotz ſeiner Verdorbenheit, dennoch zuweilen auszuüben pflegte. Die Reue erpreßt ihm einen halb erſtickten Schrei; er läßt ſein Goldſtück in den Beutel fallen, wirft noch drei bis vier andere hinein, verliert die Beſonnenheit und entfernt ſich in haſtiger Eile.

Nahe bei der Kirchthüre begegnete er der Wirthin, bei der er gefrühſtückt. „Ich fliehe, rief er ihr zu; ich bin überwunden. O nein! die Tugend iſt kein eitler Wahn; und wenn ſie in ihrer wahren Geſtalt erſcheint, gebietet ſie Achtung. Madame! Bleiben Sie Ihrer Denkungsart treu und verſichern Sie Ihre jungen Mitbürgerinnen, die ich vorhin in meinem Geſpräche ſo unwürdig beleidigt, daß der Ruchloſe jederzeit bei ihrem Anblicke erbeben wird, wenn ſie der Religion aufrichtig zugethan, nicht die Schwäche haben, ſelbſt vor ihm zu zittern.“

Gott ſieht dich, wenn ſchon die Menſchen dich nicht ſehen.

Erzählung 26.

Herr von Ferriere erging ſich eines Tages im Freien mit Fabian, ſeinem jüngſten Sohne. Es war ein ſchöner, ſehr milder Herbſttag. Vater, ſagte Fabian, indem er in einen Garten blickte, an welchem ſie vorübergingen, ich bin ſehr durſtig. Ich auch, antwortete Herr von Ferriere, aber wir müſſen uns gedulden, bis wir nach Hauſe kommen.

Fabian. Hier iſt ein ſchöner Birnbaum voll ſchöner Birnen. Ach! mit welchem Vergnügen würde ich welche derſelben eſſen!

Herr von Ferriere. Das glaube ich gerne. Aber dieſer Baum befindet ſich in einem von allen Seiten verſchloſſenen Garten.

Fabian. Die Hecke iſt nicht zu dicht, und hier iſt ein Loch, durch welches ich ſchlüpfen könnte.

Herr von Ferriere. Und was würde der Herr des Gartens ſagen, wenn er da wäre?

Fabian. O, er iſt gewiß nicht im Garten, und es iſt niemand hier, der uns ſehen könnte.

Herr von Ferriere. Du irrſt, mein Kind. Es iſt jemand hier, der uns ſieht und mit Recht beſtrafen würde, weil es übel gethan wäre, Deinen Vorſchlag auszuführen.

Fabian. Und wer wäre es denn, mein Vater?

Herr von Ferriere. Derjenige, der überall gegenwärtig iſt, der uns keinen Augenblick aus dem Geſichte verliert, und der unſere geheimſten Gedanken ſieht: Gott.

Fabian. Ach! Sie haben Recht. Ich dachte nicht mehr daran.

In dieſem Augenblick erhob ſich hinter der Hecke ein Mann, den ſie nicht hatten ſehen können, weil er auf einer Raſenbank gelegen. Es war ein Greis, welchem dieſer Garten gehörte. „Danke Gott, mein Kind, ſagte er zu Fabian, daß Dein Vater Dich abgehalten, in meinen Garten zu ſchlüpfen und Dir etwas in demſelben zuzueignen, was Dir nicht gehörte. Wiſſe, daß man am Fuß dieſer Bäume Schlingen gelegt, um die Diebe zu fangen; Du würdeſt Dir die Beine in denſelben zerbrochen haben, und Dein ganzes Leben lang ein Krüppel geblieben ſein. Weil Du aber bei dem erſten Wort der vernünftigen Ermahnung Deines Vaters Gottesfurcht bezeigt, und nicht länger auf dem vorgehabten Raube beſtanden, ſo will ich Dir mit Vergnügen von den Früchten geben, die Du wünſcheſt.“

Bei dieſen Worten ging er auf den ſchönſten Birnbaum zu, ſchüttelte ihn, und brachte Fabian ſeinen ganzen Hut voll Birnen. Herr von Ferriere wollte Geld aus ſeinen Beutel nehmen, um dieſen redlichen Greis zu belohnen, aber er konnte ihn nicht dahin bringen, es anzunehmen. Es macht mir Vergnügen, mein Herr, Ihrem Kinde eine Gefälligkeit zu erzeigen, und dieß würde verſchwinden, wenn ich mich dafür bezahlen ließe.

Herr von Ferriere reichte ihm die Hand über die Hecke. Auch Fabian dankte ihm durch eine Verbeugung, aber noch lebhafter bezeigte er ihm ſeine Erkenntlichkeit durch den Appetit, mit welchem er in die ſaftigen Birnen biß. Ein braver Mann, ſagte Fabian zu ſeinem Vater, als ſie den Greis wieder verlaſſen hatten.

Herr von Ferriere. Ja, mein Freund; er wurde es ohne Zweifel, weil er ſeinem Herzen die große Wahrheit eingeprägt, daß Gott das Gute nie unbelohnt, das Böſe nie unbeſtraft läßt.

Fabian. Gott würde mich alſo beſtraft haben, wenn ich die Birnen genommen hätte?

Herr von Ferriere. Der gute Greis ſagte Dir, was Dir begegnet ſein würde.

Fabian. Meine armen Beine ſind dieſem Unfall glücklich entgangen. Aber Gott hat dieſe Schlingen doch nicht ſelbſt gelegt?

Herr von Ferriere. Nein, gewiß nicht. Aber die Schlingen wurden nicht ohne ſein Wiſſen und Zulaſſen gelegt. Gott, mein liebes Kind, ordnet Alles, was auf der Erde vorgeht, und immer leitet er die Begebenheiten auf eine Weiſe, daß die Guten für ihre guten Handlungen belohnt, die Böſen aber für ihre Verbrechen beſtraft werden. Ich will Dir über dieſen Gegenſtand ein Ereigniß erzählen, das mich in meiner Jugend zu ſehr erſchütterte, als daß ich es je vergeſſen könnte.

Fabian. Wie glücklich bin ich heute, lieber Vater! Einen Spaziergang, Birnen und nun auch noch eine Geſchichte.

Herr von Ferriere. Als ich noch ſo klein war, wie Du, und bei meinem Vater lebte, hatten wir zwei Nachbarn, einen zur Rechten, den andern zur Linken unſres Hauſes. Der erſte nannte ſich Dûbois, der zweite Verneuil.

Herr Dûbois hatte einen Sohn Namens Silveſter, und Herr Verneuil war gleichfalls Vater eines Sohnes, Namens Kaspar.

Hinter unſerm Hauſe und den Häuſern unſrer Nachbarn waren kleine, durch lebendige Hecken getrennte Gärten. Befand Silveſter ſich allein in dem Garten ſeines Vaters, ſo unterhielt er ſich damit, Steine in die an-

grenzenden Gärten zu werfen, ohne zu überlegen, daß er Jemand verwunden könnte. Herr Dúbois hatte es bemerkt und ihm einen ſcharfen Verweis gegeben, indem er ihm drohte, ihn nachdrücklich zu beſtrafen, ſobald er es noch ein einziges Mal thue. Aber unglücklicher Weiſe konnte dieſes Kind ſich nicht überzeugen, daß man, ſelbſt wenn man allein iſt, nichts Uebles thun darf, weil Gott überall gegenwärtig iſt, und Alles ſieht, was wir thun. Eines Tages, als Herr Dúbois ausgegangen war, füllte Silveſter, der ſich unbeachtet glaubte und alſo keine Strafe befürchtete, ſeine Taſchen im Garten mit Kieſelſteinen, die er wie gewöhnlich nach allen Seiten ſchleuderte. Zu derſelben Zeit befand Herr Verneuil ſich mit Kaspar, ſeinem Sohne, in ſeinem eigenen Garten. Wie Silveſter, hatte Kaspar den Fehler zu glauben, wenn man allein ſey, dürfe man thun was man wolle. Mit einem geladenen Gewehre ſtellte ſich ſein Vater unter einen Baum, um nach den Sperlingen zu ſchießen, denen nach ſeinen Kirſchen gelüſtete. In dieſem Augenblick meldete ein Bedienter, daß ein Fremder im Saale auf ihn warte. Er ließ das Gewehr unter dem Baume ſtehen und verbot Kaspar ausdrücklich, es anzurühren. Als Kaspar ſich allein ſah, ſagte er zu ſich ſelbſt: Was kann denn Uebles daran ſein, einen Augenblick mit dieſer Flinte zu ſpielen. Bei dieſen Worten nahm er ſie, und fing an zu exercieren wie ein Soldat. Er ſchulterte das Gewehr, ſtützte ſich auf daſſelbe, und wollte verſuchen, ob er auch anlegen und zielen könne.

Die Mündung ſeines Gewehres war zufällig gegen Herrn Dúbois Garten gerichtet. In dem Momente, wo er, um zu zielen, das linke Auge zudrücken wollte, flog ein Kieſelſtein, von Silveſter geſchleudert, ihm gerade in dieſes Auge. Vor Schrecken und Schmerz ließ Kaspar ſein Gewehr fallen. Der Schuß ging los, und wehe! wehe! man hörte in beiden Gärten ein Geſchrei.

Der Stein hatte Kaspars Auge getroffen; die volle Ladung des Gewehrs ein Bein Silveſters. Der Eine wurde einäugig, des Andern Fuß war gelähmt, und in dieſem Zuſtande blieben ſie Zeit Lebens.

Fabian. Ach, der arme Silveſter, der arme Kaſpar, wie bedaure ich ſie!

Herr von Ferriere. Sie waren in der That ſehr zu bedauern. Aber größer noch ſcheint mir das Unglück ihrer Aeltern, ſo unfolgſame, ungeradene Kinder gehabt zu haben. Im Grunde war dieſe unglückliche Begebenheit ein wahres Glück für die beiden kleinen Taugenichtſe.

Fabian. Wie das, mein Vater?

Herr von Ferriere. Das will ich Dir ſagen. Wenn Gott dieſe Kinder nicht frühzeitig beſtraft hätte, ſo würden ſie, wenn ſie allein geweſen wären, immer fortgefahren haben, Böſes zu thun; ſtatt daß ſie durch dieſe Erfahrung lernten, daß jede böſe Handlung, die die Menſchen nicht ſehen, doch von Gott geſehen und beſtraft wird.

Nach dieſer Lehre beſſerten ſich Beide, ſie wurden verſtändige und fromme Menſchen, und vermieden ſelbſt in der größten Einſamkeit Uebels zu thun, als ſeyen die Augen der ganzen Welt auf ſie gerichtet.

Und dieß war wohl auch die Abſicht Gottes, indem er ſie auf dieſe Weiſe züchtigte, denn dieſer gute Vater ſtraft uns nur, um uns zu beſſern.

Fabian. Sieh da! ein Auge und ein Fuß, die mich weiſer machen werden! Ich will das Böſe vermeiden und das Gute üben, ſelbſt wenn ich niemand um mich ſehe. Und bei dieſen Worten erreichten ſie die Thüre ihres Hauſes.

Der Fuchs und die Nachtigall.

Fabel 37.

„Es iſt wahr“ ſprach ein Fuchs zur Nachtigall, „ihr ſeid geiſtvolle Sänger; nur Schade, daß es euch ganz an Weltkenntniß und Lebensklugheit fehlt! Erſt geſtern ſah ich eine deines Geſchlechtes recht plump in eine Falle gehen, die ihr der Menſch geſtellt hatte. Wer einen Fuchs fangen will, der muß es liſtiger angreifen. „Natürlich!“ antwortete die Nachtigall; „ihr verſtehet euch ſelbſt zu gut auf das Fallenſtellen. Würden die Nachtigallen euch erſt betrügen lernen, ſo würden ſie wahrſcheinlich nicht mehr ſo leicht betrogen werden. Aber freilich würden ſie dann auch aufhören, Nachtigallen zu ſein, deren ſüßeſter Beruf es iſt, Andern Freude in's Herz zu ſingen.“

Erneska, oder Strafe für die Verhöhnung des Unglücks.

Erzählung 27.

Die Fürſtin von J****, deren Gemahl als ruſſiſcher General-Offizier auf dem Felde der Ehre geblieben, mochte von nun an nicht länger in einem Lande verweilen, das ihr ſo viele traurige Erinnerungen darbot, und beſchloß daher, in ihr urſprüngliches Vaterland, nach Frankreich, und zwar nach Paris, zurückzukehren, und ſich hier ausſchließlich der Erziehung ihrer einzigen Tochter Erneska zu widmen. Dieſe ein Kind von ſechs bis ſieben Jahren und, wie leicht begreiflich, der Gegenſtand der zärtlichſten Liebe und Sorgfalt ihrer Mutter, verrieth bei einem, übrigens nicht böſem Herzen, ſehr frühe ſchon Anlagen zu einem Leichtſinne und einer Unbeſonnenheit, die ihrer Mutter oft trübe Stunden verurſachten und dieſe bewogen, ſie ſo wenig als möglich aus den Augen zu laſſen und über ihr Benehmen, wie über ihre Neigungen entweder ſelbſt ſtrenge zu wachen oder durch eine ſehr achtungswürdige Dame, die ſie ihr zur Erzieherin gegeben, wachen zu laſſen.

Beide begleiteten Erneska abwechſelnd auf ihren Spaziergängen, deren Ziel gewöhnlich der Garten der Tuillerien (des königlichen Schloſſes zu Paris) war. Am Eingange in denſelben fanden ſie jedesmal einen armen, blinden Greis, welcher die Vorübergehenden um Mitleid anflehte. Dieſer Unglückliche ſchien alle Mißgunſt des Schickſals in ſich zu vereinigen. Sein häßliches Geſicht, ſeine verunſtaltete Figur und ſeine widerwärtige, kreiſchende Stimme waren in der That eher geeignet, Diejenigen, deren Mildthätigkeit er anrief, von ſich zu entfernen, als ihr Mitleid zu erregen. Erneska konnte es kaum über ſich gewinnen, ihn anzuſehen, und wenn er ihr die ſchallenden Worte in die Ohren ſchrie: „Vergeßt des armen Blinden nicht, wenn es Euch gefällig iſt!“ ſo konnte ſie ſich nie enthalten zu ſagen: „O

der Häßliche! wie ſehr iſt er mir zuwider!“ — „Gerade darum, verſetzte die Fürſtin, weil dieſer Unglückliche von der Natur ſo ganz vernachläßigt ſcheint, muß man das Mitleid mit ihm verdoppeln. Einen ſchönen Greis, eine junge von hübſchen Kindern umgebene Frau unterſtützen, heißt eigentlich kein gutes Werk verrichten, ſondern mehr ſich ein Vergnügen machen. Aber dem in Lumpen gehüllten Elende ſteuern, ſich nicht fürchten, dem kranken Armen ſich zu nähern, mit einem Worte, Nichts als den Schrei des Unglücks hören und ihm beiſpringen, in welcher Geſtalt es ſich auch zeigen mag, dieß, mein Kind, nenne ich wohlthun; dieß iſt die Pflicht, welche der Himmel den Glücklichen der Erde gegen Diejenigen in's Herz geſchrieben, die nichts als die Härte des Schickſals erfahren.“ Bei dieſen Worten gab die Fürſtin ihrer Tochter ein Stück Geld, welches dieſe in die kleine Taſſe des Blinden legen mußte, der ihr jetzt noch häßlicher ſchien, ſo das ſie auf's Neue ausrief; O der Häßliche! Wie ſehr iſt er mir zuwider!“ — So oft indeſſen Erneska mit ihrer Mutter im Garten der Tuillerien ſpazieren ging, mußte ſie jedesmal dieſe Pflicht der Mildthätigkeit ausüben, wodurch ſie gegen dieſen Unglücklichen eine unbeſiegbare Abneigung faßte.

Eines Tages, als ſie hier mit ihrer Erzieherin luſtwandelte und die Fürſtin vergeſſen hatte, ihrer Tochter das gewöhnliche Almoſen für ihn einzuhändigen, beſchloß dieſe, ſich auf Koſten des blinden Greiſes luſtig zu machen und für den Widerwillen zu rächen, den er ihr eingeflößte. Während ſie mit ihrer Erzieherin plauderte und ſich in den Baumgängen ſpielend mit ihr herumtrieb, hob Erneska vom Boden einen kleinen Kieſel auf, den ſie in ihrer Hand verbarg und im Vorübergehen dem armen Blinden ſtatt des Geldſtücks, das ſie ihm gewöhnlich geben mußte, in die Taſſe warf. Der Unglückliche, welcher nach dem Gewichte des Kieſels und dem Klange ſeiner Taſſe, von der Hand der Wohlthätigkeit ein Fünffrankenſtück empfangen zu haben wähnte, ergoß ſich alsbald in den heißeſten Dankgebeten, während die kleine Unbeſonnene ihren Wagen beſtieg und ſich innig freute, dem Blinden einen Poſſen geſpielt zu haben. Dieſer entdeckte auch bald genug den Betrug und fühlte ſich tief gekränkt, daß man ſeine Schwäche in einem ſolchen Grade mißbrauchen konnte, um ſein Unglück zu verhöhnen.

Erneska, die in dieſer Verſpottung der Armuth Nichts als einen bloßen Spaß ſah' und über die wichtigſten Handlungen nicht nachzudenken pflegte, machte ſich insgeheim ſelbſt Lobſprüche über ihre Liſt und konnte ſich des Lachens nicht enthalten, wenn ſie ſich das abſcheuliche Geſicht vorſtellte, welches der Blinde bei Wahrnehmung des ihm geſpielten Betrugs gemacht haben mußte. Dieſe Vorſtellung gefiel ihrer Einbildungskraft ſo ſehr, daß ſie, ohne an die Grauſamkeit einer ſolchen Handlung zu denken, ſie drei Mal nach einander und immer mit dem nämlichen Erfolge wiederholte. Unglücklicher Weiſe für ſie aber hatte der Blinde, deſſen Liſt ſeinem Unmuthe glich, bemerkt, daß ihm dieſer Betrug immer ungefähr um die nämliche Stunde geſpielt wurde; er war daher auf ſeiner Hut, und in dem Augenblicke, als die Unbeſonnene in ſeine Taſſe einen vierten Kieſel warf, den er ſogleich am Klange und Gewichte erkannte, ſtreckte er ſchnell ſeine Hand aus, ergriff Erneska beim Rocke und machte ihr öffentlich die erniedrigendſten, aber wohl verdienten Vorwürfe. Jeder Vorübergehende blieb ſtehen und erſtaunte, daß ein junges Mädchen, deſſen Aeußeres eine höhere Abkunft verrieth, ſich ſo weit vergeſſen konnte, einen ſchwachen

Unglücklichen zu beleidigen, welchen die unterſte Klaſſe des Volkes achtet und zu unterſtützen ſich beeiferte. „Dieß iſt das Viertemal, daß ſie mich auf dieſe Weiſe hintergeht,“.... rief der Blinde mit ſeiner durchdringenden Stimme, indem er Erneska immer am Rocke feſthielt; „ich will ihren Namen wiſſen und Genugthuung haben.“

O! Wer vermag die Verwirrung, die Gewiſſensbiſſe Erneska's zu beſchreiben? Stumm vor plötzlichem Schrecken, wagt ſie es nicht, ihre Augen aufzuſchlagen, denen bittere Thränen entfloſſen. Ganz in der Gewalt des Blinden, der ſich ihres Armes bemächtigt, wird ſie aus dieſer erniedrigenden Lage nur durch ihre Erzieherin befreit, welche dem armen Unglücklichen für die empfangene Beleidigung Genugthuung verſpricht, und ihm für die Lehre dankt, die er einem leichtſinnigen ſechsjährigen Kinde gegeben, deſſen Unerfahrenheit allein den ſchweren Fehler, den ſie begangen, zu entſchuldigen vermöge. Der Blinde, welcher die Strafbare nicht in einem ſo zarten Alter vermuthet, iſt nun der Erſte, der ſie entſchuldigt. Seine Stimme iſt nicht mehr widerwärtig und kreiſchend; es iſt der Ausdruck der Nachſicht, der rührendſten Güte. Selbſt in den Augen Erneska's ſcheinen die Züge dieſes herrlichen Mannes weniger zurückſtoßend zu ſein, und als ſie beim Einſteigen in ihren Wagen ihre Blicke noch einmal auf den Blinden warf, vermochte ſie nicht mehr zu wiederholen: „O der Häßliche! wie ſehr iſt er mir zuwider!“

In Begleitung ihrer Erzieherin, die ſie gebeten, ihrer Mutter nichts von dem Vorgefallenen zu entdecken, kam ſie des andern Tages wieder in den Garten der Tuillerien, ging mit einem Fünffrankenſtücke in der Hand, gerades Wegs zu dem Blinden und ſagte zu ihm mit bewegter Stimme: „Guter Greis; das iſt kein Kieſel, was ich in Eure Taſſe lege, ſondern ein großer Thaler, den ich Euch ſo oft zu erneuern verſpreche, als ich das Unglück hatte, Euere Schwäche zu mißbrauchen.“

In der That, ſo oft Erneska das ihr, zu ihren kleinen Vergnügungen von ihrer Mutter ausgeſetzte Wochengeld empfing, eilte ſie, ſolches als eine gerechte Wiedervergeltung für die ihm zugefügte Beleidigung, dem Blinden zu überbringen. Ihr Fehler ſchien ihr dadurch gewiſſermaßen wieder gut gemacht, und was ſie am Meiſten tröſtete, war: daß ſie, von der Verſchwiegenheit ihrer Erzieherin überzeugt, ſich mit der Hoffnung ſchmeicheln zu dürfen glaubte, daß ihre Mutter von ihrem ſträflichen Leichtſinne keine Kunde erhalten. Allein der Auftritt war zu öffentlich, als daß er der Fürſtin nicht hätte zu Ohren kommen ſollen. Dieſe glaubte mit der Genugthuung, welche ihre Tochter dem Blinden gegeben, ſich nicht begnügen zu dürfen, und behielt ihr eine zweite Lektion vor, die ſich für immer in ihre Seele einprägen ſollte.

Sie führte bald darauf, abſichtlich ohne Zweifel, ihre Tochter auf einem Spaziergange bei einem reichen Gewölbe von Kinder-Spielwaaren vorüber, in welchem Erneska unter Andern eine bewundernswürdige deutſche Puppe erblickte, die ihre ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Mittels einer, durch unmerklichen Druck mit dem Finger, in Gang gebrachten verborgenen Feder, wehete die Puppe ſehr anmuthig mit dem Fächer, bewegte die Augen, öffnete den Mund und ſprach ſehr deutlich die Worte: Mama — Mama. Solchem Zauber vermochte Erneska nicht zu widerſtehen, und äußerte demnach den ſehnlichſten, aber ſehr verzeihlichen Wunſch, die bewundernswürdige Puppe zu beſitzen, die wegen der Worte, die ſie

ausſpreche, ihre Schweſter werden ſollte. Die Fürſtin ſchien, ihrer Bitte entſprechen zu wollen, und handelte um das koſtbare Spielzeug, welches aber der Kaufmann um keinen geringern Preis, als für zehn Louisd'or erlaſſen zu können verſichert. Sie gab Erneska ihre Börſe, um daraus die verlangten zehn Goldſtücke zu bezahlen; aber — wie ſehr war dieſe erſtaunt, als ſie in dem äußerlich ſo reich verzierten Beutel Nichts als Kieſelſteine, ungefähr von der nämlichen Größe fand, als diejenigen waren, die ſie in die Taſſe des Blinden geworfen. Jetzt konnte ſie nicht mehr zweifeln, daß ihre Mutter von Allem unterrichtet ſey.. — „Nun meine Tochter,“ fragte die Fürſtin, die ihre Verwirrung nicht zu bemerkeu ſchien, „was hindert dich, den Herrn zu bezahlen?“ — „Kann ich dieß mit bloßen Kieſelſteinen?“ — „Wie?“ verſetzte die Fürſtin; „ſind dieſe denn keine gangbare Münze! Man hat mir doch hinterbracht, daß eine junge Prinzeſſin ſolche mehrmalen einem armen Kranken zum Almoſen gegeben.“ — „Ah Mama!“ rief Erneska, zu ihren Füßen ſinkend: „der Blinde hat mir vergeben; werden Sie minder nachſichtsvoll ſein, als er?“ — „wenn ich nicht überzeugt wäre,“ erwiderte die Fürſtin, „daß bloß deine Unbeſonnenheit dich verhindert, darüber nachzudenken, wie abſcheulich und grauſam dein Benehmen war, ich würde dir nie in meinem Leben verzeihen.... Aber wenn du deinen Fehler ganz aus meinem Gedächtniße verwiſchen willſt, ſo mußt du dich zu einer neuen Genugthuung entſchließen.“ — „O, ſprechen Sie, Mama; was ſoll ich thun?“ — „Mit mir kommen, und dem armen Unglücklichen, den du verhöhnt, den Preis dieſer ſchönen Puppe einhändigen, die ich dir mit ſo großem Vergnügen gekauft hätte.“ — Ich verlange es nicht beſſer, Mama; ich kenne kein Opfer, zu welchem ich nicht bereit wäre, um Sie von meiner Reue zu überzeugen.“

Bei dieſen Worten verließ ſie das Kaufmannsgewölbe, in welchem ſie noch einen letzten ſehnſuchtsvollen Blick auf die ſprechende Puppe warf, und begab ſich mit ihrer Mutter in den Garten der Tuillerien, wo letztere ſelbſt den Blinden nochmal um Verzeihung für ihre Tochter bat, die ihm die zehn Louisd'or einhändigte.

Indeſſen beſchloß die Fürſtin, ſich noch durch eine letzte Probe zu überzeugen, ob ihre Tochter wieder ihrer ganzen Zärtlichkeit würdig ſey. — Eines Morgens erblickte Erneska beim Erwachen, auf dem nämlichen Platze in ihrem Zimmer, den ſie der herrlichen Puppe zugedacht, einen armen blinden Greis auf einem niedrigen Schemel ſitzend, ehrerbietig ſeine kleine Taſſe darreichend, in welcher ein kleiner Kieſel lag; die Bewegung ſeiner Lippen ſchien um ein Almoſen zu bitten. Er hatte die nämlichen Züge, die nämlichen Kleidungsſtücke, wie der Blinde der Tuillerien; zu ſeinen Füßen lag auch ſein Hund, und die Täuſchung war ſo vollkommen, daß Erneska einen durchdringenden Schrei ausſtieß und vor Verwirrung erröthete. Bald aber ermannte ſie ſich, bemächtigte ſich des treuen Bildes des Blinden, warf ſich in die Arme ihrer Mutter und dankte ihr für ihr Geſchenk, daß ſie ihr ganzes Leben hindurch aufzubewahren verſprach. „Erinnere dich geliebtes Kind,“ ſagte hierauf die Fürſtin, „daß, wenn man einen großen Fehler öffentlich begangen, man auch den Muth haben muß, ihn öffentlich wieder gut zu machen. So oft du dieſes Bild des Unglücklichen betrachteſt, den du ſo grauſam hintergangen, ſo erinnere dich ſtets, daß ſo hoch auch unſer Rang in der Welt ſein mag, uns nichts ſo tief erniedrigt, als wenn wir das Vertrauen jenes dürftigen Kranken mißbrauchen und die Armuth verhöhnen.

Das Unglück mit der Bohne.

Gedicht 8.

Euch, lieben Kindern, thu' ich's
kund,
Nehmt keine Bohne in den Mund!
Einſt hat es Jettchen auch gethan,
Und rettunglos ſtarb's Kind daran.

Als ſie ſich einſtens niederbückt,
Die Bohn' im Munde, da erſchrickt
Sie Herrmann, der ſie rücklings ſchlägt.
Sie kreiſcht auf, wie ſie's öfter pflegt'.

Die Luftröhr' iſt jetzt aufgethan,
Die Bohne ſchlüpft auf glatter Bahn
Hinab. Als Jettchen huſtet, bricht,
Als es ſie quält und brennt und ſticht,
Da wird ſie, als der Tod ihr droht,
Bald leichenblaß, bald feuerroth.

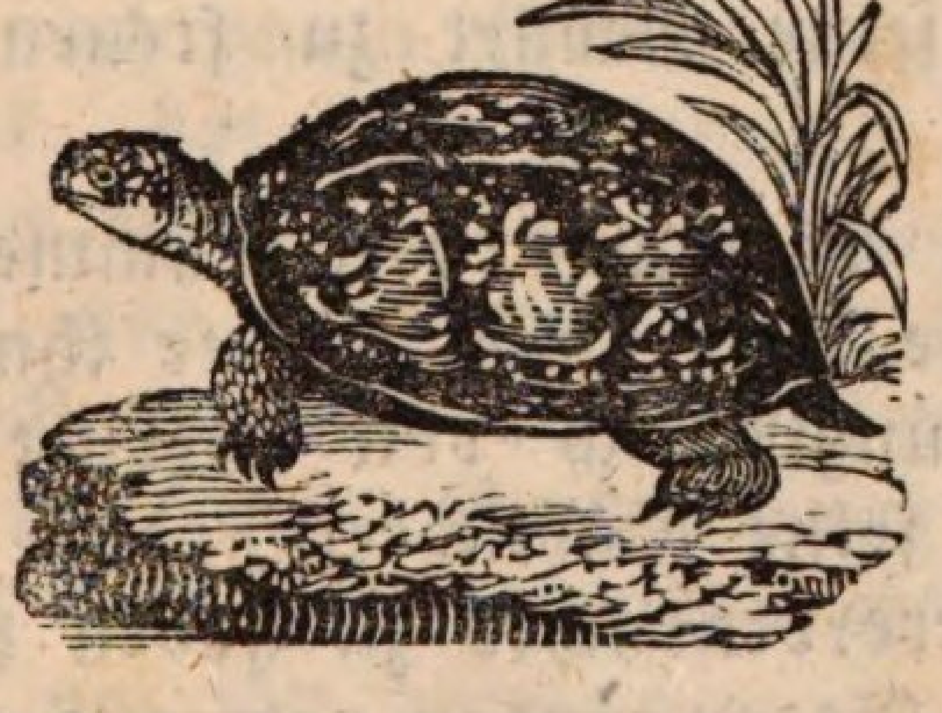
Ihr Vater iſt ein Arzt, doch er
Weis keinen Rath, kein Mittel mehr,
Zu retten ſein geliebtes Kind.

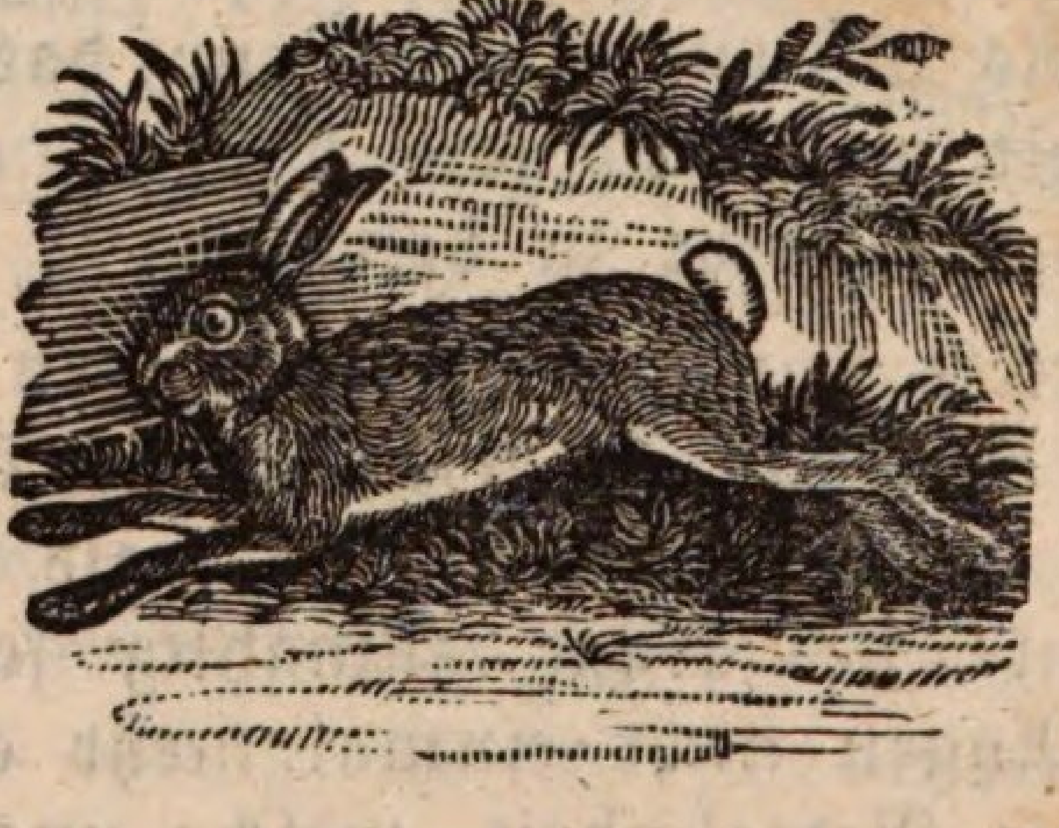
Wie ſchmerzvoll auch die Eltern ſind,
Sie ſehn in ſchweren Krämpfen
Ihr armes Jettchen kämpfen,
Und als ihr ſterbend Auge bricht,
Da ſeufzt die Mutter laut und ſpricht:
„Du ruhſt in Todesſchlummer,
Nichts endet unſern Kummer!"

Der Haſe und die Schildkröte.

Fabel 38.

Fleiß und Thätigkeit erſetzt, ja überſteigt oft die angebornen Geiſtesanlagen.





Einſt ſpottete ein Haſe über eine Schildkröte, weil ſie ſo langſam ſchlich. Es iſt wahr — ſagte dieſe — die Natur hat mich eben nicht mit ſchnellen Füßen verſehen, deſſen ungeachtet aber wollte ich doch wohl mit dir um die Wette laufen. Der Haſe lachte aus vollem Halſe und gieng die Wette ein. Jetzt machten ſich beide auf den Weg und die Schildkröte kroch unermüdet auf dem ſchnurgeraden Pfade fort. Ganz anders machte es der Haſe. Um zu zeigen, daß er ſich mit dem Mitbewerber einen Spaß mache, hüpfte er bald rechts bald links, und war

deſſen ungeachtet weit früher auf der Mitte des Weges. Allein, er war durch das viele Kreuz= und Quer=Springen etwas ermüdet und legte ſich daher nieder, um ein wenig zu ſchlummern. Ich kann ja, dachte er, die Schildkröte doch noch mit drei bis vier Springen wieder einholen. Er ſchlief ſanft ein. Auf ein Mal hörte er das laute Lachen der Zuſchauer. Jetzt wollte er hurtig auf und an das Ziel, doch — die Schildkröte war bereits dort glücklich angekommen.

Der kleine Aeſop.

Erzählung 28.

Zwei Mütter, welche Schweſtern waren, hatten zwei Söhne beinahe von gleichem Alter, die aber von der Natur ſehr ungleich ausgeſtattet waren. Der Eine verkündete ſchon in ſeiner früheſten Kindheit, daß er einſt von vollkommener Schönheit ſeyn werde; der Andere aber, gräßlich entſtellt, hatte kaum eine menſchliche Geſtalt. Während die Mutter des Erſten, ihren Sohn mit der lebhafteſten Freude liebkoſte, und ſtolz darauf war, ein ſo ſchönes Kind zu beſitzen, wagte die des Zweiten, ſich erniedrigt fühlend und beinahe verzweifelnd, kaum ihre Augen aufzuſchlagen, und beklagte, in Thränen zerfließend, die Härte ihres Schickſals. Ihr Gatte, zwar ebenfalls betrübt, aber muthiger als ſie, verwieß ihr mit ſanften Worten ihre Klagen und ſuchte ſie duch vernünftige Vorſtellungen zu erheitern.

„Tröſten wir uns,“ „ſagte er zu ihr, und faſſen feſtes Vertrauen auf Gott. Seine Güte beurkundet ſich in allen ſeinen Werken, ſo wie ſeine Macht; und wenn es ihm gefallen, unſer Kind hinſichtlich auf körperliche Geſtalt ſo übel zu bedenken, ſo laſſ' uns hoffen, daß er es durch Eigenſchaften des Geiſtes und der Seele dafür entſchädigen wird. Es iſt ſelten, daß man alle Vorzüge oder alle Unvollkommenheiten in einem Menſchen vereinigt finde. Und gewiß, wenn unter allen Geſchenken des Himmels unſerm Sohne nur das der Schönheit fehlen wird, ſo werden wir weit mehr Urſache haben, uns über ſeine Geburt zu freuen, als uns über dieſelbe zu betrüben.“

Dieſe ſinnigen Vorſtellungen beruhigten in etwas den Kummer der armen Mutter; ſie nahm ihn wieder in ihre Arme und gelobte ihm eine um ſo größere Zärtlichkeit, als er ſchon unglücklich von Geburt war, gewöhnte ſich ſogar allmählig ſo ſehr an ſeine Häßlichkeit, daß ſie in ihren Augen nicht einmal mehr etwas Außerordentliches zu haben ſchien; denn die Gewohnheit, welche uns mit allen Gegenſtänden vertraut macht, bewirkt endlich, daß wir, ſo ferne es wenigſtens bloß äußere Dinge ſind, gleichgültig gegen ſie werden. Weit entfernt indeſſen, das Hauptbedürfniß ihres Kindes, eine gute Erziehung, aus den Augen zu verlieren, gaben ſich vielmehr dieſe achtungswürdigen Aeltern alle erdenkliche Mühe, die ſeinige fortwährend mit kluger Sorgfalt zu leiten. Sie lehrten ihn frühzeitig ſich ſelbſt kennen, ſeine Häßlichkeit und Unförmlichkeiten ohne Verzweiflung betrachten, und ſich von der Nothwendigkeit überzeugen, ſich Tugenden zu erwerben, wodurch er ſich die Achtung der Menſchen ver=

ſchaffte, da er ſich nicht ſchmeicheln durfte, ihnen durch ſein Aeußeres zu gefallen.

„Mein Sohn, wiederholten ſie ihm ohne Unterlaß, der Körper iſt, in den Augen vernünftiger Menſchen nichts weiter, als der Einband eines Buches. So glänzend derſelbe auch ſeyn mag, ſo unterläßt man doch nie, ihn zu öffnen, um zu beurtheilen, was er enthalte; denn das iſt es, was verdient ſtudirt zu werden. Eben ſo iſt es mit dir. Wenn ſich in deinem übelgeſtalteten Körper ein gutes Herz, Sanftmuth, Gefälligkeit und Geiſt vereinigen, ſo wird man gerne deine natürliche Verunſtaltung vergeſſen, und deinen Tugenden und deiner Liebenswürdigkeit Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

Das Kind, welches man ſeiner Aehnlichkeit mit dem berühmten Fabeldichter, Aeſop genant hatte, zog aus dieſen Lehren den größten Nutzen. In ſeinem achten Jahre übertraf es an Geiſt, Kenntniß und Höflichkeit alle Kinder ſeines Alters. Sein Gedächtniß und ſein Verſtand ſetzten alle Diejenigen, die darüber urtheilen konnten, in Erſtaunen, und die Freunde ſeines Vaters, ſelbſt ernſte Greiſe mit weißen Haaren fanden an ſeiner Unterhaltung ſehr viel Vergnügen. Zorn und Eigenſinn, Fehler, welche bei andern Kindern ſo gewöhnlich ſind, waren ihm fremd.

Sein Vetter Narziß hingegen, welcher täglich ſchöner und durch die ihm deswegen zu Theil gewordenen Schmeicheleien verdorben geworden, machte ſich aller Welt unerträglich. Er lernte nichts und überredete ſich, daß er nichts als der, von der Natur erhaltenen Vorzüge bedürfe, um überall Beifall zu finden. Freilich fand er, wo er zum Erſtenmale erſchien, immer eine günſtige Aufnahme; kaum nahm man aber ſeine Fehler und ſeine Unwiſſenheit wahr, ſo erregte er Widerwillen. Seine Aeltern ſelbſt, deren unkluge Liebe oft in Schwäche ausartete, fiengen an, über ſeine böſen Gewohnheiten unruhig zu werden, und beſchloſſen, ihn einer Erziehungsanſtalt zu übergeben, um ihn von denſelben heilen zu laſſen. Er zeigte ſich aber ſo ungelehrig, daß ihn der Lehrer wieder zu ſeinen Aeltern zurückſchickte, mit der Verſicherung, daß er mit Grund zweifeln müſſe, ihm etwas beibringen zu können, indem er zum Lernen weder Kopf noch guten Willen zeige. Seine Mutter, über dieſes Unglück ſehr betrübt, bat ihre Schweſter, die nicht in der nämlichen Stadt wohnte, ihr den kleinen Aeſop zu ſchicken, von dem ſie ſo vortheilhaft ſprechen gehört, und ſchmeichelte ſich, daß Narziß, beſchämt, hinter ſeinem Vetter, der doch mit ihm von gleichem Alter war, ſo weit zurück zu ſeyn, ſich einer heilſamen Nacheiferung befleißen werde. Narziß empfieng ſeinen Vetter nur mit beleidigenden Spöttereien und gieng mit ſchallendem Gelächter um ihn herum.

„Was denkt denn meine Mutter, rief er, mir einen ſolchen Affen zum Geſellſchafter zu geben? Habe ich nicht ſchon einen ziemlich hübſchen Hanswurſt? Wie! du biſt der kleine Vetter, von dem man ſo viel Weſens macht? Wahrlich, der Verſtand der ganzen Welt würde mich nicht in Verſuchung führen, wenn er nur in einem ſo häßlichen Thiere zu finden wäre. Kann man ſo ſchlecht gebaut ſeyn?“

Aeſop hörte geduldig dieſe beleidigenden Bemerkungen an, indem er ſeinen Vetter mit dem kälteſten Blute von der Welt betrachtete.

„Kannſt du nicht ſprechen?“ fragte ihn Narziß; „man behauptet doch, daß du viel Verſtand habeſt. Warum betrachteſt du mich denn ſo aufmerkſam?“

Aeſop. „Ich bewundere die Annehmlichkeiten deines Geſichts und deiner Geſtalt, und denke eben, wie ſehr es zu bedauern, daß ein ſo anmuthiges Aeußere nicht hält, was es verſpricht, denn man hat mir geſagt, daß du große Fehler habeſt und in deinem Alter noch nicht einmal leſen und ſchreiben könnteſt.“

Narziß. „Was iſt daran gelegen? Ein ſchöner Knabe, wie ich, iſt immer gewiß, zu gefallen, und wenn ich ſpazieren gehe, ſo machen mir die Leute immer Komplimente über meine Figur, und erkundigen ſich nicht nach dem, was ich weiß. Was aber dich betrifft, den ſie ohne Scheu nicht anſehen können, ſo thuſt du freilich ſehr wohl daran, einige Artigkeiten zu lernen, ohne die du nicht zu ertragen wäreſt.“

Aeſop. „Die Leute, mit denen du ſprichſt, nehmen es nicht ſo genau mit dir, weil ſie dich nicht kennen, und begnügen ſich, dich nur im Vorübergehen zu betrachten, wie ſie es etwa bei einem hübſchen Gemälde zu machen pflegen. Aber dein Vater und deine Mutter, die dich zärtlicher lieben, als alle andere Menſchen, ſind nicht ſo leicht zu befriedigen und wünſchten mit Recht, dich vernünftiger und unterrichteter zu ſehen. Man hat mir im vorigen Jahre einen Pfauen geſchenkt; dieß iſt ein Vogel vom herrlichſten Gefieder. Anfänglich machte es mir großes Vergnügen, ihn zu bewundern und ſeinen, von den ſchönſten Farben glänzenden Schwanz in der Sonne entfalten zu ſehen. Der Sohn unſers Gärtners hatte eine Elſter; du haſt deren vermuthlich ſchon mehrere geſehen.“

Narziß. „Ja; es ſind große Vögel von weißer und ſchwarzer Farbe, die, wenn ſie gehen, nicht einen Fuß vor den andern ſetzen, ſondern hüpfen und nichts weniger als ſchön ſind.“

Aeſop. „Das iſt wahr: aber dagegen ſind ſie ſehr gelehrig und lernen ſehr deutlich ſprechen. Die Elſter des kleinen Gärtners, welche allerlei ſprechen und das Geſchrei der Hunde und Katzen nachahmen konnte, ſchien mir ſo unterhaltend, daß ich ſie gegen meinen Pfauen eintauſchte, welcher nichts wußte — als ſchön zu ſeyn.“

Narziß. „Willſt du dadurch einen Vergleich zwiſchen mir und dir anſtellen, häßlicher Wurm? Wahrlich deine Verwegenheit wäre groß. Ich bin ſchöner, als der Pfau, und du biſt häßlicher, als die Elſter.“

Aeſop. „Aeſop, deſſen Namen man mir gegeben, war nicht weniger verunſtaltet, als ich; dieß hat ihn aber nicht gehindert, ein berühmter Mann zu werden.“

Narziß. „Wer war denn dieſer Aeſop?“

Aeſop. „Ein armer Sklave aus Phrygien, der bei ſeiner Mißgeſtalt noch das Unglück hatte, zu ſtottern (ſtammeln). Man erzählt in ſeiner Geſchichte, daß, nachdem er zwei Reiſenden liebreich beigeſtanden, Gott ihm zur Belohnung den Gebrauch des Wortes (d. h. die Gabe, geläufiger zu ſprechen) wieder gegeben. Er bediente ſich derſelben, ſeine Einſicht und die Feinheit ſeines Geiſtes zu erkennen zu geben. Er lehrte den Menſchen die Weisheit durch ſinnreiche Fabeln, von denen ich dir eine Sammlung zeigen kann, die dich auf das Angenehmſte unterhalten würde, wenn du leſen könnteſt.“ (Schluß folgt.)

Das Geſicht.

Lied 7.

Das Licht zeigt mir des Himmels Pracht.
Wär' Alles um mich finſt're Nacht,
Nicht Mond und Sterne könnt' ich ſehn,
Und ſicher nicht auf Erden gehn.

O, armer Menſch, ach, armes Kind,
Wenn du nicht ſieheſt und biſt blind!
Du ſchaueſt nicht die Blumenflur,
Und nicht das Schöne der Natur.

Den Morgenhimmel ſiehſt du nicht,
Nicht deiner Freunde Angeſicht!
Als ob die Welt ein Grab nur wär',
So dunkel iſt es um dich her.

Ich ſeh' nach dem entfernten Ziel;
Ich ſeh' der Farben ſchönes Spiel.
Die Zahl der Thiere groß und klein
Zeigt mir des Lichtes heller Schein.

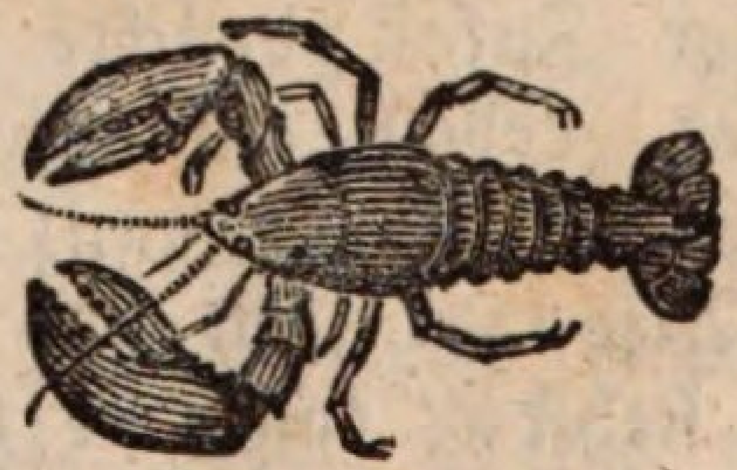
Und wenn, was mich ſo glücklich macht,
Der guten Eltern Miene lacht;
Und wenn ich's ſeh', ſie ſind beglückt,
Wie wird mein ganzes Herz entzückt!

Gott gab mir Augen, gab das Licht,
Sonſt ſäh' ich Erd' und Himmel nicht.
O, laß, ſo lang' ich noch kann ſehn,
Mich nur auf deinen Wegen gehn!

Die beiden Krebſe.

Fabel 39.

Hüte dich, Fehler an andern zu tadeln, die du ſelbſt an dir haſt.



Gehe doch mehr vorwärts und nicht immer rückwärts, rief ein älterer Krebs einem jüngeren zu. Sehr gerne, erwiderte dieſer, wenn ich ſehe, daß du es zuerſt thuſt.

Der kleine Aeſop.

(Schluß.)

Narziß. „Ich mag mir die Mühe nicht geben, leſen zu lernen, es iſt zu langweilig.“

Aeſop. „Die Unwiſſenheit iſt doch eine ſchimpfliche Sache, ſchimpflicher gewiß, als buklig zu ſeyn, weil man ſich ſelbſt nicht ſo verunſtaltet hat, die Belehrung aber von unſerm Willen abhängt.“

Narziß. „Ich wette deſſenungeachtet, daß du deinen Verſtand gerne gegen meine Geſtalt austauſchen möchteſt.“

Aeſop. „Von meinem Verſtande kann keine Rede ſeyn; abrr das, was ich durch meinen Fleiß erlernt habe, werde ich nicht ſo unklug ſeyn, gegen etwas ſo Vergängliches zu vertauſchen. Die Schönheit, auf die du ſtolz biſt, iſt in meinen Augen keineswegs der größte Vorzug; man kann ſie ſehr leicht verlieren, und man hat mir Beiſpiele genug erzählt von Kindern, die durch die Blattern gräßlich entſtellt worden.“

Narziß. „Dieß habe ich nicht zu befürchten, denn ſie wurden mir eingeimpft.“

Aeſop. „Gut; aber ich habe auch Soldaten geſehen, die im Kriege ſehr entſtellt worden ſind. Kann dir ein ähnliches Unglück nicht ebenfalls begegnen?“

Narziß. „Es geſchieht bloß aus Neid, daß du mir ſo traurige Dinge verkündigſt.“

Aeſop. „Ich beneide dich keineswegs um deine Schönheit. Meine Aeltern haben mich gelehrt, daß dieſes Gefühl (des Neids) ungerecht und erniedrigend iſt. Du biſt eben ſo wenig Urſache daran, daß du ſchön biſt, als die Schuld an mir liegt, daß ich verunſtaltet bin, und weit entfernt, deswegen gegen dich den mindeſten Haß zu hegen, möchte ich dich bloß aneifern, zu jenem Geſchenke der Natur noch etwas Schätzbareres zu fügen.“

Der Ernſt und Verſtand des kleinen Aeſop's machten nach und nach auf den Charakter Narciß's den Eindruck, den man ſich davon verſprochen hatte. Narziß fühlte ſich allmählig zu ſeinem Vetter hingezogen, hörte ihm mit eben ſo viel Vergnügen als Vertrauen zu, und bekam endlich in ſeiner Geſellſchaft Geſchmack an dem Lernen, das er zuvor gehaßt hatte. Der Erfolg bewies, von welchem Nutzen ihm dieſe glückliche Aenderung war. In ſeinem fünfzehnten Jahre machte er einen ſo fürchterlichen Fall, daß er ſich die Lenden zerbrach und ein Auge verlor. Dieſer Zufall drückte ihn ſo ſchrecklich, als der Tod, da er für ſein übriges Leben einäugig und hinkend wurde. Sein Kummer ſtieg auf's Höchſte; er war ganz untröſtlich, ſeine Schönheit verloren zu haben. Da eilte Aeſop zu ihm und brachte ihm Troſt und neuen Muth.

„Du ſiehſt,“ ſagte er zu ihm, „wie ſehr ich Recht hatte, zu behaupten, daß die Schönheit ein vergänglicher Vorzug ſey. Was würde jetzt aus dir werden, wenn du, in deinem Alter noch nicht leſen und ſchreiben könnteſt? Benütze das Unglück, das dir begegnet, um dich noch ernſtlicher deinen Pflichten zu widmen; wache über deinen Geiſt, über deinen Charakter. Die Achtung, die du dir dadurch erwerben wirſt,

iſt über jeden Zufall erhaben und es hängt nur von dir ab, ſie dir fortwährend zu erhalten und ſelbſt noch ſtets zu vermehren.“

Narziß erkannte die Wahrheit dieſer Vorſtellung und pflichtete ihr bei. Die Fähigkeiten, die er vom Himmel erhalten, waren zwar nicht mit denen ſeines Vetters Aeſop zu vergleichen; aber ſeine Geduld und ſein Muth erſetzten das Fehlende, und ſeine Aeltern, die Anfangs über dieſen Zufall in die größte Beſtürzung geriethen, mußten ſich, als ſie ſahen, welchen Vortheil er aus ſeinem Unglück zog, am Ende ſelbſt Glück zu demſelben wünſchen. Schönheit und Güte ſind zwar nicht unvereinbarlich, und es iſt etwas ſehr wünſchenswerthes, Beide in ſeinen Kindern vereinigt zu ſehen; wo ſie aber getrennt erſcheinen, wird die Letztere immer den Vorzug erhalten.

Kindliche Liebe.

Erzählung 29.

Eine Wittwe in Japan, Mutter von drei Söhnen, lebte in großer Dürftigkeit. Die Handarbeit ihrer Kinder reichte nicht hin zur Erhaltung der Familie. Gerade in dieſer Noth wurde eine Verordnung der Obrigkeit bekannt, welche jedem, der den Gerichten einen Dieb überlieferte, eine große Belohnung verſprach. Die Söhne der armen Wittwe kamen überein, daß zur Erhaltung ihrer Mutter Einer von ihnen ſich als Miſſethäter aufopfern ſollte. Die beiden übrigen wollten ihn alsdann angeben. Die Brüder looſeten. Den Jüngſten traf das harte Schickſal und ſeine Brüder führten ihn zum Richter. Der Angeklagte geſtand ſogleich ſeine Verbrechen und wurde in ein Gefängniß geworfen. Die Ankläger erhielten die Geldſumme, welche die Obrigkeit verſprochen hatte. Aber kaum hatten ſie ihre Abſicht erreicht, da erwachte in ihnen die Stimme des Mitleids, und durch Bitten und Beſtechung verſchafften ſie ſich die Erlaubniß, ihren Bruder zu beſuchen. Als ſie im Kerker waren, ließen ſie ihren Empfindungen und ihren Thränen freien Lauf. Der Kerkermeiſter belauſchte ſie, und hörte mit Verwunderung dieſes laute Jammern und Klagen. Als die beiden Brüder den Kerker verließen, ſchlich er ihnen in ihre Wohnung nach. Wie hoch ſtieg ſein Erſtaunen, als er ſah, wie die unglückliche Mutter, welche mit Schrecken die Erzählung ihrer Söhne vernahm, das Geld von ſich warf. Lieber will ich den Hungertod leiden, rief ſie, als durch das unſchuldige Blut meines Sohnes mein Leben erhalten.

Tief gerührt von dieſem Vorfalle, eilte der Kerkermeiſter zu dem Richter, und erzählte ihm Alles, was er geſehen hatte. Der Richter, der von Bewunderung und Mitleid durchdrungen war, ließ den Gefangenen vor ſich bringen, und verhörte ihn noch einmal. Der Jüngling blieb ſtandhaft bei ſeiner erſten Ausſage, daß er ein Dieb ſey. Der Richter überzeugte ihn, daß er das ganze Geheimniß kannte. Die beiden ältern Brüder mußten erſcheinen und die ganze Sache wurde in's Licht geſetzt. Der Richter meldete die edle That dem Kaiſer. Dieſer gab dem jüngſten Bruder ein Jahrgeld von 1500 Thalern, und ſetzte jedem der beiden andern 500 Thaler auf ihre Lebenszeit aus.

Der Hund als Dieb.

Erzählung 30.

In England giebt es böſe Menſchen, welche die Kunſt zu ſtehlen, ſo weit treiben, daß ſie ſogar Hunde dazu abrichten. Einſt erhielt ein Kaufmann einen ſolchen Hund, ohne von deſſen Geſchicklichkeit Etwas zu ahnen. Als der Hund eine Zeit lang in dem Hauſe ſeines neuen Herrn geweſen war und ſich an ihn gewöhnt hatte, kam er eines Tages eilfertig in die Schreibſtube gelaufen, wo der Kaufmann ſaß und legte ihm die Vorderbeine auf den Schooß. Der Kaufmann bemerkte, daß er ein Pack in der Schnauze hielt, nahm es ihm ab, und fand, daß es eine Rolle Geld war.

Er konnte nicht begreifen, wie der Hund dazu gekommen ſey; indeß behielt er die Rolle, ſchrieb den Tag darauf, an welchem der Hund ſie gebracht hatte, und legte ſie bei Seite. In der Folge machte es der Hund noch verſchiedene Male ſo, und ſein Herr hob das Geld mit eben der Vorſicht auf. Endlich fiel dieſem ein, der Hund müſſe das Geld bei einem ſeiner Freunde ſtehlen, der ebenfalls ein Kaufmann war, und den er öfters beſuchte, wobei er den Hund gewöhnlich mitnahm. Ehe er aber wieder zu ſeinem Freunde gehen und ihm ſeinen Argwohn mittheilen konnte, kam dieſer ſelbſt zu ihm und erzählte, er würde ſeit einiger Zeit oft beſtohlen, und er wüßte nicht, wie es zuginge, da ſein Geldkaſten unbeſchädigt bliebe und auſſer ihm Niemand in das Zimmer käme. Der einzige, den er im Verdacht haben könnte, wäre der Hund, der dann und wann in ſeinem Hauſe ſich aufhielte; aber es ſchien ihm unglaublich, daß ein Hund Geld wegnehmen ſollte. —

„Nun nun!“ ſagte der Andere, „man kann nicht wiſſen! Mancher Hund iſt ſehr geſchickt. — Geben ſie doch einmal genauer Acht, wenn mein Hund wieder bei Ihnen iſt!“ — Weiter ſagte er zu ſeinem Freunde jetzt Nichts.

Der Hund fand ſich bald wieder bei dem anderen Kaufmanne ein, wartete vor der Thüre der Schreibſtube, bis dieſe aufgieng und legte ſich dann, wie er immer zu thun pflegte, unter den Ofen. Der Kaufmann öffnete bald nachher ſeinen Geldkaſten, nahm einige Rollen Geld heraus und legte ſie auf einen Tiſch; dann ſetzte er ſich wieder an ſeinen Schreibtiſch und arbeitete, doch ſo, daß er in einem vor ihm hangenden Spiegel genau bemerkte, was der Hund vornahm.

Dieſer lag noch eine Weile ruhig unter dem Ofen; dann aber ſchlich er ſich ganz leiſe nach dem Tiſch hin, nahm eine Rolle weg und legte ſich ſtill wieder an ſeinen vorigen Platz.

Der Kaufmann ſtellte ſich, als hätte er Nichts bemerkt; er packte die übrigen Rollen wieder in die Kiſte und verſchloß ſie. Nicht lange nachher kam der Hund unter dem Ofen hervor, gieng an die Stubenthür und gab durch Kratzen zu verſtehen, daß er hinauswolle. So wie nun die Thüre aufgemacht war, lief er nach Hauſe und brachte die Rolle ſeinem Herrn.

Als die beiden Freunde nun wieder mit einander ſprachen, bekam der Beſtohlene natürlich ſein Geld zurück.

Das Gehör.

Lied 8.

Ich kann den Schall
Der Nachtigall,
Und weiſe, gute Lehren
Mit meinen Ohren hören.

Wenn's lieblich klingt,
Wenn's tönt und ſingt,
Kann ich den Ton erkennen
Und weiß ihn zu benennen.

Das Wort macht klug,
Schützt vor Betrug,
Lehrt mich die Wahrheit lieben,
Wie ich muß Gutes üben.

Wenn's tobt und kracht,
Wenn's weint und lacht,
Da hör' ich's nah und ferne,
Mit Schmerz oft, oft auch gerne.

Es fühlt mein Herz
Des Armen Schmerz;
Was ſeine Lippen klagen,
Das hört mein Ohr ihn ſagen.

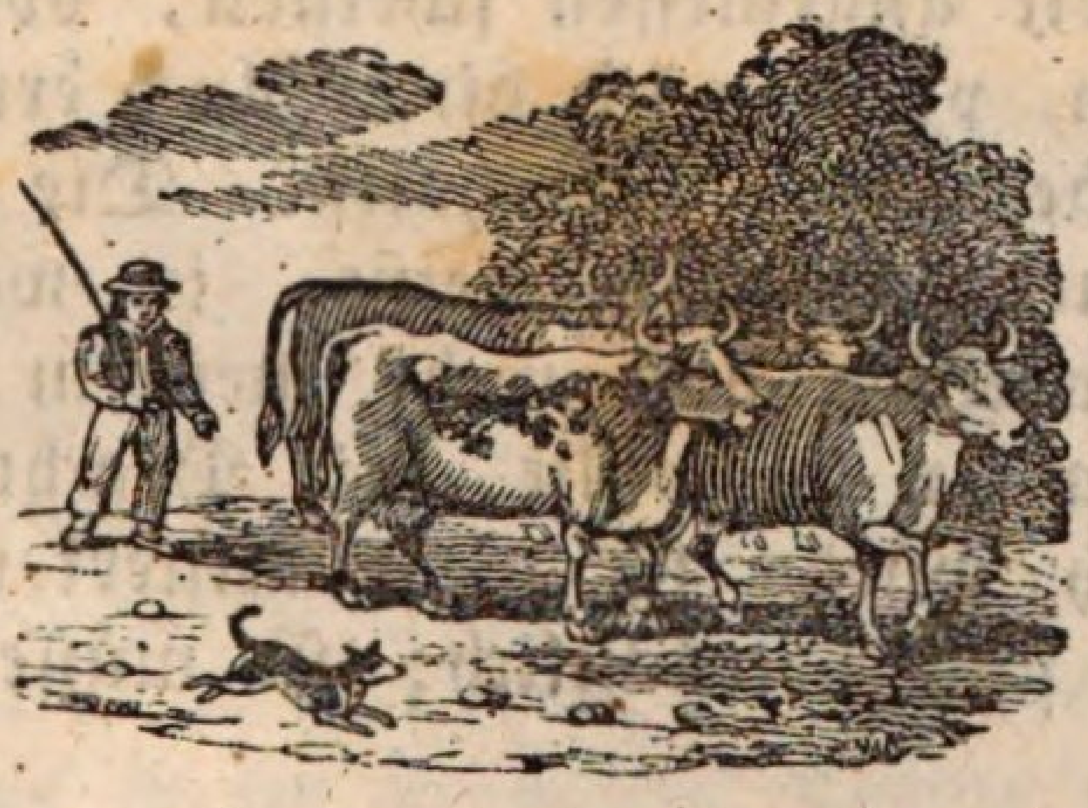
Und lacht die Luſt
Aus einer Bruſt:
So kann mein Ohr es hören.
Ich will die Freude mehren.

Gott Preis und Ehr'!
Er gab's Gehör.
Sein Wort und fromme Lehren
Will ich gehorſam ehren.

Der Eſel, der Rabe und der Hirt.

Fabel 40.

Nichts ſchmerzt beim Schaden mehr, als der Spott; beſonders von ſolchen, von denen man es nicht erwartet hätte.



Ein Eſel weidete auf einer Wieſe. Ein Rabe, der ihn erblickte, flog auf ihn zu und hackte, weil er eine wundgeriebene Stelle fand, mit

ſeinem Schnabel in das rohe Fleiſch. Der arme Eſel, den dieß natürlich ſchmerzte, gab ſich alle mögliche Mühe, den ungezogenen Gaſt los zu werden, allein vergebens. Nicht weit weg weidete ein Hirt ſeine Ochſen. Es hätte dieſem ein Paar Schritte und einen Schlag gekoſtet, ſo wäre der Rabe entflohen; doch des Eſels Sprünge und Gebärden dünkten ihm ſo närriſch, daß er mit lautem Lachen dieſen Auftritt anſah.

O! rief der Eſel endlich, jetzt fühle ich doppelt mein Leiden, da derjenige mich noch auslacht, der mir billig beiſtehen ſollte.

Ein Augenblick des Reichthums und ein Augenblick der Armuth.

Erzählung 31.

„Alphons, ſprach eines Tages Herr Eſtival, indem er in das Zimmer ſeines fünfzehnjährigen Sohnes trat, ich werde eine große Reiſe unternehmen, die mich vielleicht ein ganzes Jahr von dir trennt, mein Freund. Ich habe zweihundert Meilen von hier einen Prozeß, deſſen Wichtigkeit meine Gegenwart erfordert. Ich könnte dich während meiner Abweſenheit einem meiner Verwandten vertrauen, oder dir einen Hofmeiſter geben; aber nein; ich will dich dir ſelbſt überlaſſen. Ich hege das größte Zutrauen zu deinem Charakter; denn ich denke, er wird ſich nach dem Rathe, den ich dir unaufhörlich ertheilt, gebildet haben. Erinnere dich ſeiner, um nichts deiner Unwürdiges zu thun. Lege dir alle Nothwendigkeiten zu; beluſtige dich, aber auf eine vernünftige Weiſe, und nie müſſe dein Vergnügen die Freude Anderer ſtören, die das Glück weniger günſtig behandelt, als dich. Schone deine Untergebenen, unterſtütze die Armen, ſey gerecht und großmüthig. Ich habe reichlich für dein Auskommen geſorgt; du findeſt in meiner Schatulle fünfzehntauſend Franken in Gold. Ferner erhebſt du die Einkünfte aller meiner Güter, die in dieſer Provinz liegen. Ich habe meinem Geſchäftsträger, der, wie du weißt, in der nächſten Stadt wohnt, meine Befehle hierüber ertheilt. Dieſe Einkünfte ſind anſehnlich. Du kannſt in den Gütern, zu deren augenblicklichem Eigenthümer ich dich gleichfalls mache, alle Verſchönerungen, alle Veränderungen, die dir angemeſſen ſcheinen, vornehmen; die Vollmacht aber, ſie zu verkaufen, verſage ich dir. Auch erwarte ich, daß du alle meine Pächter und Bedienten beibehältſt. Die Zahl dieſer Letztern, erlaube ich dir zu vermehren. Du weißt, in welcher Zurückgezogenheit ich bisher gelebt; ich nöthige dich nicht meinem Beiſpiele zu folgen; bilde ein Haus; lebe, wenn du willſt, mit Pracht und Glanz, mache aber keine Schulden, ich würde ſie nicht annerkennen. Die Einkünfte, die ich dir hinterlaſſe, ſind beträchtlich; ſie müſſen dir genügen.“

Wie lieblich tönten dieſe Worte in Alphons Ohr! er ſollte frei ſeyn, er, der bis jetzt ſeinem Vater zu Gefallen, unter ſo hartem Zwange

gelebt! Er ſollte bedeutende Summen erhalten, über welche er ein ganzes Jahr hindurch nach freier Willkühr ſchalten könnte! Ach! der arme Thor ahnete nicht, daß dieſe Abweſenheit ſeines Vaters nur eine Liſt ſey, um ſeinen Charakter zu prüfen, welchem Herr von Eſtival Urſache zu haben glaubte, nicht ganz trauen zu dürfen. Uebrigens waren alle Maßregeln getroffen, daß dieſe Probe Alphons nicht ſchädlich werden konnte; er war von gewandten und thätigen Beobachtern umgeben; und wenn er auch wirklich böſe Anlagen beſaß, war ihm hinreichende Gelegenheit gegeben, ſie zu offenbaren, um ſich die kleine Belehrung zuzuziehen, durch welche man ihn zu beſſern hoffte.

Der Abſchied war zärtlich; Alphons liebte ſeinen Vater, und es war ja überdieß das erſte Mal, daß er ſich auf länger, als zwei bis drei Stunden von ihm getrennt ſah. Er warf ſich von neuem in ſeine Arme und weinte aufrichtige Thränen; aber des andern Tages . . . . . . ach! des andern Tages überlegte und bereitete er Thorheiten!

Der Anblick des in der Schatulle befindlichen Geldes gab ihm die Idee dazu. Dachte man daran, wenigſtens einen Theil davon den Armen des Dorfes zu ſenden? Nein; man wollte ja Wagen, Pferde, Kleider kaufen, um in der Stadt zu glänzen, die man zum gewöhnlichen Aufenthalte erkohr. Mit den baaren fünfzehntauſend Franken wurde es Alphons leicht, alle ſeine kleinen Launen zu befriedigen; zudem hatte man geheimen Befehl, ihnen nachzugeben. Aber in dieſem Augenblicke, wo ein Exzeß ſo natürlich war, zeigte ſich der Charakter des Sohnes des Herrn von Eſtival ſo, wie er befürchtete, ihn zu finden; hart und verſchloſſen, und den liebreichen Geſinnungen fremd, die, von dem Einen auf den Andern übertragen, das dauerndſte und ſüßeſte Band des geſelligen Lebens ſind. In allen ſeinen Anordnungen ſah Alphons nur ſich; Niemand hatte etwas dabei zu verdienen. Der Preis jeder Sache wurde zum Voraus mit ſo großer Genauigkeit berechnet, daß kein Mittel anwendbar blieb, bei ihrem Ankauf etwas zu gewinnen. Wenn auch nach altem Herkommen der Hausverwalter bei einem Kaufe ſo und ſo viel zu ſeinem Nutzen hätte erhalten ſollen, entriß man es ihm durch eine beſondere Uebereinkunft mit dem Kaufmanne, und der junge Herr von Eſtival wandte dieſe Summe zu einem andern Kaufe an. „Solche Vortheile ſind Mißbräuche, ſprach er. Was kümmert es mich, ob dieſer Mann beim Antritte ſeines Amtes darauf gezählt; die Hauptſache iſt, mir Alles verſchaffen zu können, was mir Vergnügen macht.“

Eben ſo gefühllos bezeigte er ſich gegen ſeine geringeren Bedienten, wie groß auch ihre Mühe war; er gab keine Trinkgelder. Ohne Mitleid ſah Alphons ſie in Schweiß gebadet, die Aufträge, mit welchen er einen nach dem Andern überhäufte, vollziehen: „Sie ſind dafür bezahlt, ſprach er; mir zu dienen, iſt alſo ihre Pflicht.“ Sein Vater hatte ihm geſagt: ſey gerecht. Und Alphons glaubte wirklich gerecht zu ſeyn, indem er ſo ſprach und handelte, da er von Jedem nur das verlangte, was er im ſtrengſten Sinne das Recht hatte von ihm zu fordern. Er fühlte nicht, daß dieſe ſtrenge Gerechtigkeit, die Gerechtigkeit der Welt und nicht jene des Allmächtigen iſt, und daß die Menſchen ſie mit Recht

verabſcheuen, und ſie Unempfindlichkeit der Seele und Undankbarkeit des Herzens nennen.

Man ſieht hieraus, daß der Grund von Alphons Charakter Selbſtſucht war. Durch die Gelegenheit ſich zu entwickeln, machte dieſes Laſter (denn daß Selbſtſucht ein Laſter iſt, und zwar das verabſcheuungswürdigſte von allen, kann man nicht läugnen!) ſchnelle Fortſchritte in ihm, und bemächtigte ſich bald ſeines ganzen Weſens. In kurzer Zeit kannte Alphons nichts mehr, als ſein werthes Ich. Verlangte in gewiſſen Fällen ein Diener eine kleine Belohnung, und das geſchah zuweilen mit Vorſatz, da man ſah, daß Alphons deren nie aus freien Stücken ertheilte, wie eifrig man auch bemüht war, ihn in jedem Punkte zufrieden zu ſtellen: „Ihr habt nichts zu fordern, antwortete Alphons, habt Ihr nicht Euern Lohn empfangen?“ Machten ſeine Pächter ihm Vorſtellungen über das ſchlechte Jahr und baten um Verminderung ihres Pachtzinſes, ſo wurden ſie mit einer Art von Wuth zurückgeſtoßen. Eben ſo wenig gelang es ihnen, Aufſchub zu erhalten. „Von allem dem gehe ich nichts ein, erwiderte Alphons, ich brauche mein Geld; Jeder hat ſeine Bedürfniſſe.“ Der Anblick des Dürftigen erregte kein Gefühl der Freigebigkeit in ihm. Ohne Mitleid hörte er ihn klagen, ſeit vielen Stunden nichts genoſſen zu haben. Trillerte er gerade eine neue Arie, ſo fuhr er gleichgültig fort; ſaß er bei Tiſche, ſo befahl er, den Armen fortzujagen, den er einen Ueberläſtigen und Faulenzer ſchalt, ohne zu überlegen, ob die Jahreszeit ihm die Arbeit nicht unmöglich mache und ob der Unglückliche, den er demüthigte, nicht gebrechlich ſey. Was ſage ich? Die Menge derjenigen, die ſich mit lauten Klagen über ihre Noth um ihn verſammelten, erhöhte bald den Genuß ſeines Ueberfluſſes; denn die größte Wonne der Selbſtſucht iſt die ausſchließliche Freude, und der Menſch, den dieſes Laſter in einem gewiſſen Grade umſtrickt hält, fühlt ſich nie glücklicher, als wenn er allein iſt; es ſcheint, daß er dann zugleich genießt, was er beſitzt und was Andere entbehren. Als Herr von Eſtival, um ſeinen Sohn zu retten, die Zeit ſeiner Prüfung abzukürzen beſchloß, hatte dieſer es bereits ſo weit gebracht, daß er nicht duldete, daß Jemand, auf welche Weiſe es auch ſey, Theil an dem nehme, was er beſaß. Gern würde er demjenigen, der an ſeiner Küche vorüberging, den Dampf und Geruch der Speiſen, die man darin bereitete, ſtreitig gemacht haben. An der äußern Seite einer Hecke, welche eines ſeiner Grundſtücke umſchloß, hatte Herr von Eſtival eine doppelte Reihe Obſtbäume pflanzen laſſen, damit der Wanderer unter ihrem Schatten Schutz vor der Sonne finde und ihre Früchte ſeinen Durſt oder Hunger ſtillen möchten, wenn er von einem dieſer Bedürfniſſe ſich gequält fühlte. Alphons ließ dieſe Bäume mit einer hohen dicken Mauer umgeben, die ſie in das Grundſtück ſelbſt ſchloß. Das Hintertheil ſeiner Wagen war mit Stacheln beſchlagen, die jeden verhinderten ſich darauf zu ſetzen, und der Kutſcher hatte bei Strafe einer ſchimpflichen Entlaſſung, den beſtimmten Befehl, denjenigen, der es wagen würde hinaufzuſteigen, durch Peitſchenhiebe zu entfernen.

Herr von Eſtival hielt es für die höchſte Zeit, die Prüfung zu beendigen, und ſie zu einer nützlichen Belehrung für ſeinen Sohn zu machen, der ſie ſo ſchlecht beſtanden.

(Schluß folgt.)

Der Eber und der Wolf.

Fabel 41.

In den Tagen der Ruhe und des Glückes bereitet ſich der Kluge ſtets auf die Tage der Widerwärtigkeiten und des Unglückes vor.

Ein rüſtiger Eber wetzte einſt ſeine Hauer. Was machſt du da? — fragte ihn ein vorübergehender Wolf. Ich ſetze mich in Vertheidigungsſtand — antwortete der Eber — im Falle irgend ein Feind mich anfallen ſollte. Aber das haſt du ja gar nicht nöthig, denn ich ſehe ja nirgends Etwas, das dich zur Beſorgniß veranlaſſen könnte. Eben deßwegen, — grunzte der Eber, — thue ich es jetzt; denn wenn der Feind ſchon da iſt, dann iſt es nicht mehr Zeit zum Wetzen, ſondern zum Kämpfen.

Ein Augenblick des Reichthums und ein Augenblick der Armuth.

(Schluß)

Ein Unbekannter erſcheint auf einem Landgute, wo Alphons ſich gerade befand; er hat Herrn von Eſtival geſehen und bringt Nachricht von demſelben; ſeine erſten Worte betreffen die Geſundheit von Alphons Vater; aber kaum vermag er ſich Gehör zu verſchaffen: jeden Augenblick wird er von eintretenden Bedienten unterbrochen, die die Befehle ihres Gebieters über tauſend verſchiedene Gegenſtände holen, oder ſeine ſtrengſten Verweiſe über das geringſte Dienſtvergehen empfangen. „Es ſcheint, mein Herr, ſprach der Fremde zu Alphons, daß Sie Ihre Leute in Thätigkeit zu erhalten wiſſen, und gern pünktlich von ihnen bedient ſind.“ — O, ich weiß des Reichthums zu genießen! ich verſage mir nichts, was ich mir verſchaffen kann, und erwarte, daß meine Diener mir auf den leiſeſten Wink zu Befehle ſtehen. — Sie dulden alſo nicht mit Nachſicht, wenn Sie auf ſie warten müſſen oder mit Ungeſchicklichkeit von ihnen bedient werden? — Dann verfahre ich ohne Mitleid, wie Sie ſo eben geſehen haben. — Ich habe in der That bemerkt, daß Sie die Sache in dieſer Hinſicht bis aufs Aeußerſte treiben. — Dieß iſt das einzige Mittel pünktlichen Gehorſam zu erhalten. — Glauben Sie, daß man weniger von der Anhänglichkeit erwarten dürfe, die man ihnen durch größere Schonung einflößen würde? — Davon bin ich überzeugt. —

In Ihrem Alter hat man in dieſen Dingen noch wenig Erfahrung. — Bah! bah! was nützt bei ſolchen Gelegenheiten die Erfahrung? Man muß von dem erſten Augenblicke an, ſich eine eigene Handlungsweiſe bilden. Wenn man Niemand bedarf, viele aber unſerer bedürfen, muß man den Ton angeben und nicht von dem Gebrauche annehmen, der oft der Verbeſſerung bedarf. — Der Gedanke iſt dreiſt, aber ſoll man ihn auch gerecht finden? In Ihrem Alter, mein Herr, iſt man zu viel auf die Gegenwart bedacht, zu wenig auf die Zukunft. Wer wir auch ſeyen, können wir uns für ſicher halten, morgen nicht desjenigen zu bedürfen, der heute ſelbſt unſerer bedarf? — Der Reichthum . . . . . Man kann ihn verlieren, wie feſt gegründet er auch ſcheine, er war zu jeder Zeit tauſend Unfällen unterworfen . . . . . Nur ſechs Monate erſt ſtehen ſie den Gütern Ihres Herrn Vaters vor, und ich wette, daß ihnen ſchon mehrmals fällige Zinſen ausgeblieben ſind. — Noch nie, mein Herr; es gab Schwierigkeiten; aber ich wußte ſie durch meine Standhaftigkeit zu heben. Zwei Pächter bezeigten ſich ſehr widerſetzlich; meine Gerichtsdiener verfolgten ſie mit Eifer, und brachten mir bald ihren Pachtzins. — Es koſtete ihnen vielleicht große Mühe, ſich dieſes Geld zu verſchaffen. — Ich glaube, man mußte ihre Hausgeräthe verkaufen. — Welche Härte! — Es war ihre Suldigkeit. — Hätten ſie ihnen nicht eine kleine Friſt vergönnen können? — Das würde mich genirt haben. — In Ihrem Ueberfluſſe, nicht in Ihren Bedürfniſſen. — Ich ſehe nicht ein, warum ich mich deſſen berauben ſoll, was Sie meinen Ueberfluß nennen. — Aus Menſchlichkeit gegen dieſe Unglücklichen! — Schöne Worte! — Wäre es Ihnen recht, wenn man Sie auf dieſelbe Art behandeln würde, wie ich ſehe, daß ſie diejenigen behandeln, die Ihrer Willkühr überlaſſen ſind? — Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, würde ich mich nicht darüber beklagen; es iſt ihre Beſtimmung. — So leſen Sie denn dieſes Schreiben . . . . — Wie! Mein Herr! Dieſer Akt kömmt von Ihrem Herrn Vater. Er meldet Ihnen, daß der Verluſt des Prozeſſes, den er zweihundert Meilen von hier betrieb, und die Koſten, die er ihm verurſacht, ihn gezwungen haben, Alles zu verkaufen, was er beſaß, und daß dieſes Gut, und Alles, was es enthält, Möbeln, Gold, Kleinodien, Kleider mir angehören. — Großer Gott! . . . . . . — Es iſt nur zu wahr . . . . . — Wohlan! man trete herein und nehme von Allem Beſitz in meinem Namen. — Sie werden wenigſtens erlauben, daß ich den Geſchäftsträger meines Vaters nebſt ſeinen Gerichtsboten kommen laſſe. Ein ſo unumſchränkter Verkaufsakt, kommt mir ſo ſonderbar vor. — In Ihrem Alter, mein Herr, beſitzen wir nur, was die Urheber unſers Lebens uns laſſen wollen. Der Ihrige hat Sie, mir zu Gunſten, von Allem entblößt; Sie haben nichts einzuwenden. Leſen Sie übrigens bis zu Ende; die Beſcheinigung des Geſchäftsträgers Ihres Herrn Vaters iſt beigefügt. Was den Gerichtsboten betrifft, deſſen Herr von Eſtival und Sie ſich bisher bedient, ſo werden Sie ihn ſehen; denn ich habe ihn mit dem Gute übernommen, und er iſt es, der mir beim Antritt des Beſitzthums behülflich ſeyn ſoll. Sehen Sie, da iſt er . . . . Treten Sie näher, Herr von Bonemain, und verſichern ſie dieſen jungen Herrn, daß hier nichts Widerrechtliches vorgenommen wird. — Wie! Sie ſind es, Herr Bonnemain, der in einer ſo unglücklichen Sache gegen mich handelt! — Mein Geſchäft, Herr, iſt gegen alle Welt zu handeln. —

Nachdem Sie ſo viel Geld von mir eingenommen! — Mein Herr, verdiente ich es nicht? Wenn ich Ihnen Rechenſchaft von meinen Unternehmungen und der außerordentlichen Mühe ablegte, die es mich zuweilen gekoſtet, Ihre Ungeduld zu befriedigen, ſagten Sie mir dann nicht kalt: „Es iſt gut, Sie haben Ihre Pflicht erfüllt?“ Ich erfülle ſie auch jetzt; nur haben meine Bemühungen den Gegenſtand verändert . . . Wohlan, meine Herren, treten Sie herein; man bemächtige ſich von Allem. Das Kleid, welches der Herr trägt, iſt zu ſchön. Man iſt übereingekommen, ihm nur das Schlechteſte aus ſeiner Garderobe zu laſſen.“ Sogleich brachten mehrere Bedienten einen Jagdanzug, mit welchem ſie bereit waren ihn zu bekleiden. „Wie! . . . . . ihr ſeid es, Labriſſe, Lapierre, Joſeph und Anatole, die es übernehmt, mich ſo zu behandeln! Ihr, die Diener meines Vaters! Ihr, die noch vor wenigen Augenblicken auf meine geringſten Befehle herbeieiltet! Ich frage euch, wer hat euch bis jetzt euern Lohn ausgezahlt? — Derjenige, dem wir dienten, und wir gehorchen von nun an demjenigen, der uns in Zukunft unſern Lohn geben wird. Aber Sie, mein Herr, werden Sie zugeben, daß man mich beinahe von Allem entblößt? — Mein Herr, Alles, was Sie beſaßen, gehört mein, und aus Großmuth überlaſſe ich Ihnen dieſe leichte Kleidung. — Aber die Menſchlichkeit . . . . . Schöne Worte! ſo ſagten Sie eben. Wohlan, ergeben Sie ſich willig in Ihr Schickſal und erinnern Sie ſich an das, was ſie vor wenig Augenblicken über jene Menſchen äußerten, die das Geſchick ihrer Willkühr überließ. Sie ſtehen in der Meinigen; fügen Sie ſich ohne Klage darein; es iſt ihre Beſtimmung.

Im Nu wurde Alphons entkleidet, in einen ärmlichen Anzug gehüllt, und ohne einen Kreuzer Geld in der Taſche vor die Thüre gewieſen. Er bat, man möchte ihm doch wenigſtens ein Stückchen Brod geben. Der neue Gutsbeſitzer ſaß beim Frühſtücke, trillerte dazwiſchen eine Arie und gebot mit rauhem Tone dieſen Ueberläſtigen und Faulenzer fortzuſchaffen. In ſeiner erſten Bewegung eilte er zu einem Pachter ſeines Vaters, dem er, in der Hoffnung einige Unterſtützung von ihm zu erhalten, ſein Unglück erzählte. „Es iſt unmöglich, ſprach er zu dieſem Manne, daß mein Vater ſo durchaus zu Grunde gerichtet ſey, wie man ſagt; leihen Sie mir nur ſo viel Geld, um die nächſte Stadt zu erreichen, wohin er ſich zurückgezogen haben ſoll, und ich will es Ihnen ſpäter hundertfach erſetzen. — Das gehe ich nicht ein, erwiderte der Bauer, der ein gutes Gedächtniß hatte; ich brauche mein Geld; Jeder hat ſeine Bedürfniſſe.

Um ſeinen Weg abzukürzen und ſich, da er vor Schmerz und Hunger erſchöpft war, einige Erleichterung zu verſchaffen, wollte Alphons hinter einen ſeiner vormaligen Wagen ſteigen, in welchem ſo eben der neue Gebieter vorüberfuhr; das furchtbare Stachelbrett, das er ſelbſt da hatte anbringen laſſen, verhinderte ihn daran; und er bekam zwei Peitſchenhiebe, indem er verſuchte, ſich auf dem Fußtritte zu erhalten.

Durch eigene Erfahrung belehrt, bat Alphons nun im Herzen die Menſchlichkeit um Verzeihung des Frevels, den er zur Zeit des Wohlſtandes an ihr begangen, als er die Bäume erblickte, die er mit einer Mauer hatte umgeben laſſen, damit ſie dem Wanderer nicht mehr zur Labung dienen möchten. Wie würden ihre Früchte ihn in dieſem Augen-

blicke erquickt haben! Bei ihrem Anblick ſchrie er laut auf und vergoß einen Strom von Thränen. Er ſtampfte in ſeiner Wuth mit dem Fuße gegen die Mauer, als ob ſie von dieſen Stößen einſtürzen müßte. Ach! rief er dann, Gott ſtraft mich mit derſelben Qual, die ich über Andere gebracht! Wie viele Unglückliche haben vielleicht dieſe Mauer mit Thränen benetzt, indem ſie den Himmel um Rache gegen meine Grauſamkeit anriefen! Dieſer Fluch ruht jetzt auf mir. O mein Gott! wende ihn ab von meinem Haupte! Laß meine Reue dich erbarmen! Tief fühle ich die ganze Niedrigkeit und Feigheit meines Betragens, und flehe deine Verzeihung an! Sein Vater, der ihm von Ferne mit denjenigen gefolgt, die er beauftragt hatte, ihn an dieſem Tage zu bewachen, trat ihm nun entgegen. „Mein Vater! ſchrie Alphons; ach! mein Vater!

Mein Sohn, erwiderte Herr von Eſtival, im reuigen Geſtändniſſe deiner Schuld, haſt du den Himmel angerufen, und er ſendet mich zu deiner Rettung. Dein Auge ſucht an mir die Spur des Elendes; es ſieht ſie nicht; Alles, was du ſeit mehreren Stunden gelitten, iſt nur eine Belehrung, durch welche ich, um dich zu prüfen, dich ſelbſt das Haſſenswürdige deines Betragens während meiner Abreiſe wollte empfinden laſſen. Ich habe nichts von meinem Vermögen verloren. Aber hüte dich, ich werde es dir durch eine Enterbung ganz entziehen, wenn ich die mindeſte Neigung an dir wahrmehme, in den Fehler zurückzufallen, den du ſo eben Gott angerufen, dir zu verzeihen. Der Reiche ſoll ſich ſeines Reichthums mit Mäßigkeit bedienen; weit entfernt, ihn zur Qual derjenigen zu machen, die das Schickſal weniger als ihn begünſtigt, muß er, ſo oft es die Umſtände erfordern, ihnen mit thätiger Hülfe beizuſtehen ſich beeifern. Uebrigens können Unglücksfälle, wie diejenigen, deren Opfer du mich glaubteſt, wirklich eintreten; und darum ſollte der Glückliche ſich immer ſo betragen, als müßte auch er einſt aufhören es zu ſeyn.

Die kleinen Zwerge.

Erzählung 32.

In jenen alten Zeiten, vor mehreren Jahrhunderten, wo in Deutſchland die Ritter in feſten Burgen lebten und wie kleine Fürſten regierten, aber auch ſich einander oft bekriegten, da war auch ein Ritter Wilibald von Hohenhauſen, Herr einer Burg, von welcher er den Namen führte. Dieſer Ritter war ein guter und friedliebender Herr, der ſeine Gemahlin zärtlich liebte, und beide thaten vereint Alles, ihre Kinder Herrmann und Ida fromm und ſittſam zu erziehen.

So friedliebend aber auch der Ritter von Hohenhauſen war, ſo ward er doch von einem andern ſtets fehdeluſtigen ungerechten Ritter von Schreckenſtein bekriegt, der einmal ohne alle Urſache zu Feindſeligkeiten, unvermuthet die Burg Hohenhauſen überfiel, deren Vertheidiger bei dieſem plötzlichen Ueberfalle nur ſchwachen Widerſtand leiſteten, ſo daß die Schreckenſteiner die, obgleich ſehr feſte Burg Hohenhauſen, beim erſten Sturm erſtiegen. (Schluß folgt.)

Der Löwe und der Stier.

Fabel 41.

Meide jede Gefahr, und überſchätze nie deine Kräfte.

Der Stier begegnete einſt dem ſtolzen Löwen, der mit verächtlichem Blicke an ihm vorüberſchritt; der Stier, anſtatt ſich zu freuen, der Gefahr, von dem Löwen zerriſſen zu werden, entronnen zu ſeyn, griff im Vertrauen auf ſeine Stärke, den Löwen an, büßte aber bald ſeine Verwegenheit unter den Krallen des Löwen mit dem Tode.

Die kleinen Zwerge.

(Schluß.)

In der Beſtürzung rettete ſich der Ritter von Hohenhauſen mit ſeiner Gemahlin nebſt vielen ſeiner Leute durch einen verborgenen unterirdiſchen Gang. Unglücklicher Weiſe aber waren gerade die beiden Kinder Hermann und Ida, in einem andern Theile des Schloſſes; nun gaben zwar die Aeltern einem treuen Diener den Befehl, die Kinder durch den Gang zu führen; aber der Diener verfehlte in der Angſt den rechten Gang und brachte die Kinder in einen andern, der zwar auch tief ging, aber keinen Ausgang hatte, ſondern vermauert war.

Als der Diener ſeinen Irrthum erkannte, erſchrack er ſehr, und rief: „Wehe uns, dieß iſt die Wohnung der Zwerge.“ Er ließ die Kinder hier, bat ſie ruhig zu ſeyn, und ſagte zu ihnen, er wolle zurückkehren und unterſuchen, ob es noch möglich ſey, den rechten Gang zu gehen. Die Kinder waren ſehr ängſtlich und weinten; der Diener zauderte, und als er endlich ging, kam er nicht wieder zurück; denn er war von den Siegern geſehen und ſogleich gefangen genommen worden.

Hier an dem vermauerten Ende des Ganges war eine Oeffnung, welche gehörig Licht und friſche Luft verbreitete. Die beiden Kinder konnten daher einander ſehen und gute reine Luft athmen. Aber die Erhellung dieſes Ganges war auch für die Kinder ſehr gefährlich; denn hier konnten ſie, wenn Jemand den Gang herabkam, leicht geſehen, und ebenfalls gefangen genommen werden. Hermann und Ida verbargen ſich daher in einer Höhle, ſeitwärts am Ende des vermauerten Ganges. Hier konnten ſie nicht geſehen werden, wohl aber Alles ſehen, was in dem hellen Theile desſelben vorging. Hier wollten ſie warten, bis es Nacht ſey, alsdann herausgehen und bei der Dunkelheit der Nacht den

rechten Gang aufſuchen. Sie hofften, daß jener Gang von den Eroberern noch nicht entdeckt ſey, und daß ſie in der Finſterniß der Nacht nicht möchten geſehen werden.

Die Kinder weinten im Stillen, durften aber nicht laut werden; ja, wenn ſie etwas mit einander ſprachen, ſo flüſterten ſie es nur einander zu. Ida ſaß ganz hinten in der Höhle, aber Hermann an dem Eingange, damit er lauſchen konnte, ob etwas vorfiel. Da hörte Herman Etwas, gleich, als wenn Menſchen auf den Zehen ſchlichen. Da zog er ſich zurück, und wartete, was da vorkommen werde.

Aber ſtatt daß hier große Menſchen auf den Zehen ſchleichend gekommen wären, ſahen die Kinder zu ihrer Verwunderung ganz kleine Menſchen kommen, die nur ſo groß wie Kinderpuppen waren. Die kleinen Zwerge gingen in ihrem, nach ihrer Art, derben Schritt; da ſie aber ſehr klein waren, ſo traten ſie nicht ſo derb auf, und daher klangen ihre Schritte nur leiſe. Dieſe Schaar Zwerge war beſchäftigt, Obſt zu tragen. Einen kleinen Apfel, oder eine kleine Birne trug ein Zwerg, welches ihm ſo ſchwer fiel, als einem großen Manne ein großer Korb voll Aepfel. War ein Apfel oder eine Birne groß, ſo trugen zwei Zwerge das Stück auf einer Trage. Uebrigens waren die Zwerge recht gut gekleidet, und Manche hatten Degen an der Seite, die ſo groß wie Federmeſſer waren, oder ſie waren mit Spießen bewaffnet, welche nicht länger, als ein langer Gänſekiel waren.

Weder Hermann noch Ida fürchteten ſich vor den überaus kleinen Leuten. Denn was konnten ihnen dieſe kleinen Männchen ſchaden, von denen keiner größer war, als daß er ſich nicht in Herrmanns Hut hätte verbergen können? Daher vergaß Ida bei dem Anblick der Zwerge das Stillſchweigen und rief:

Ei die hübſchen lebendigen Puppen!" Aber Hermann wußte wohl, daß Puppen nicht leben; daher ſagte er: „Nein, das ſind Menſchen, ſo klein wie Puppen."

Als die Zwerge dieſe Stimme hörten, riſſen ſie aus, und eilten einer kleinen Oeffnung in der Mauer zu, um hier in ihre Wohnungen zu entkommen. Hermann ſprang hervor, und redete die Zwerggeſellſchaft an; aber ſie ließen ſich dadurch nicht aufhalten. Nun trat ihnen der Knabe in den Weg, aber die Zwerge liefen unter ſeinen Beinen weg, und entkamen bis auf Einen. Dieſer Zwerg war der Anführer der ganzen Geſellſchaft, ging auch ſtattlicher, als die Uebrigen und zeichnete ſich vorzüglich durch einen ſchönen Mantel und durch Federn auf dem Hute aus. Herman hatte ſich nach der erſten Ueberraſchung erſt gefaßt und beſchloß, dieſes Oberhaupt der Zwerge zu fangen. Dieſer Zwergfürſt war bei dem Auszug der Vorderſte und bei dem Rückwege der Hinterſte, damit er für die Sicherheit des Truppes beſorgt ſeyn könne. Er lief ſchnell, aber Hermann erwiſchte ihn doch bei ſeinem Mantel und nahm ihn auf den Arm.

Der kleine puppengroße Zwergherr bat die beiden Kinder um ſein Leben und ſeine Freiheit. Er erzählte, daß der Vater dieſer Kinder ſehr gütig gegen die Zwerge geweſen wäre, indem er ſie ungeſtört gelaſſen hätte und ihnen oft Geſchenke in den Gang habe ſetzen laſſen. Die Zwerge, erzählte er weiter, bedauerten ſehr das Schickſal des Ritters von Hohenhauſen und beklagten, daß ſo ein böſer Mann, wie der Ritter

von dem Schreckenſteine ſey, die Burg nun beſitzen ſollte. Hermann und Ida verſicherten mit kindlicher Gutmüthigkeit dem kleinen Zwergfürſten, daß ſie ihm nichts zu Leide thun würden; ſie bäten ihn nur, ihnen zu ſagen, wie ſie wieder zu ihren Aeltern kommen könnten.

Der Zwergfürſt ſagte zu den Kindern, daß der rechte unterirdiſche Weg, durch welchen ihre Altern entkommen wären, von den Schreckenſteinern bereits entdeckt und verſchloſſen ſey; ſie, die Zwerge, hätten aber den Schlüſſel dazu. Dieſen Schlüſſel ſollten die Kinder erhalten; damit ſollten ſie in der Nacht den Gang aufſchließen und könnten dann ungehindert durch denſelben entkommen; nur ſollten ſie denſelben nicht ſtecken laſſen, ſondern in einen Winkel neben der Thüre legen, wo die Zwerge denſelben wieder holen würden. Zugleich verſprach der kleine Zwergfürſt, behülflich zu ſeyn, daß die guten Aeltern der Kinder wieder in ihre Burg zurückkommen und die Eroberer wieder verdrängen könnten. Die Kinder ſollten nämlich ihrem Vater ſagen, daß er am vierten Tage gegen Morgen ſeine Burg erſteigen ſollte, da würde der Ritter von Schreckenſtein und ſeine Leute in tiefſten Schlafe liegen. Denn da auf der Burg ein Feſt ſeyn würde, ſo wollten die Zwerge zuvor in den Weinkeller ſteigen und in den Wein ein Schlaf erzeugendes Mittel werfen.

Hermann und Ida dankten dem kleinen Zwergfürſten, küßten das niedliche Männchen und ließen es gehen. Es währte nicht lange, ſo ſchoben einige Zwerge den verſprochenen Schlüſſel durch die Oeffnung. Andere ſchoben für Hermann und Ida Gebackenes heraus und eine ganze Menge Zwerge wälzten ein Faß mit Wein durch die Oeffnung. Dieſes Faß war zwar nicht größer, als etwa der Hut eines Knaben; aber für die Zwerge war dasſelbe doch ſo ſchwer, daß nur mehrere es bewegen konnten.

Nun hatten die beiden Kinder zu Eſſen und zu Trinken. Als es Nacht war, ſchlichen ſie ſich aus dem Gange und erreichten glücklich den rechten unterirdiſchen Weg, wie ihn der kleine Zwergfürſt beſchrieben hatte, ſchloſſen die Thüre auf, verſteckten den Schlüſſel und eilten über die Treppen und in den Gängen des unterirdiſchen Weges vorwärts, ſo daß ſie glücklich entkamen und den andern Tag ihre Aeltern wiederſahen. Dieſe hatten große Sorge um ihre Kinder gehabt, und demnach war eine ſehr große Freude, als ſie dieſelben wieder hatten und die Kinder ſich wieder bei ihren lieben Aeltern ſahen.

Am dritten Tage in der Nacht brach der Ritter von Hohenhauſen mit ſeinen Leuten auf, ſo daß der Zug gegen Morgen bei der Feſtung anlangte. Und wie der kleine Zwergfürſt es verſprochen, ſo fand es der Ritter. Alles auf der Burg ſchlief durch den Schlaftrunk ſo feſt, daß der Riter mit ſeinen Leuten ſeine Burg ohne Widerſtand erſteigen und wieder erobern konnte.

Der Riter von Schreckenſtein und ſeine Leute erſchracken nicht wenig, als ſie ſpät am Tage erwachten und ſich entwaffnet und gefangen ſahen. Der Ritter von Schreckenſtein mußte Alles, was er unrechtmäßiger Weiſe erworben hatte, wieder an die rechtmäßigen Beſitzer zurückgeben, wodurch er denn die Macht verlor, hinfort die Gegend durch ſeine Waffen zu beunruhigen.

Nun lebten Hermann und Ida wieder in Ruhe bei ihren lieben Aeltern auf der Burg Hohenhauſen. Aber auch der kleinen Zwerge ward immer gedacht; denn oft wurden dieſen Letztern allerhand Geſchenke in den Gang geſetzt. Oefters gingen die Kinder Herman und Ida, in den Gang, ſangen bei der Oeffnung, welche zu der Zwergwohnung führte, Liederchen des Dankes, ja, ſie ſchrieben zuweilen an den kleinen Zwergsfürſten, legten ihren Brief in den Gang, und fanden am andern Tage eine freundliche Antwort.

Das arme Kindermädchen.

Erzählung 33.

Lina war ein armes, verwaiſtes Mädchen. In ihrem zwölften Jahre verlor ſie durch den Tod ihre Mutter. Ihr Vater war ſchon früher geſtorben. Untröſtlich war Lina über den ſo frühen Verluſt ihrer Aeltern. Niemand nahm ſich Anfangs der Unglücklichen an; ſie mußte ihr Brod vor den Thüren gutmüthiger Menſchen erbetteln. Da ſeufzte ſie oft und ſagte: „O, wie gut haben es jene Kinder, deren Aeltern noch leben, die ſie nähren, pflegen und unterrichten laſſen! Für mich aber ſorgt kein Vater mehr, mich liebt keine Mutter mehr; der Tod hat ſie mir entriſſen!“

Wenn ſie andere Kinder zur Schule gehen ſah, weinte ſie und ſagte: „Ach, ich bin doch recht von der Welt verlaſſen! Ich wachſe auf wie Unkraut, und lerne nichts. Wer wird mich in Dienſte nehmen wollen, da ich nichts verſtehe, und man geſchickte Leute findet?“

Lina beſaß ein gutes Herz, war geduldig und willig. Erwies ihr Jemand eine Wohlthat, ſo dankte ſie jederzeit herzlich dafür. Ihr ganzes Vertrauen aber ſetzte ſie auf Gott; zu Ihm betete ſie jeden Tag mit Andacht; Ihm ergab ſie ſich gänzlich; Sein Wille war der ihrige.

Oft dachte ſie an die Worte ihrer Mutter, welche ſie noch kurz vor ihrem Tode den Spruch lehrte:

Wenn dich in dunkeln Tagen
Geheimer Kummer drückt
Und unter ſtillen Klagen
Dein Auge aufwärts blickt;
Wenn dann kein Licht hernieder
In deine Seele füllt,
So zage nicht du Müder,
Dein Gott regiert die Welt.

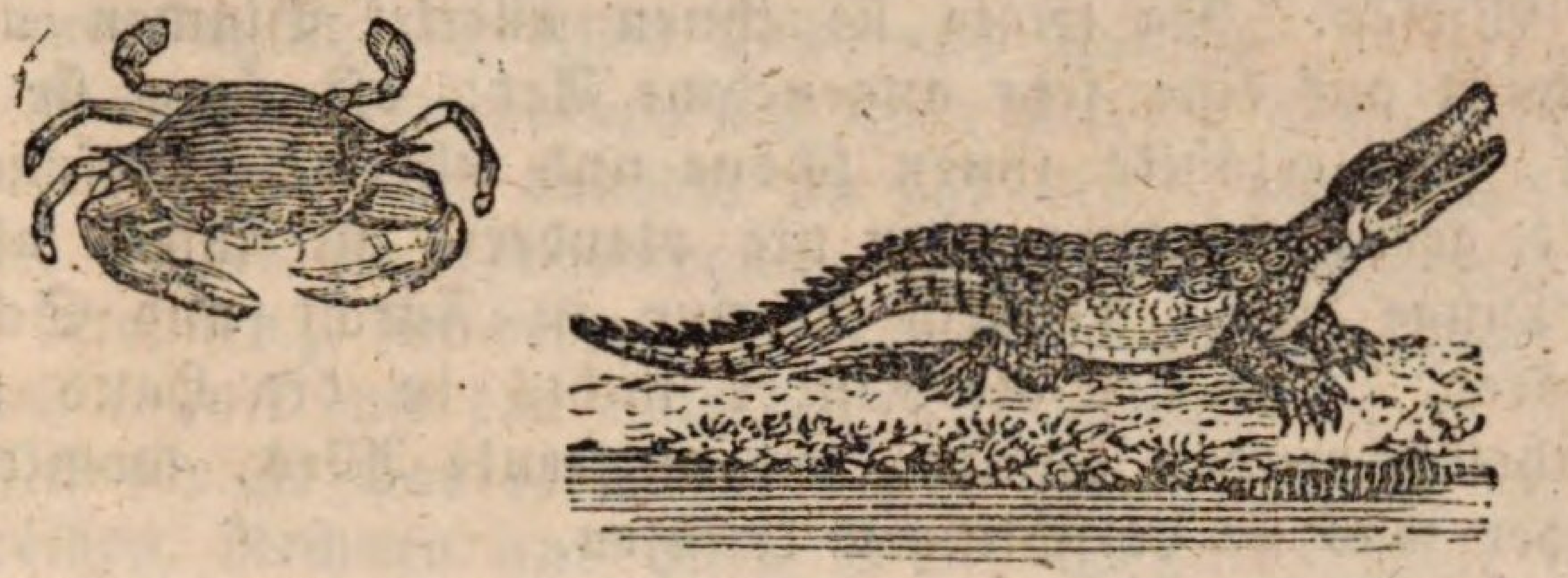
Und Gott, der auch der Waiſen Vater iſt, und in das Innere des Menſchen blickt, lenkte die Herzen der Menſchen, daß ſie ſich von ihrem jammervallen Zuſtande bewegen ließen, und ihr beiſtanden.

(Schluß folgt.)

Das Krokodill und der Scorpion.

Fabel 42.

Undank iſt das ſchwärzeſte der Laſter
Und verdient die ſchwereſte der Strafen.



Ein Scorpion wollte einſt über einen Fluß, und bat ein Krokodill, das eben ſeinen Weg zum jenſeitigen Ufer nahm, ihm ein Plätzchen auf deſſen Rücken zu gönnen. Das Krokodill, das eben guter Laune war, bewilligte des Scorpions Bitte, und Letzterer ſetzte ſich vergnügt auf des Krokodills Rücken; doch kaum näherte ſich daſſelbe dem Ufer, als der boshafte Scorpion ſeinen giftigen Stachel in des Krokodills Rücken zu bohren ſuchte und ſo die empfangene Wohlthat mit dem ſchwärzeſten Undank lohnte. Doch kaum merkte das Krokodill die boshafte Abſicht ſeines Reiſegefährten, als es untertauchte, und der verrätheriſche Scorpion als gerechte Strafe ſeines Undankes den Tod in den Fluthen fand.

Das arme Kindermädchen.

(Schluß.)

Beſonders nahm ſich eine fromme Frau, die ihre Armuth und ihre Tugend im Stillen bemerkte, ihrer thätig an. Dieſe edle Frau beobachtete ſchon längere Zeit, daß Lina ein kindlich frommes Gemüth, einen ſtets heitern, fröhlichen Sinn, und dabei ſchlichten Menſchenverſtand beſaß, und daß ſie ungeachtet der dürftigen Nahrung, die ſie genießen mußte, doch immer ſehr geſund und blühend ausſah. Sie rief ſie daher zu ſich, ließ ſie kleiden und unterrichten, und ſtellte ſie in der Folge in ihrem Hauſe als Wärterin ihrer kleinen Kinder an.

Freudig nahm Lina dieſes großmüthige Anerbieten an, und befolgte genau Alles, was ihr die Herrſchaft befahl. Es verging beinahe keine Stunde, in der ſie nicht an die Wohlthaten, die ihr nun zugefloſſen, dachte; denn ſie ſchätzte dieſe Frau als die größte Wohlthäterin, die ſie auf Erden hatte, und ehrte ſie als ihre Mutter. An den Kindern hatte ſie ihre größte Freude; ſie liebte dieſelben, und die Kinder hatten ſie wieder lieb. Nirgends hielt ſie ſich lieber auf, als unter den ihr anvertrauten Kleinen; kein Vergnügen ſchmeckte ihr, wenn nicht auch die Kinder daran Theil nehmen konnten. Kurz, ſie zeigte ſich als ein

wahres Muſter für alle Kindermädchen. — Sie dachte wohl daran, daß ihr dasjenige, was der Herrſchaft am liebſten iſt, daß ihr ihre eigenen Kinder zur Aufſicht anvertraut waren. Sorgfältig hatte ſie daher auf ſie Acht und ging nie von ihrer Seite. — Selbſt eine Mutter hätte nicht mehr Sorgfalt auf ihre Kinder verwenden können, als Lina auf ihre Untergebenen verwendete. Jeden ſchönen Tag, beſonders des Morgens, führte ſie die Kleinen an der Hand in die friſche Luft, in den Garten oder auf Wieſen. Da zeigte ſie ihnen allerlei Blumen und unterhielt ſich mit ihnen auf eine ſehr angenehme Art; oft ſang ſie ihnen ſchöne Lieder vor, oder erzählte ihnen ſchöne und lehrreiche Geſchichten, welche die Kinder gerne hörten; aber nie plauderte ſie ihnen alberne, abgeſchmackte Dinge vor, wodurch ſie nur in Furcht und Schrecken geſetzt worden wären. Sie ließ die Kinder nichts in die Hand nehmen, das ihnen gefährlich werden konnte, und entfernte Alles, womit ſie ſich verwunden oder was ſie verſchlingen konnten.

Am allerwenigſten unterſtand ſie ſich, die Kinder heimlich zu necken oder zu beleidigen. — Sie war den Kindern in Allem ein Muſter — ein wahrhafter lebender Schutzgeiſt. Da ſie ſelbſt ſtets ihre Gedanken auf Gott, als die Urquelle alles Guten, richtete, ſo machte ſie auch die Kinder bei jeder Gelegenheit aufmerkſam auf das Daſeyn und die Güte des höchſten Weſens, des beſten Vaters aller Menſchen.

Am frühen Morgen, wenn ſie die Kinder weckte, falteten die Kleinen ihre Hände, blickten gegen Himmel, und ſie lehrte ſie das Gebet des Herrn mit einer Inbrunſt beten, daß man nur Engel zu erblicken glaubte, wenn man ſie im Gebete begriffen ſah. Kam ſie mit den Kindern ins Freie, ſo ging es immer an ein Fragen, wo dieſes und jenes herkomme, und als Lina erklärte, daß Gott Alles ſo ſchön gemacht habe, ſagten die Kinder oft in ihrer Einfalt: „O, der liebe, gute Gott iſt doch recht brav und geſchickt, daß Er ſo viele ſchöne Dinge gemacht hat!“ Für Alles, was die Kinder Gutes empfangen hatten, für Speiſe und Trank, mußten ſie dem Geber danken. So war das Gefühl der Liebe und der Dankbarkeit gegen Gott den Kindern bald zur löblichen Gewohnheit geworden. Sie flößte ihnen auch früh ein, daß Gott Alles ſieht, hört und weiß, daß Er die guten Kinder belohnt und die böſen beſtraft. So lernten die Kinder Gott kindlich fürchten, und der Gedanke: „Gott ſieht mich,“ hielt ſie von vielem Böſen zurück und ermunterte ſie zu mancher guten That. Sie warnte die Kinder vor ſchädlichen Pflanzen; allein noch ſorgfältiger warnte ſie dieſelben vor Ungehorſam, Eigenſinn und andern Kinderfehlern. Dieſe, ſagte ſie, ſind noch gefährlicher, als die Giftkräuter; ſie vergiften die jugendliche Seele. —

Auf dieſe und ähnliche Weiſe ward Lina, das ſchuldloſe Kindermädchen, in ihrer kindlich frommen Einfalt die Lehrerin hoher Tugend, und ihre Lehren wurzelten tief in den Herzen der noch unverdorbenen Jugend. Die guten Kinder hingen aber auch ganz an ihr, und liebten ſie faſt eben ſo ſehr, als ihre eigene Mutter. Sie ging übrigens den Kindern als Muſter des ſchnellſten Gehorſams, der Treue und Verſchwiegenheit voran. Was ihr die Herrſchaft befahl, das that ſie bald und gewiſſenhaft. Als Kinderwärterin hätte ſie oft Gelegenheit gehabt, etwas zu veruntreuen; denn ſie war manchmal bei offenem Schranke

ganz allein im Zimmer; aber ſie wollte ihr Gewiſſen rein erhalten und nicht das geringſte Mißtrauen auf ihre Ehrlichkeit ſetzen laſſen.

Die Herrſchaft ſah ebenfalls ein, daß ſie zur Aufſicht ihrer Kinder keine beſſere Wahl hätte treffen können; denn die Kinder wuchſen unter ihrer Leitung zur Freude der Eltern auf und blühten wie die Roſen. Durch ihre Ordnung, Reinlichkeit und mütterliche Aufſicht blühten ſie immer geſund, und wurden ſtark und kräftig. Auch ihr Geiſt war aufgeweckt und empfänglich für Alles Gute und Schöne.

Als die Kinder größer wurden und ihrer Aufſicht nicht mehr bedurften, erinnerten ſie ſich doch noch dankbar an das Gute, was ſie durch Lina erhielten, und liebten ſie lebenslänglich. Auch ihre Herrſchaft ſuchte ihr Verdienſt zu belohnen; ſie behielt ſie bei ſich, erhöhte ihren Lohn, und verſah ſie auch immer mit den nöthigen Kleidungsſtücken.

Ein Glück für ſie war es zugleich, daß ihre Herrſchaft ihr geſtattete, ſich im Schreiben, Rechnen und Leſen in der Sonntagsſchule ihres Orts, wie im Chriſtenthume in den Gottesdienſten immer weiter zu vervollkommnen. Dazu hatte ſie ungemein viel Freude und brachte es hierin auch noch ziemlich weit.

Ihre Treue, Geſchicklichkeit und Sparſamkeit war allgemein bekannt, und ein bemittelter Bürgersſohn ihres Geburtsortes warb um ihre Hand und nahm ſie zu ſeiner Gattin. Die Herrſchaft aber, um ſich für Lina's Treue erkenntlich zu zeigen, gab ihr am Hochzeittage eine vortreffliche Ausſtattung.

Lina lebte glücklich und zufrieden, und dankte ihr ganzes Glück der großmüthigen Herrſchaft, bei der ſie ſo viele Jahre treu und ehrlich gedient hatte.

Der mitleidige Wanderer.

Erzählung 34.

Unter einer Linde, die an der Landſtraße ſtand, lag, auf das Gras niedergeſunken, ein armer Greis, den die Kräfte verlaſſen hatten. Hülflos lag er da und vermochte es nicht, am Stabe ſich aufzurichten und zu ſtehen auf den ſchwachen Füßen. Da kam ein junger Kaufmann zu Pferde daher, und achtete nicht auf das Seufzen und Flehen des Greiſes; denn er ritt ſchnell vorüber. Bald darauf kam ein Edelmann in einer Kutſche des Weges gefahren; der ſah den Greis an, und warf ihm einen Groſchen zu. Nun kam auch ein reiſender Handwerker die Landſtraße heraufgegangen. Sobald dieſer den ſchwachen Greis am Wege liegen ſah, fühlte er ſich von Mitleid gegen ihn durchdrungen. Er ging zu ihm hin, gab ihm Wein zu trinken aus ſeiner Reiſeflaſche, und wuſch ihm auch damit den Kopf und die Füße, daß ſie geſtärkt würden. Er richtete ihn dann auf und faßte ihn unter den Arm, ihn zu führen. Weil aber der Greis zu ſchwach war und die Füße den zu ſchweren Leib nicht tragen konnten, nahm der Handwerker das Bündel, welches er trug, von dem Rücken, hing es an einen Arm, und lud den Greis auf ſeine Schultern, und trug ihn zurück in die Herberge, die er vor einer halben Stunde verlaſſen hatte; denn er war ein junger und kraftvoller Mann. In der Herberge ließ er dem Greiſe eine kräftige Suppe vorſetzen und ein weiches Bett bereiten, darin er die Nacht hindurch ausruhen könnte

Das wenige Geld, das er noch hatte, gab er ganz dem Wirthe hin, damit dieſer den Greis auch den andern Tag noch im Hauſe behalten und gut bewirthen möchte, daß er wieder zu Kräften kommen und ſeinen Weg dann fortſetzen könnte, ohne daß er ohnmächtig darnieder ſänke. Der Handwerker machte ſich aber noch denſelben Abend wieder auf den Weg, ſobald er ſich nur etwas erholt und geſtärkt hatte. Er war nämlich müde geworden, da er den Greis eine halbe Stunde weit getragen hatte. Es war aber ſein Gemüth aufgeweckt und voller Freude ſein Herz, weil er ein Werk der Barmherzigkeit gethan hatte einem Armen; ſo machte es ihm auch keine Sorgen, daß er nun kein Reiſegeld mehr hatte; denn er verließ ſich auf Gott, der kein gutes Werk unbelohnt läßt.

Als er die Herberge verließ, hatte ſich der Tag völlig geſenket; die braunen Schatten des Abends verbreiteten ſich immer weiter über die Fluren und wurden immer dunkler. Ein grauer Nebel hatte die entfernteren Gebirge ſchon ganz bedeckt und dem Auge verhüllet. Der Weg führte ihn einem großen Walde zu, den er nach einer Stunde erreichte. Hier kam ihm ſchon in den waldigen Gängen die ſchwarze Nacht entgegen. Er ſah nur die naheſtehenden Bäume, den Weg, ſo weit der Schritt reichte. Bald verlohren ſich auch dieſe nahen Gegenſtände in der Finſterniß, und er ſah nun nichts mehr und hörte nichts mehr. Ein tiefes Schweigen herrſchte durch den ganzen Wald. Er ging nun immer gerade aus vorwärts, um den Weg nicht zu verfehlen. Gar bald wurden aber von Geſträuchen und Ranken ſeine Schritte gehemmt; das fühlte er: wohin er die Hände ausſtreckte, da faßte er nur Zweige. Da wurde er es gewahr, daß er den Weg verloren hatte, und wußte nicht, ob er zur Rechten oder zur Linken ſich hin wenden ſollte; er blickte um ſich herum, und ſah überall nur die Nacht. Nun wurde er erſt recht ängſtlich und beſorgt. Er flehte Gott um Hülfe an, daß Er ſein Retter werde in der Gefahr und ihn führe auf den rechten und ſichern Weg.

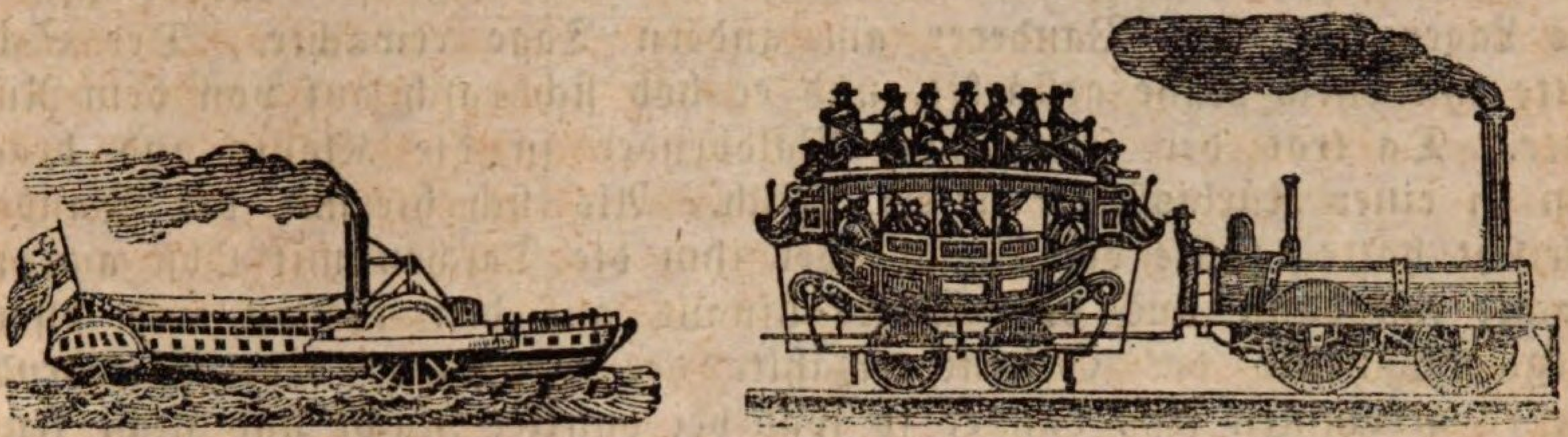
Da tönte auf einmal mit hellem Klange eine Glocke durch die tiefe Stille. Wie eines Engels Stimme, die ihm zurief, vernahm der Verirrte den Klang und wurde voller Freude. Er arbeitete ſich mühſam durch die Geſträuche hindurch, um der Gegend näher zu kommen, woher das Geläute erſchallte. Bald darauf hörte er die Glocke wieder, und ihr Klang tönte nun ſtärker und heller in ſeinen Ohren; auch ſah er ein freundliches Licht durch die Gebüſche flimmern. Er ging dem Scheine entgegen, und merkte es bald, daß ſeine Füße wieder einen gebahnten Weg betraten. Er kam endlich auf einen Raſenplatz mitten im Walde. Darauf ſtand eine kleine Kapelle, an welche ſich eine Klauſe lehnte.

Die äußeren Wände der Kapelle und der Klauſe waren bekleidet mit der runzeligen Rinde alter Eichen; das Dach deckte Schilfrohr, das mit Moos bewachſen war. Epheu wand ſich an den Wänden hinauf, bekränzte die kleinen Fenſter und den Eingang und rankte ſich dann über das Dach hin zu dem niedern Thurme hinauf, der vorn auf dem Gibel ſtand. Die Thür der Kapelle war offen; eine brennende Lampe hing von der Decke herab vor einem Altare, worauf ein Kreuz und ein Muttergottesbild ſtanden. Vor dem Kreuze lag ein grauer Waldbruder auf den Knieen und betete. Der röthliche Schein der Lampe fiel auf ſeinen kahlen Scheitel und ſeinen langen grauen Bart, und ein dunkler Schatten fiel von ſeinem gebogenen Leibe auf das Steinpflaſter. (Schluß folgt.)

Der Dampfwagen und das Dampfſchiff.

Fabel 43.

Sey nicht eitel, und überſchätze nicht deine Thaten.
Scheide gewiſſenhaft aus Deinem das fremde Verdienſt.



Ein Dampfwagen und ein Dampfſchiff ſtritten ſich um den Vorzug der Nützlichkeit und Wichtigkeit ihrer Verrichtungen; jedes blieb hartnäckig dabei, daß ihm der Vorzug gebühre. — O ihr Verblendeten! belehrte ſie der mächtige Dampf aus ſeinem Keſſel; nichts ſeyd ihr ohne mich; hülflos und ohnmächtig ohne meine Wirkung. Beſchämt ſchwiegen die Beiden, und folgten gehorſam dem Triebe des gebietenden Dampfes.

Der mitleidige Wanderer.

(Schluß).

Der verirrte Wandersmann freute ſich recht, hier in der Wildniß, in der dunkeln Mitternacht ein Obdach und einen Menſchen zu finden, von dem er nur Gutes erwarten durfte. Er ging zu der Kapelle hin und blieb in der Thüre ganz ſtill ſtehen, er wurde von einem heiligen Schauer befallen, als er hineingehen wollte und den betenden Bruder ſah. Der Waldbruder bemerkte ihn aber gar bald. Er ſtand auf, ging zu ihm hin, reichte ihm ganz traulich die Hand und führte ihn hinein. „Du biſt gewiß ein Verirrter, den der Schall meiner Glocke hieher gerufen hat,“ ſagte er, und führte ihn dann durch eine Thür hinter dem Altare in die Klauſe.

Dieſe Klauſe beſtand aus einer ziemlich geräumigen Stube, deren Wände und Decke weiß waren. Es ſtanden darin ein Tiſch, von einer Steinplatte gemacht, und einige Stühle von Aeſten, die mit Rohr durchflochten waren; in einer Ecke war von Binſen und Moos ein weiches Ruhebett gemacht, worüber ein Schaffell geſpreitet war. Der Waldbruder hieß den Wandersmann ſich an den Tiſch ſetzen, und er ſetzte zu ſeiner Erquickung ihm ſaftige Birnen und nährende Aepfel vor, und nöthigte ihn darauf, ſich auf das Lager zur Ruhe hinzulegen. „Des Nachts iſt dieſes Lager,“ ſprach er, „für Fremde bereitet. Ich ruhe darauf bei Tage einige Stunden aus. Die Nacht durchwache ich im

Gebet in der Kapelle, und läute jede Viertelſtunde mit der Glocke, denen ein Zeichen zu geben und ſie herbei zu rufen, die ſich verirrt haben in der Dunkelheit der Nacht vom Wege.“ Er ging nun wieder in die Kapelle hinein; der Wanderer legte ſich nieder auf das Lager und ſchlief ein; denn er war müde und ſeine Augenlieder waren ſchwer geworden.

Die Sonne war ſchon über die hohe Waldung ganz herüber gekommen, und ihre Strahlen fielen durch die kleinen Fenſter der Klauſe auf das Lager, als der Wanderer am andern Tage erwachte. Der Schlaf hatte ihn durch Ruhe geſtärket, und er hob ſich raſch auf von dem Ruhebette. Da trat der freundliche Waldbruder in die Klauſe und brachte ihm in einer Kürbisſchale friſche Milch. Als ſich hiermit der Wanderer erfriſcht hatte, füllte der Waldbruder ihm die Taſchen mit Obſt an, und brachte ihn dann aus dem Walde hinaus auf den rechten und offenen Weg. Während des Gehens erzählte der Wanderer dem Waldbruder, wie es gekommen ſey, daß er ſo ſpät bei dunkler Nacht und nicht früher in den Wald gegangen ſey und ſich darin verirrt habe; und als der Waldbruder dann von ihm hörte, daß er ein Werk der chriſtlichen Liebe an einem armen Greiſe ausgeübt hatte, freuete er ſich, daß er einen ſo guten Menſchtn in ſeiner Klauſe aufgenommen und bewirthet hatte, und er lobte ihn ſeiner Barmherzigkeit wegen. Als ſie nun ganz aus dem Walde hinausgekommen waren und der Wanderer die offene Landſtraße vor ſich ſah, zog der Waldbruder eine Rolle mit Geld hervor, reichte ſie dem Wanderer dar, und ſprach: „Hier gibt dir Gott mit Wucher das wieder, was du geſtern ausgabſt für einen Armen.“ Als der Wanderer ſo vieles Geld in der Hand eines armen Waldbruders ſah, gerieth er darüber in Verwunderung, und wollte es nicht annehmen. Das bemerkte der Waldbruder, und ſagte zu ihm: „Höre, wie ich zu dem Gelde gekommen bin. Vor einigen Wochen verirrte ſich in dieſem Walde ein Graf, der hier auf der Jagd war; dem zeigte ich den Weg, den er verloren hatte, und führte ihn wieder zu den Jägern hin, die weit von ihm in einer andern Gegend des Waldes waren. Als ich nun von ihm gehen wollte, bot er mir dieſes Geld an, und warf es mir nach, da ich es nicht nehmen wollte, weil ich es nicht gebrauchen kann. Und er ſagte dabei: So gib es einem, der es bedarf. Da nahm ich es denn auf und mit mir in die Klauſe, und betete zu Gott, daß Er mir jemand zuſchicke, der es bedürfe und der würdig wäre, es zu erhalten. Siehe, nun hat Er mir dich geſandt. Du haſt vermittelſt einer edlen That Anſpruch darauf. Nimm es alſo hin.“ Bei dieſen Worten drückte er das Geld dem Wanderer in die Hand, und verſchwand in dem dichten Geſträuche.

Der kleine Meßkrämer.

Erzählung 35.

Was bedeuten dieſe Laube, dieſe Blumengehänge? Wozu dieſe Blumengehänge? Wozu dieſe Krone, die nur an dieſer Stelle angebracht ſcheint, um ſich auf das Haupt eines Sehnlicherwarteten zu ſenken? Ich erblicke drei junge Mädchen und zwei Jünglinge, die in reger Emſigkeit mit feſtlichen Zubereitungen beſchäftiget ſind. Wen erwarten ſie? Für

welchen höhern Sterblichen, frei von jeder Abhängigkeie, haben ſie dieſen Blumenthron, über welchem die Krone ſchwebt, errichtet? Sieh, ſie verſammeln ſich Alle; was werden ſie beginnen? wohin ihre Schritte wenden? Nach jenem Gartenhaus ...... Mit welcher ſüßen Bewegung blicken ſie alle durch die Fenſter! Was werde ich ſelbſt darin entdecken? .... Einen ſchlafenden Greis ..... Die jungen Leute ſtimmen einen Chorgeſang an ... Wie gedämmft auch ihre Stimme ſey, ſie werden ihn erwecken ... Er erwacht wirklich ..... Wie groß wird ſein Unwille ſeyn! Er wird ſich beklagen, zürnen .... Nein, er lächelt ..... Er naht ſich der Thüre des Pavillons, indem er die Arme nach dieſen jungen Unvorſichtigen ausbreitet .... Wie ſie ſich drängen, ihn zu empfangen! .... Die Thüre öffnet ſich ... Alle werfen ſich zu gleich in ſeine Arme. Ach! Was ſehe ich? Sie bedecken ihn mit Küſſen, ſie leiten, ſie tragen ihn zum Blumenthrone. Schon ruht die Krone auf ſeinem Haupte, und Jedes bietet ihm einen Blumenſtrauß ..... Er legt die Hand auf das Herz und Thränen überſchwemmen ſein Geſicht. Ha, glücklicher Greis, dieß iſt der Tag, der dich einſt der Welt geſchenkt, und dieß ſind deine Kinder, die ihn feiern! ..... Still, er ſpricht; es ſind heilige Worte, die dem Munde eines Familienvaters, der von ſeinen tugendhaften Kindern umgeben iſt, entſtrömen ..... „Meine Kinder, meine geliebten Kinder, ach! nie war ein Erwachen ſüßer! nie ein Vater glücklicher, als ich! Und wie? ihr habt daran gedacht ....— Wir, Vater! wir ſollten vergeſſen, daß heute dein Geburtstag iſt? Wir denken das ganze Jahr daran, und das ganze Jahr erwarten wir dieſen Tag mit Ungeduld.“ Ein junges Mädchen ſingt ihm eine Romanze .... Ein Jüngling deklamirt ein Gedicht, Beweiſe der zärtlichen Liebe und Dankbarkeit der kleinen Familie .... Alle vereinen ſich und beginnen ihm zu Ehren ein Konzert .... Seine Thränen fließen von Neuem. Was iſt das für eine Medaille, die er aus dem Buſen zieht und wiederholt mit ſo großer Bewegung küßt? Seine Kinder befragen ihm darum. Er verſpricht ihre Neugierde zu befriedigen; auch ich muß ihm zuhören: „Meine Kinder, dieſe Medaille iſt für mich ein köſtliches Kleinod, an deſſen ganzen Werth die Beweiſe eurer Anhänglichkeit mich in dieſem Augenblicke erinnern. Sie wurde mir von meinem Vater bei einer Begebenheit für eine Handlung gegeben, deren Lohne ohne Zweifel eure Liebe iſt. Gott gibt guten Söhnen gute Kinder, wenn es ſein Wille iſt, daß ſie ſchon in dieſer Welt die Früchte ihrer Tugend genießen.“

„Meine Freunde, ihr habt keine Anſprüche auf eine hohe Abkunft zu machen, euer Großvater war ein einfacher Landmann, der nicht einmal ein großes Vermögen, wohl aber zwei der vorzüglichſten Tugenden, Arbeitſamkeit und Redlichkeit, beſaß. Es fiel ihm eine kleine Erbſchaft in Marſeille zu. In Marſeille! wie weit von unſerm kleinen Gute, das in der Benze lag. Zu jener Zeit war mein Vater ſchon Wittwer. Der Zuſtand der Erbſchaft erforderte ſeine Gegenwart. Ich war noch ſehr jung und nicht geeignet zu einer ſo langen Reiſe; mein Vater trat ſie alſo allein an, nachdem er den Anbau ſeines Feldes einem Nachbar übertragen. Was mich betraf, ſo blieb ich Herr des kleinen Häuschens. Mein Vater hielt es für unnöthig, mich den übrigen Bewohnern des Dorfes zu empfehlen, er wußte wohl, daß ich ſie aufſuchen würde, im Fall ich ihrer bedürfen ſollte,

und überdieß ließ er mir weit mehr Geld zurück, als ich während ſeiner Abweſenheit zu meinem Unterhalte nöthig hatte.

Schon war eine geraume Zeit ſeit ſeiner Abreiſe verfloſſen, als ich auf einmal einen Brief von ihm erhielt, in welchem er mich benachrichtigte, daß er gefangen ſey. — Gefangen! — Ja, meine Kinder, gefangen. Bei ſeiner Ankunft in Marſeille, machte ein Mann ihm die Erbſchaft ſtreitig, der keine gegründete Anſprüche darauf hatte, der ihn ihrer aber, vielleicht für lange, durch die ungerechteſten Schikanen berauben konnte. Man erbitterte ſich in einer Zuſammenkunft, wo man ſich berathen ſollte; in der Hitze des Streites ſtach mein Vater, der von Natur heftig war, nach ſeinem unwürdigen Gegner, und verwundete ihn gefährlich. Dieß war die Urſache ſeiner Gefangenſchaft. Man hatte ihn zu beträchtlichen Entſchädigungen und Intereſſen gegen ſeinen Widerſacher verurtheilt, und er ſollte ſo lange verhaftet bleiben, bis er ſeine Schuld abgetragen. Seht, dahin führt Heftigkeit, meine Kinder; es gibt keinen Kummer, dem derjenige nicht ausgeſetzt iſt, der ſich nicht frühzeitig daran gewöhnt, die Härte und Rauhheit ſeines Charakters zu beſiegen.

Es war zehn Uhr Nachts, als ich dieſen Brief erhielt. Man überbrachte mir ihn noch in dieſer ſpäten Stunde, weil er von einer dringenden Empfehlung begleitet war, ihn ohne Verzug an ſeine Adreſſe abzugeben. Alles ſchlief im Dorfe: ich hatte Niemand, dem ich meinen Kummer anvertrauen, Niemand, den ich um Rath fragen konnte. Ich durchwachte die Nacht in einem ſchrecklichen Zuſtande, und erwartete den Morgen mit einer Ungeduld, die mir ein Fieber zuzog. Als er endlich erſchien, war mein Kopf ſo angegriffen, ich war ſo verwirrt, ſo außer mir, daß ich, als ſei rings um meine Hütte Niemand, der ſich um mein Loos bekümmere, mich auf den erſten Weg begab, der ſich meinen Blicken darbot; nachdem ich das wenige Geld, das mein Vater mir zurück gelaſſen, in meine Taſche geſteckt, flog ich ihm zu Hülfe, unbeſorgt um die Ferne, die mich von ihm trennte, ohne zu wiſſen, ob der Weg, den ich verfolgte, mich zu ihm führe, und ob ich endlich mich mit einer hinreichenden Summe verſehen, um ihn befreien zu können, wenn ich in Marſeille angekommen ſeyn würde.

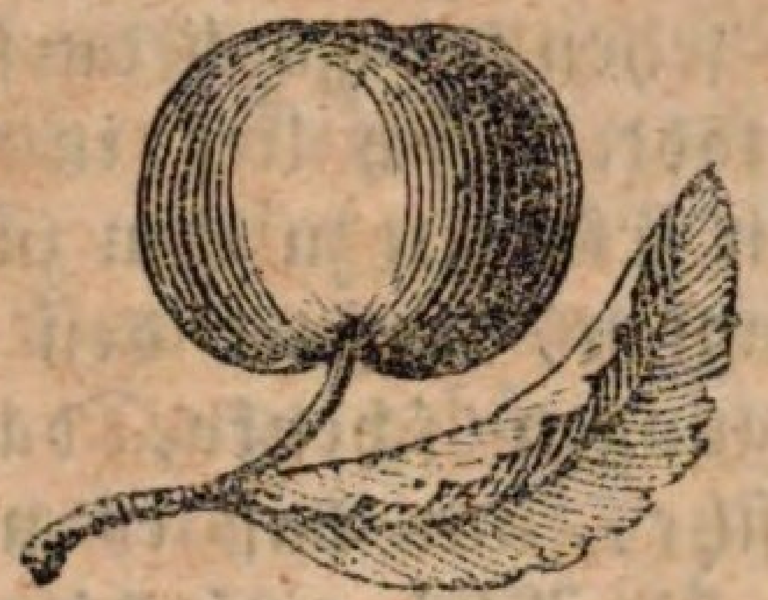
So mochte ich mit fliegenden Schritten ungefähr zwei Meilen zurückgelegt haben, als ein fürchterliches Gewitter ſich über der Gegend, die ich durcheilte, zuſammenzog. Der Regen ergoß ſich in Strömen. In einem Augenblick war der Weg ungangbar; ich ſtrebte immer vorwärts, doch bald glitt ich in einen Graben. Noch befand ich mich darin, bemühte mich vergebens feſten Fuß zu faſſen und erhob von Zeit zu Zeit ein ſchmerzliches, verzweifelndes Geſchrei, als eine Berline mit einem Poſtzuge beſpannt und zwei reitenden Bedienten begleitet, vorüberfuhr. Als die Dame, welcher ſie gehörte, mich in dem Graben erblickte, befahl ſie ihren Leuten abzuſteigen, und mir herauszuhelfen. Man führte mich zu ihr. „Kleiner Landſtreicher, redete ſie mich an, was thuſt du bei einem ſolchen Ungewitter auf der Straße?“ — „Madame, erwiderte ich mit ungewöhnlichem Ausdrucke, ich bin kein Landſtreicher; ich gehe, meinen Vater zu retten, der in großer Gefahr iſt. Aus Mitleid erlauben Sie mir nur auf einige Augenblicke hinten auf ihren Wagen zu ſteigen.“ Dieſe wenigen Worte und der Ton, mit welchem ich ſie ausgeſprochen, rührten die Dame, ſie befahl, mich nicht hinter, ſondern in ihren Wagen zu heben.

(Fortſetzung folgt.)

Die Roſe und der Apfel.

Fabel 44.

Angenehm zwar iſt das Schöne,
Doch das Nützliche iſt achtungswerth.



Eine üppig blühende Roſe höhnte einen noch unreifen Apfel: wie gemein und unanſehnlich, ſprach ſie zu dem Apfel, hängſt du zwiſchen den Blättern; du biſt weder ſchön, noch dufteſt du balſamiſchen Geruch, wie ich und meine Schweſtern, und wenn ein Sturmwind dich von dem Aſte ſchüttelt, dienſt du höchſtens den Schweinen zur Nahrung. Mäßige dein Schmähen, antwortete ihr der beſcheidene Apfel, ich bin nicht ſo werthlos, als du glaubſt: biſt du jetzt auch lieblich und blühend, verſchönſt du die Erde und entzückeſt die Menſchen durch deinen Anblick und deine balſamiſchen Düfte, ſo biſt du doch längſt vermodert und vergeſſen, während ich der Reife entgegen gehe, und des Menſchen Gaumen durch mein ſaftiges Fleiſch und den daraus bereiteten Wein noch viel länger erfreue und nützlich werde, als dein kurzes, wenn gleich glänzenderes Daſeyn, es vermag.

Der kleine Meßkrämer.

(Fortſetzung.)

Hier mußte ich ihr meinen Unfall und die Urſache meiner Reiſe erzählen; ſie lobte meine kindliche Liebe, machte mir aber gerechte Vorſtellungen über meine Unklugheit. Sie frug mich nach dem Namen meines Vaters und ſagte mir, daß ſie bei ihrer Ankunft in Paris, wohin ſie reiſe, ihren Geſchäftsträger beauftragen wollte, nach Marſeille zu ſchreiben: daß ſie aber fordere, daß ich bis dahin in mein Dorf zurückkehre. Ich ſah ſie bereit, im nöthigen Falle Gewalt anzuwenden, um mich von meinem kühnen Vorhaben abzubringen, und ſtellte mich, als gäbe ich es aus freiem Stücke auf. In der nächſten Stadt, die in geringer Entfernung lag, ließ ſie mir ein gutes Frühſtück bereiten und ſetzte dann ihre Reiſe fort, nachdem ſie mir Geld angeboten, welches ich mit einem Zartgefühl ausſchlug, das ſie entzückte.

Sie war überzeugt, ich würde in mein Dorf zurückkehren; kaum hatte ich aber ihren Wagen aus dem Geſichte verloren, als ich den Weg nach Marſeille einſchlug, nach welchem ich mich erkundigt. Wie viel Zeit

brauchte ich zu dieſer Reiſe! Wenn ich glaubte, der Ermüdung erliegen zu müſſen, überlas ich den Brief meines Vaters, der immer wieder meinen Muth belebte und mir neue Kraft verlieh meinen Weg fortzuſetzen. Aus Furcht, den kleinen Schatz, den ich bei mir trug, zu vermindern, aß ich nur Brod und trank Waſſer. Gott erhielt mich, und ich erreichte das Ziel meiner Reiſe.

Meine erſte Sorge war nach dem Gefängniſſe zu eilen. Ich fragte nach meinem Vater; er befand ſich noch darin, aber ich konnte ihn jenen Abend nicht ſehen: dazu bedurfte es einer Erlaubniß von dem Gouverneur der Stadt. Ich lief in ſein Hotel, doch vergebens bat ich ſeine Leute mir den Eintritt zu ihm zu erlauben, verächtlich ſtießen ſie mich zurück, indem ſie ſagten, daß er den Morgen den Geſchäften, den Abend aber den Vergnügungen ſchenke, daß er aber jetzt mit ſeinen Freunden am Spieltiſche ſitze, und daß es nicht ſchicklich ſey, ihn um meinetwillen zu unterbrechen. „Ach! rief ich aus, er iſt ſehr glücklich; er hat keinen Vater im Gefängniſſe; er kann ſich der Freude überlaſſen; für mich gibt es keine Freude mehr!" und ich ging in eine Herberge und ſuchte eine Ruheſtätte, wo ich die ganze Nacht durch weinte und ſchluchzte.

Des andern Tages war ich ſehr frühzeitig vor der Thüre des Gouverneurs, wo bereits viele fremde Menſchen warteten. Man ließ uns eintreten. Doch, je mehr ſich der Saal füllte, je weiter wurde ich zurückgeſtoßen. Noch hatte ich mein Geſuch nicht anbringen können, als die Audienz verfloſſen war. Man verkündete, daß diejenigen, die ſich noch im Saale befänden, nach Hauſe kehren ſollten, um in acht Tagen wiederzukommen. Von allen Seiten erhoben ſich Bitten; ich ſchrie lauter. als Alle. Die Leute des Gouverneurs ſchoben uns nach der Thüre, doch bemühten ſie ſich uns zu beſchwichtigen, damit er uns nicht hören ſollte, da er viel Güte beſaß. Er ließ ſich bewegen uns noch einige Augenblicke zu ſchenken, eine eben ſo große Verkürzung der müßigen Stunden ſeiner Herrn Bedienten, die das Ende der Audienz mehr für ſich als für ihren Gebieter herbeiwünſchten. Ich ſchlüpfte indeſſen zwiſchen den Beinen derjenigen durch, die mich von dem Gouverneur trennten, und erreichte dieſen Lezten in dem Augenblicke, wo er eine Thüre öffnete um in ſeine Gemächer zurückzukehren. Ich ſtürzte hervor und umklammerte ſeine Knie: „O gnädiger Herr! gnädiger Herr! rief ich flehend, haben Sie Mitleid mit einem unglücklichen Knaben, der nur um die Erlaubniß bittet, ſeinen gefangenen Vater ſehen zu dürfen! und der zu dieſem Zwecke einen Weg von mehr als hundert Stunden zurückgelegt; wie grauſam wäre es, ihn noch auf acht Tage zu verweiſen!" Der Gouverneur betrachtete mich mit unverwandtem Blicke, meine Geſtalt ſchien ihn zu intereſſiren, er trat an ſeinen Tiſch zurück und unterzeichnete mir einen Erlaubnißſchein. Ich bedeckte ſeine Hand, die er mir reichte, mit Küſſen, und lief nun aus allen Kräften nach dem Gefängniſſe.

Wer beſchreibt das Erſtaunen und die Freude meines Vaters, als der Kerkermeiſter mich zu ihm einführte! Er konnte ſeinen Augen nicht glauben. „Wie! rief er aus, mein Sohn, mein Sohn in Marſeille! ach! wer ſendet mir dieſen Troſt!" — „Ich komme, Ihnen Geld zu bringen, lieber Vater! und die Freiheit!" Mein Vater glaubte anfänglich ſeine Nachbarn hätten, von ſeiner Lage unterrichtet, die zu ſeiner Befreiung beſtimmte Summe vereint vorgeſchoßen, und mich zum Ueber=

bringer derſelben gemacht, was wirklich geſchehen wäre, wenn ich vor meiner Abreiſe mir die Zeit genommen haben würde, ſie darum anzuſprechen. Aber wie wurde ihm, als er das Geld ſah, das ich ihm brachte! er bedurfte wenigſtens hundert Thaler zu ſeiner Auslöſung. Deſſenungeachtet entdeckte er zu gleicher Zeit, auf welche Weiſe ich bis zu ihm gelangt, und dieſer Beweis meiner Anhänglichkeit, den ich als natürliche Erfüllung einer heiligen Pflicht betrachtete, ſchien ihn mit der innigſten Freude zu erfüllen. Er ſchloß mich in ſeine Arme und mich immer von Neuem an ſein Herz drückend, benetzte er mein Geſicht mit ſeinen Thränen. O mein Sohn, mein geliebter Sohn! ſprach er, Gott wird dich ſegnen um deiner kindlichen Liebe willen; dich hätte er zu meinem Befreier erſehen ſollen!" Als ſeine Bewegung etwas ruhiger geworden, fragte ich ihn, ob er nichts von der Dame gehört, die mir den erſten Tag meiner Reiſe begegnet? er verneinte es. Ich verwünſchte die Großen, ihre Verheißungen und Zerſtreuungen, und ſah Niemand, außer mir, der meinen Vater, welcher unſerer Heimath und unſeren Freunden ſo ferne war, hätte nützlich ſein können.

Was aber nun beginnen? Die Erbſchaft war der Gegenſtand eines förmlichen Prozeſſes geworden, und obgleich dieſer Prozeß eine günſtige Wendung nahm, war er doch noch lange nicht beendigt und die Abweſenheit meines Vaters konnte ihn nur langwierig machen. Ich wollte verſuchen Geld zu verdienen, indem ich Ballen nach dem Hafen trug; meine Kräfte gaben es nicht zu; mich als Schiffsjunge auf ein Schiff zu verdingen, würde mich das in den Stand geſetzt haben, meinen Vater zu befreien? Zu gewiſſer Zeit war Meſſe in Marſeille, und dieſe Zeit erſchien: ich erhielt die Erlaubniß, zu verkaufen, und verſah mich mit einem kleinen Vorrathe von Garn, Nadeln und andern kleinen Krämereien.

Ich hatte guten Abgang; ich war dabei ſo eifrig! Von einem Ende des Marktes bis zum andern vernahm man unaufhörlich den dringenden Zuruf: „Hier iſt der kleine Meßkrämer! Meine Herrn, meine Damen, kaufen ſie dem kleinen Meßkrämer etwas ab!" Und man traf mich an allen Ecken, denn ich blieb nie lange an einer Stelle, beſtändig lief ich den Käufern entgegen und zog ſie durch alle erſinnliche Einladungen an mich. Gleichwohl war der Ertrag gering und man erinnere ſich, daß, um meinen Vater zu befreien, nicht weniger als hundert Thaler erforderlich waren! Es würde mir nie gelungen ſeyn, wenn nicht ein ſonderbares Ereigniß ſich zugetragen hätte, welches ein unvermuthetes Wiederſehen veranlaßte.

Obgleich die Hülfsquelle meines kleinen Handels mir nicht genügte, hatte ich doch bald Neider; welcher glücklicher Erfolg, ſo geringfügig er ſey, erregt deren nicht in großer Menge? Die Meſſe war kaum vier Tage eröffnet, ſo hatte ſchon die Hälfte der Kaufleute mich zehn Klafter unter die Erde gewünſcht. „Es gibt nur Käufer für dieſen kleinen Schelm, riefen ſie; er betäubt alle Welt, man trifft ihn überall; wer befreit uns von ihm?" Zwei von ihnen verſchworen ſich auf eine ſchreckliche Art gegen mich. Während der Eine mich in ein Geſpräch zog, ſchob der Andere unter ein Paket meines Krames, Waaren, die ihm angehörten. Nun ließen ſie mich einige Schritte gehen, dann erhoben beide das Geſchrei: Halt den Dieb! Man ergriff mich; und da man geraubte Sachen bei mir fand, überhäufte man mich mit Vorwürfen, Be=

ſchimpfungen und ſogar mit Schlägen. Drei meiner Kamraden hatten den Streich, den man mir geſpielt, bemerkt; aber bei dem allgemeinen Aufſtande wagten ſie es nicht, zu meiner Gunſt zu ſprechen, aus Furcht, als Mitſchuldige behandelt zu werden. Es fehlte wenig, ſo würde man mich auf der Stelle ums Leben gebracht haben, wenn nicht zwei Polizeidiener ſich meiner bemächtigt hätten. Von dem wüthenden Volkshaufen begleitet, konnten ſie nicht weiter gelangen, als bis zum Hotel des Gouverneurs, das in geringer Entfernung lag. Der Gouverneur befand ſich gerade in großer Geſellſchaft; als er aber den Lärm vernahm, verließ er den Saal, und da er ſah, daß die Wohnung ſeines Portiers kein ſicherer Zufluchtsort für mich ſey, befahl er, mich in ſeine Gemächer zu führen. Meine beiden Ankläger und mehrere meiner Verfolger traten mit hinein, indem ſie mich immer noch mit Schmähworten überſtrömten und mit großem Geſchrei Gerechtigkeit gegen mich verlangten. Nun erſchien auch die ganze Geſellſchaft des Gouverneurs, und eben nicht, um mir Artigkeiten zu ſagen. „Seht den kleinen Böſewicht mit ſeinem heuchleriſchen Geſichtchen! ſprach der Eine. — Wer hätte Verdacht auf das Bürſchchen geworfen! fuhr der Andere fort. — Verfahren Sie ohne Mitleid, Herr Gouverneur, fügte der Dritte hinzu; man muß das Laſter ſtreng bei den Kindern rügen.“ — Aber man gebe mir doch Gehör! rief ich nun, mit dem Fuße ſtampfend. — Man ſoll dir wohl auch noch Gehör geben, kleiner Trotzkopf, wenn man geſtohlene Sachen bei dir findet? — Was kannſt du zu deiner Rechtfertigung ſagen? — Es iſt gewiß, ſprach nun der Gouwerneur, den man bisher überſchrien, obgleich ihm das Wort gebührt hätte, es iſt gewiß, mein Freund, daß man dich dem Scheine nach für einen ſchlechten Menſchen halten muß. — Gnädiger Herr, rief ich noch heftiger, als das erſte Mal, ich bin kein ſchlechter Menſch; ich arbeite, um meinen Vater zu befreien, der im Gefängniſſe iſt; aus Mitleid haben Sie die Güte mich anzuhören. Bei dieſen Worten, die ich laut, mit der ganzen Kraft meiner Stimme ausrief, drang ein Schrei aus dem anſtoßenden Zimmer, deſſen Thüre offen ſtand, und gleich darauf trat mit ſchnellen Schritten eine Dame daraus hervor, vor welcher alle Anweſenden achtungsvoll zurückwichen; es war die Gemahlin des Gouverneurs. „Was geht hier vor? rief ſie; wo iſt das Kind, das man anklagt?“ Und mich mit prüfendem Blicke betrachtend, zog ſie mich plötzlich zu ſich: „O mein Gott! rief ſie von Neuem, er iſt es ſelbſt! ich habe mich nicht getäuſcht, als ich den Ton ſeiner Stimme wieder zu erkennen glaubte! Was hat dieſes Kind begangen? noch einmal, weßwegen klagt man es an?“ — O gnädige Frau! retten Sie mich! rief ich nun, indem ich die wohlthätige Dame in ihr erkannte, die mir den erſten Tag meiner Reiſe begegnet war; Sie wiſſen, daß ich kein Dieb bin! — In der That, ich kenne dieſes Kind und halte es keines Diebſtahls fähig. In welchen Zuſtand hat man es verſetzt! es iſt ganz mit Blut bedeckt!“ Jetzt gewann in e i n e m Augenblicke Alles ein anderes Anſehen, und die Freunde des Gouverneurs bezeigten mir nun eben ſo viel Wohlwollen, als ſie ſich anfänglich vorurtheilsvoll und feindſelig gegen mich bewieſen. Man muß ſehen. — Dieſes Kind kan unſchuldig ſeyn. — Darf man nach dem Scheine richten? — Man muß die Leute anhören bevor man ſie verdammt. Dieß tönte bald von allen Seiten in mein Ohr. (Schluß folgt.)

Die Biene.

Gedicht 9.

Kinder, geht zur Biene hin!
Seht die kleine Künſtlerin;
Wie ſie emſig ſich bemüht,
Und aus Allem Honig zieht!
Unverdroſſen duldet ſie
Ihres kurzen Lebens Müh',
Iſt geſchäftig ſpät und früh.

Und ich ſollte müßig ſeyn?
Nein, ich will, ſchon jung und klein,
Arbeitſamer ſeyn als ſie,
Da mir Gott Verſtand verlieh.
Meines Lebens ſchönſte Zeit
Sey in froher Thätigkeit
Gott und meinem Glück geweiht!

Nicht zu träger Weichlichkeit
Gab mein Schöpfer mir die Zeit.
Ich empfing aus ſeiner Hand
Leben, Kräfte und Verſtand.
Nützlich brauchen will ich ſie,
Immer thätig ſpät und früh;
Reicher Segen lohnt der Müh'.

Die ſchwarze Amſel.

Bild 1.

Hört ihr den Prediger dort auf der Eiche den Frühling verkünden?
Schwarz wie die Nacht ſein Gewand, golden nur glänzt ihm der Mund.

Der kleine Meßkrämer.

(Schluß.)

Man forderte meine Ankläger auf, zu ſprechen; ſie ſprachen; aber man hörte ſie mit ſo großem Widerwillen an, daß man ſie verurtheilt haben würde, wenn auch das Recht auf ihrer Seite geweſen wäre. Sie hatten nicht Zeit zu endigen; denn da die drei Zeugen ihres Vergehens mich beſchützt ſahen, begannen ſie nun ihrer Seits meine Ankläger anzuklagen, indem ſie ſagten, daß ſie nur auf den Augenblick gewartet, wo die Unruhe ſich ein wenig gelegt, um die Wahrheit bekannt zu machen. Während ſie einzeln ihre Ausſage machten, die ſo genau übereinſtimmte, daß jeder Zweifel ſchwinden mußte, traten von allen Seiten Zeugen zu meiner Gunſt auf; Jeder war Augenzeuge, und wollte zur Züchtigung meiner Verläumder beitragen. Die Wuth der vor der Thüre des Hotels verſammelten Volksmenge wechſelte nun auch den Gegenſtand, und es bedurfte einer ſtarken Wache, um meine beiden Feinde ins Gefängniß zu führen, ſonſt würde auch ihr Leben in Gefahr geweſen ſeyn.

„Armes, unglückliches Kind! ſprach jetzt die Gemahlin des Gouverneurs; was würde ohne mich aus dir geworden ſeyn!" Und ſie erzählte allen Anweſenden, auf welche Weiſe ſie mit mir bekannt geworden, indem ſie geſtand, daß ſie mich ſeitdem durchaus vergeſſen, obgleich es ihr ein Leichtes geweſen ſeyn würde, mir zu helfen, da ihr Gemahl Gouverneur von Marſeille geworden. Dann warf ſie einem Bedienten, die alle beſchäftigt waren, meine Kleider und meine Haare wieder zu ordnen und mir Geſicht und Hände zu waſchen, einen Beutel zu, und befahl ihm, die Schuld meines Vaters zu tilgen und dieſen dann aus dem Gefängniſſe hierher zu führen. Dieß hieß uns zu gleicher Zeit die Erbſchaft wieder geben, die der Gegenſtand des Prozeſſes geweſen; denn von dieſer Seite war Alles im beſten Gange, und nichts mangelte zur glücklichen Beendigung desſelben, als die Gegenwart meines Vaters.

Welch ein Triumph war ſein Eintritt bei dem Gouverneur für ihn! Alles drängte ſich um ihn, Jeder wollte der Erſte ſeyn, der ihn mit Lobſprüchen über ſeinen Sohn überhäufte. „O gnädige Frau, ſprach er zu ſeiner Wohlthäterin, jeden Abend brachte er mir den Ertrag ſeines Tagewerks in mein Gefängniß, um auf dieſe Weiſe nach und nach die zu meiner Auslöſung nöthige Summe vollſtändig zu machen. Er iſt das Vorbild der Söhne." Alle überlegten, durch welche Ehrenbezeugung meine kindliche Liebe zu belohnen ſey. „Herr Gouverneur, ſprach mein Vater, er trage ſein ganzes Leben hindurrch an ſeinem Halſe die Medaille, welche ſie ihm als Zeichen der Bevollmächtigung zu ſeinem kleinen Handel gaben; ſie wird ihn unaufhörlich an das erinnern, was er für mich gethan, und dieſe Erinnerung, die heiligſte der Pflichten erfüllt zu haben, wird der Troſt und das Glück ſeines Lebens werden.

Dieß, meine Kinder, ſo ſchloß der Greis ſeine Erzählung, dieß iſt die Medaille, die ihr mich vorhin in hoher Rührung an die Lippen drücken ſaht. Ich dankte dieſem Monumente für meine Rechte auf eure Zärtlichkeit, für das Glück, welches durch daſſelbe auf mich herabgekommen.

Jedes der Kinder verlangte nun das ruhmvolle Kleinod zu küſſen: dann begann man aufs Neue das kleine Konzert, das durch dieſe ſüße Eröffnung war unterbrochen worden.

Vertrauen auf Gott wird belohnt.

Erzählung 37.

Ein Herr aus einer Stadt brachte den Sommer auf einem Landgute zu. Er hatte die Gewohnheit an ſchönen Tagen ſpatzieren zu gehen. Meiſtens gieng er an das Ufer eines Flußes. Als er einmal dahin wollte, ſo hörte er hinter einem Buſche Jemanden reden, und mitunter weinen. Er gieng näher, und ſah einen kleinen Knaben, welcher auf der Erde lag, und bitterlich weinte. Der Knabe erſchrack, da er den Herrn erblickte. Der Herr aber nahte ſich ihm liebreich, und ſprach: „Guter Kleiner! warum biſt du ſo ſehr betrübt?“ Der Knabe erzählte ihm mit naſſen Augen ſein trauriges Schickſal, und ſagte: „Mein Vater war ein Holzflößer, und flößte vor wenigen Tagen Holz, da fiel er und wurde von den wüthenden Wellen fortgeriſſen. Mein älterer Bruder ſah dieſes, ſchwamm ihm nach, um ihn zu retten; aber ach — vergebens, denn auch er vermochte der Macht der Fluthen nicht zu widerſtehen. Beide fanden das Grab in dieſen Wellen. Etwa eine Stunde von hier arbeiteten Leute auf dem Felde, nahe bei dieſem Fluße, welche einen Menſchen in demſelben bemerkten; ſie zogen ihn heraus; gaben ſich Mühe, ihn wieder ins Leben zurück zu bringen; aber es war leider ſchon zu ſpät. Dieſer war eben mein Vater, und den Bruder fand man nicht mehr. Meine Mutter iſt vor einem Jahre an einer ſchmerzhaften Krankheit geſtorben. Seht dort unter den vielen Gräbern iſt auch die Ruheſtätte meiner guten Eltern. Hier in dieſem Fluße ruht der Leib meines lieben Bruders ſanft und wohl, und ihre frommen Seelen wohnen bei Gott, wo ich ſie einſt wieder zu ſehen hoffe. Nun bin ich ein wahrhaft armer, von aller elterlichen Hülfe verlaſſener Waiſe. Was will ich armer Knabe nun anfangen? Zu betteln ſchäme ich mich, und arbeiten kann ich noch nicht; denn ich bin bisher immer in die Schule gegangen. Weinend und wehklagend verließ ich die Hütte, worin meine Eltern wohnten, und gieng fort, ohne zu wiſſen, wohin. Nichts tröſtet mich in meiner jetzigen traurigen Lage, als das Andenken an Gott. Er hätte mir dieſes Leiden nicht zugeſchickt, wenn er es für mich nicht gut fände; er wird mir daſſelbe auch tragen helfen; und er, der für mich bisher ſo väterlich ſorgte, wird es auch jetzt und ferner thun. Er iſt aber auch aller Menſchen Vater, und wird mich, ſein Kind nicht verlaſſen; denn vornähmlich iſt er der Waiſen Gott, und Verſorger der Verlaſſenen.“ Der Herr wurde durch ſeine Erzählung ſehr gerührt. Er nahm ihn bei der Hand, und ſprach: „Komm mit mir, ich will dich aufnehmen, und wenn du fleißig und folgſam biſt, für dich ſorgen.“ Darüber freute ſich der Knabe ſo ſehr, daß er lange mit nichts antworten konnte, als mit Thränen. Er küßte und drückte ihm die Hand, und ſagte ſchluchzend: „Ja ich will euch durch Fleiß und Folgſamkeit Freude machen!“ Jetzt kehrte der Herr mit dem Knaben nach Hauſe. Der Knabe antwortete auf alle Fragen des Herrn aufrichtig und beſcheiden. Noch an dieſem Tage wurden für ihn neue Kleider, Schuhe und Strümpfe beſtellt, und nach zwei Tagen war er ganz neu gekleidet. Der Knabe ſaß ſeinem Pflegevater ſtets zur Seite. Auf allen Spaziergängen ward er ſein beſtändiger Begleiter, und wurde von ihm auf manche Merkwürdigkeiten der Natur aufmerkſam gemacht, die man ſonſt zu überſehen pflegt.

Als der Winter heran nahte, ſo kehrte der Herr wieder in die Stadt zurück, und nahm ſeinen lieben Knaben mit ſich. Da ſchickte er ihn in die Schule, wo der Herr Lehrer ihn als ſeinen Schüler aufnahm. Der Knabe ſaß an ſeiner angewieſenen Stelle anſtändig, lernte ſehr fleißig, und horchte achtſam auf das geiſtvolle Wort des Lehrers. Auch im Schreiben und Rechnen machte er die ſchleunigſten Fortſchritte. Dadurch gewann er in kurzer Zeit viele Kenntniſſe, und übertraf bald an Fähigkeit alle andere Schüler, ſo daß er ein Gegenſtand der Nacheiferung und des Neides für Kinder reicher Eltern wurde. Auch gegen ſeine Mitſchüler und fremde Leute betrug er ſich liebreich und gefällig.

Durch ſeinen Fleiß und ſein gutes Betragen bewieß er die Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter. Dadurch gewann er die Liebe des Herrn, welcher ihn ſo gar an Kindesſtatt annahm, und nach ſeinem Tode konnte er, weil er keine eigene Kinder hatte, das ganze Vermögen ſeines Pflegevaters erben. Jetzt ward er ein reicher, aber auch ein geſchickter Mann, weil er ſeine Schulzeit und jede Gelegenheit, wo er etwas Gutes lernen konnte, gut anwandte. Wegen ſeiner Geſchicklichkeit wurde er allen Leuten lieb, und gelangte zu einer Ehrenſtelle nach der andern.

Hatte er aber ſein Glück ihm allein zu verdanken, da er in ſeiner Jugend fleißig und aufmerkſam war? — Nein, ſondern Gott war er die größte Dankbarkeit ſchuldig; denn hätte Gott ſeine Eltern ihm gelaſſen, ſo wäre er wahrſcheinlich bei ihnen geblieben, und nicht in Allem ſo gut unterrichtet worden, weil ſeine Eltern ſehr arm waren. Die eigene Erfahrung lehrt ein jedes Kind deutlich, daß auch Schickſale, die ihm nicht gefielen, unter Gottes väterlicher Leitung zu ſeinem Beſten dienen mußten, und ſein Glück beförderten. Dieſe Ueberzeugung von der Weisheit ſeiner Wege und den wohlthätigen Abſichten einer ſonderbaren Führung, ſoll es ſtets begleiten; ſie ſoll es ermuntern, nicht muthlos und verzagt zu ſein, wenn ihm etwas Unerwartetes, Trauriges begegnet; mit feſtem Glauben an ſeine Treue und Vaterliebe ſoll es auch ſchwer begreifliche Führungen von ihm annehmen. Wenn es ſich nicht durch eigene Schuld dieſe und jene Verlegenheit zuzieht, und offenbar merkt, daß das Uebel, das ihm begegnet, ſein Verhängniß, ſeine Zulaſſung iſt, dann kann es froh zu ihm empor ſehen, in der Hoffnung, er werde ihm beiſtehen und helfen und es bald aus der Ungewißheit, aus der Dunkelheit herausheben, und ihm ſeine Sonne leuchten laſſen, die eine Zeitlang umwölkt war. In den Leiden und im Glücke ſoll es an Gott denken und gerührt ſagen: „Vater, du haſt Alles wohl gemacht!“

Der Arbeitſame.

Lerne die Kunſt, mit wenigen Mitteln nützlich zu ſeyn.

Ein Mann ohne Vermögen hatte zwei Söhne. Da er ſtarb, gieng der Aeltere in die Stadt und wurde Bediente bei einer Herrſchaft. Der Jüngſte baute ein Stück Land, das ihnen der Vater hinterlaſſen hatte, und lebte von der Arbeit ſeiner Hände. Einſt als der Aelteſte ſeinen Bruder beſuchte, ſagte er zu ihm: du würdeſt lange nicht ſo hart arbeiten müſſen, wenn du mit mir in Dienſte getreten wäreſt. Ey, verſetzte der Jüngere, würdeſt du meine Arbeit gelernt haben, ſo dürfteſt du nicht ein Sclave ſein. —

Der Dachs und das Eichhörnchen.

Fabel 45.

Dachs. Wohin ſo eilig, kleines Thier?
Komm doch einmal herein!
Eichhorn. Kann ich in was gefällig ſeyn?
Sprich! was beliebet dir?
Dachs. Ich ſeh' dir oft aus meiner Wohnung zu,
Und wundre mich, wie unermüdet du
Von einem Zweig zum andern hüpfeſt,
Und durch die Nußgeſträuche ſchlüpfeſt,
Und wie du keine Ruh und Raſt
Vom Morgen bis zum Abend haſt;
Wie kannſt du das in aller Welt ertragen?
Und noch ſo munter ſeyn und ſo geſchwind,
Als wenig andre Thiere ſind?
Und ich muß mich mit meiner Trägheit plagen?
Eichhorn. Mein lieber Dachs! das iſt nicht ſchwer zu ſagen.
Wenn ihr ſtets ſo in euern Löchern lauert,
Als wäret ihr lebendig eingemauert,
Und nur von eurem Fette zehrt,
Da iſt es wohl noch Fragens werth,
Warum ſogar das Gehen euch beſchwert?
Ei, bei der übertrieb'nen Ruh'
Nimmt eure Trägheit täglich zu;
Wer aber Fleiß und Arbeit liebt,
Wird immer mehr darin geübt.

Der Rabe und der Haushahn.

Fabel 46.

Ein Rab' entwandte hier und da
So viel er konnte: Gold und Ringe,

Band, Uhrgehäng' und hundert andre Dinge.
Als dieß der klüg're Haushahn ſah,
So fragt' er ihn: „Ich bitte, ſage mir,
„Wozu nützt denn dieß alles dir?"
Das weiß ich ſelbſt nicht, ſprach der Rabe;
Ich nehm es nur, damit ich's habe.
Ein Geizhals und dies Thier thun einerlei.
Der Geizhalz ſammelt gleich dem Raben,
Nicht, daß es ihm und andern nützlich ſey;
Nein, bloß um viel zu haben.

Der blinde Bettler.

Erzählung 36.

Ein glänzender Wagen hielt vor der Thüre des Grafen von Lindenberg, welches der würdige Miniſter eines angeſehenen Fürſten war. Ein junger Prieſter der Gerechtigkeit, ſchön, lächelnd, göttlich friſirt, ſteigt heraus, hüpft mit leichtem Fuße die Treppe hinauf, und ſtürzt ſich mitten in einem Zirkel von Damen in den Beſuchſaal. —

„Ach! es iſt unſer lieber Neuborn, die Seele unſers Kränzchens! — Wo kommen ſie her? Vermuthlich von der Regierung?" riefen die Damen in einem empfindlichen Tone aus. —

„Sie haben recht, meine ſchöne Damen! — Themis hat mir die Augenblicke geraubt, die ich der Freundſchaft weihen wollte. Die liebe Göttin iſt von Natur ſehr ernſthaft, und ich muß geſtehen, daß ſie mich zum ſterben annuirt hat." —

„Gab es keinen unterhaltenden Prozeß?"

„Keinen — doch ja! Man referirte die Klagſchrift eines ſiebenzigjährigen Greiſes, dem ſein Sohn ein kleines Erbe von zweihundert Thalern abſtreiten will."

„Vermuthlich iſt dieſer Sohn in ſchlechten Umſtänden?"

„Im Gegentheile, er iſt ein Crösus; aber ein undankbarer, hartherziger Unhold. Ey nun, es gibt dieſer Leute ſo viele in der Welt!"

„— Schrecklich! Entſetzlich!" —

„Wenn ſie ihn geſehen hätten, dieſen ehrlichen Vater, er würde ihnen Thränen entlockt haben. Er hat ſich für ſeinen Sohn arm gemacht, und dieß iſt nun ſein Dank!"

„Ich liebe ihre Wärme, Neuborn! — ſagte der Miniſter — es freut mich, daß Ihnen das Schickſal des Alten zu Herzen geht."

„Laſſen ſie uns von dieſem traurigen Gegenſtande abbrechen, — unterbrach ihn die elegante Präſidentin — wir haben Sie mit Ungeduld erwartet." —

Ueber die Erſcheinung ihres jungen Geſellſchafters entzückt, ſetzten ſich nun alle an den Spieltiſch. Neuborn thronte mitten unter ihnen, eine Menge Goldes ſtrömte aus ſeiner Börſe, und das Spiel begann. — Kaum war es im Gange, ſo ließ ſich im Hofe eine rauhe mißtönende

Stimme hören. Man horcht. — Es iſt ein Blinder; es iſt ein Blinder, der eine jämmerliche Mordgeſchichte im Balladentone herkollert — und jeder Strophe das Ritocalle anhängt: „Gebt einem armen Blinden ein Almoſen um Gotteswillen." — Sein Geſang war ſo pathetiſch, ſo ſonderbar, daß die lauſchenden Damen ihre Verwunderung nicht verbergen konnten." —

Ach, hören Sie doch, Herr Graf! — Es iſt zum Erſtaunen, es iſt ganz orginell! Der Mann muß doch eine ganz eigene Phiſiognomie haben? Laſſen Sie ihn doch heraufrufen, er muß uns ſein Lied wiederholen. Der Graf befahl einem ſeiner Bedienten den Blinden heraufzuholen. — Der gute Alte erſchien, und da er nichts ſehen konnte, ſo konnte auch nichts ihn verblenden oder irre machen. Er krazte mit einem von Apollo verwünſchten Fiedelbogen ſeine Romanze, und begleitete den Geſang mit ſo ſeltſamen Phraſen, daß die Damen ein lautes Gelächter aufſchlugen. Jezt war er fertig, ihm nähert ſich der Graf, und fragte in einem freundlichem Tone ihn: „guter Mann! ſeyd ihr ſchon lange blind?"

„Noch nicht lange, mein lieber gnädiger Herr! ich war reich, ich war glücklich!"

Graf. Was hattet ihr für einen Stand?

Der Blinde. Den edelſten und nützlichſten. Ich war ein Bauer.

Graf. Was hat euch denn ſo herunter gebracht? —

Der Blinde. Ein Sohn — ein treuloſer Sohn! — den ich liebte, und der nun ſeinen alten Vater verachtet, da er ihn an den Bettelſtab gebracht hat. —

Graf. Das Ungeheuer! hat er Vermögen?

Der Blinde. Ich habe das Meinige an ihn gewendet; die Erziehung, die ich ihm gab, hat ihm ein einträgliches Amt, mächtige Gönner, ja ſogar den Adel erworben. —

Graf. Und er verachtet euch? —

Der Blinde. Dieß iſt ihm nicht genug. Müde mich zu ſehen, müde ſich zu ſchämen, nicht etwa eines Verbrechens, ſondern meines Elendes, das doch ſein Werk iſt, hat er mich vor drei Jahren einſperren laſſen; dreißig Monate ſchmachtete ich im Hoſpital, wo ich das Geſicht verlor. — Ach Gott! wenn ich daran denke! — Kummer, Elend, Krankheit, alles nagte an meinem Leben; das Grab war meine lezte, einzige Hoffnung, doch auch dieſe Ruheſtätte verſchloß ſich; ich erholte mich wieder, und mußte bald darauf das Armenhaus verlaſſen, weil ich nicht mehr arbeiten konnte, und mein kümmerliches Koſtgeld unrichtig bezahlt wurde. Ich ward — ein Bettler; allein ich gehe nun des Nachts meinem Brode nach, aus Furcht des Tages erkannt, und von meinem grauſamen Sohne wieder eingeſperrt zu werden. —

Dieſe Worte, die der Alte auszuſprechen vom Schluchzen oft verhindert ward, drangen allen Damen ans Herz, und ihr zierlicher Geſellſchafter, der weit bläſſer und gerührter ausſah, als die übrigen, ſchien mit einem tödlichen Verdruſſe zu kämpfen. — Der Graf nahm ſeine Betäubung wahr, und fragte ihn ganz beſtürzt: — „Wie, wird es Ihnen nicht wohl, lieber Neuborn?"

„Neuborn? — rief der Blinde: Ja er iſt es? —

Wer? —

„Mein Sohn, dies iſt ſein jetziger Name.“ —

„Ha! Vater, rief endlich Neuborn voll Verzweiflung aus — wie konntet ihr“ —

Er redete nicht aus, und eilte verzweifelnd aus dem Saale, wo er Jedermann im tiefſten Erſtaunen zurückließ. Der arme Blinde weinte bitterlich, und nur mit genauer Noth konnte er die Worte ſtammeln: — Ach! gnädiger Herr! ich bin verloren. — Er war hier, er hat mich erkannt, ich bin jetzt verloren! —

„Nein, nur ruhig, guter Alter! erwiderte der Graf, ich nehme euch unter meinen Schutz. — Dieſes Ungeheuer! — ſo eben ſprach er vom Undanke. — Er!“ —

Ueber dieſe Worte bemerkte der Graf auf dem Spieltiſche Neuborns Geldbörſe, die er in ſeiner Eile liegen ließ: er nahm ſie, zwanzig Dukaten waren darin: er legte noch fünfzehn hinzu, die er von Neuborn eben gewonnen hatte. —

„Hier! unglücklicher Mann! — ſprach der Graf, indem er dem Blinden das Geld zuſtellte — hier iſt etwas auf Abſchlag der Wohlthaten, die Euer unwürdiger Sohn von Euch empfangen hat. Nehmt dieſe Börſe, und dankt der Vorſehung, die Euch in mein Haus führte. —

Der Blinde mußte im gräflichen Pallaſte ſchlafen. Am folgenden Tage erzählte der Miniſter dem Fürſten dieſe Begebenheit. Der brave und gerechte Fürſt nahm ſich des unglücklichen Vaters an, und bald mußte der grauſame Neuborn, ſeines Amtes entſetzt, und überall verſpottet, ſeine Schande in einer entfernten Provinz verbergen. — Allein die Gewiſſensbiſſe folgten ihm nach, ſie nagten ihm am Herzen, und verkürzten ſein Leben, das er mit dem ſchändlichſten aller Laſter, dem Undanke, befleckt hatte.

Der Wanderer und der kleine Schäfer.

Erzählung 25.

Schon neigte die Sonne ſich gegen Weſten und verlängerte mehr und mehr den Schatten der Bäume ringsumher, als der Hirtenknabe Iſidor, deſſen Heerde friedlich an der Landſtraße weidete, einen Greis auf ſich zukommen ſah; ein Stab unterſtützte ſeine wankenden Schritte, und von Ermüdung gebeugt, neigte ſein ſilbergraues Haupt ſich auf ſeine Bruſt. Schweiß floß von ſeiner Stirne.

„Mein Sohn, ſprach er zum Hirten, ſage mir, bin ich der Stadt noch ferne?“

Bei dieſen Worten ſank er matt und erſchöpft auf ein mit Moos bewachſenes Felſenſtück und troknete ſein mit Schweiß überſtrömtes Geſicht.

„Guter Vater, antwortete Iſidor gerührt, der Weg von hier bis zur Stadt wäre wenig für einen friſchen rüſtigen Mann; aber ich fürchte, Eure Kräfte werden Euch nicht erlauben, ihn dieſen Abend noch zurückzulegen. Darum rathe ich Euch, dieſe Nacht in irgend einer gaſtfreien Hütte der Ruhe zu pflegen.

Traurig ſchüttelte der betagte Wanderer das Haupt, und erwiderte nichts. Nach kurzem Schweigen bat er Iſidor, ihm Waſſer aus einer Quelle, deren Rauſchen er in der Nähe vernahm, zu holen. (Schluß folgt.)

Der Bettler.

Gedicht 10.

Habt Erbarmen, habt Erbarmen!
Seht mein Elend, meine Noth!
Gebt mitleidig doch mir Armen
Einen Pfennig oder Brod!

Schon zwei Tage kam kein Biſſen
Speiſe, ach! in meinen Mund.
Steine waren meine Kiſſen,
Und mein Bett' der Wieſe Grund.

O wie reich war ich als Knabe,
Von den Aeltern hoch geliebt;
Aber, wehe mir! ich habe
Sie bis in den Tod betrübt.

Ich verſchmähte ihre Lehren,
Achtete nicht ihre Gunſt;
Wollte nichts von Weisheit hören!
Nichts von Wiſſenſchaft und Kunſt.

Locker waren meine Sitten,
Leer blieb immer Kopf und Herz;
Fruchtlos war der Eltern Bitten,
Taub war ich für ihren Schmerz.

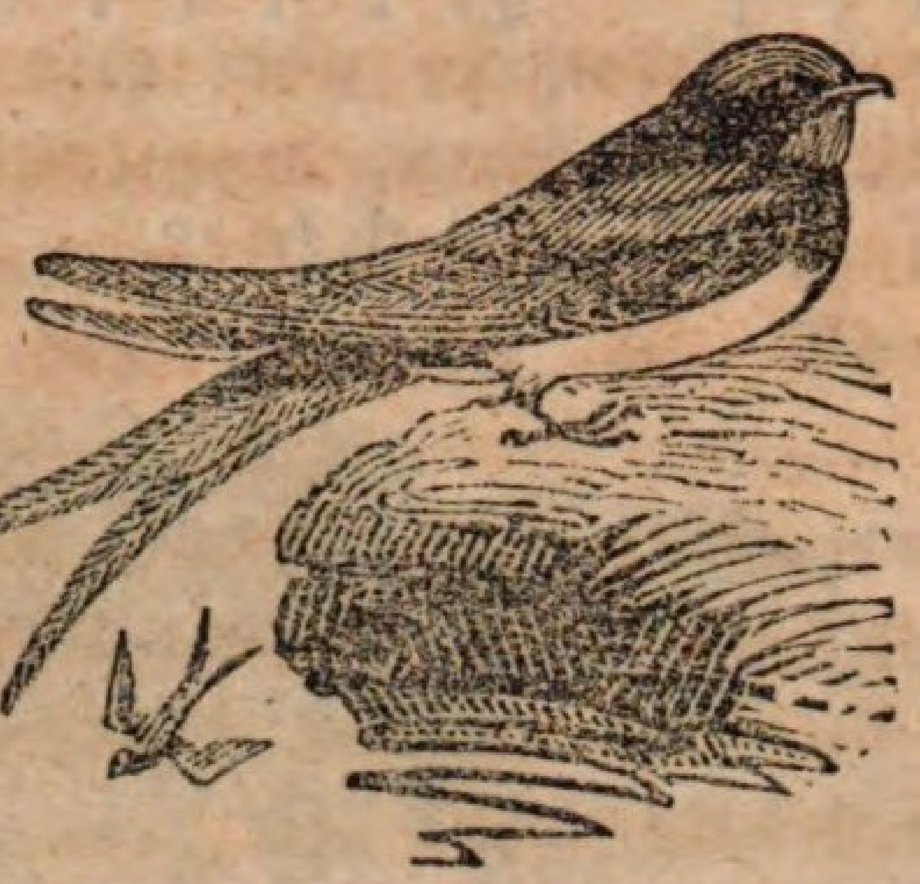
Und ſie ſtarben. Statt zu ſparen,
Lebt ich hin in Saus und Braus;
Und im dritten Sommer waren,
Schon verſchwunden Hof und Haus.

Und wie Kain mußt' ich fliehen.
Ohne Ruh' irrt ich umher.
Von der Menſchheit ausgeſpieen
Bin ich! o wer gleicht mir? Wer?

Ach mein Loos iſt nun — zu darben.
Traute Kinder, seht mich an!
Jammer, Elend ſind die Garben,
Die die Thorheit ernten kann.

Die Schwalbe.

Bild 2.



Zwitſchernd grüßt der frühern Schwalbe Lied das Morgenroth mit Luſt,
Dafür glänzt zum Dank und Lohne, morgenröthlich ihr die Bruſt.

Der Wanderer und der kleine Schäfer.

(Schluß.)

„Nein, ſprach der Hirtenknabe, die Kühle des Waſſers möchte Euch in dieſem Augenblicke ſchädlich ſeyn. Ich will eine meiner Kühe melken und Euch Milch bringen.“ Gierig trank der Wanderer dieſe Milch, dann den Knaben unruhig betrachtend, ſprach er: „Ich weiß nicht, ob ich wohl gethan, dein Anerbieten anzunehmen. Dein gutes Herz hat dich vielleicht verleitet über etwas zu gebieten, das dir nicht angehört.“

Iſidor, lächelnd: Seyd unbeſorgt. Alle Abende gibt man mir Milch zum Abendeſſen; es war mein Antheil, den Ihr getrunken; ich bin zufrieden, wenn Ihr euch erquickt fühlt.

Der Wanderer. Liebenswürdiges Kind! Gott wird dich dafür ſegnen.

Iſidor. Eßt auch von den Birnen dieſes Baumes, der ſeine Zweige zu Euch herabneigt. Ihr dürft es, denn ein wohlthätiger Mann hat ſterbend die Früchte dieſes kleinen Obſtgartens den Armen und Reiſenden vermacht.

Der Wanderer. O, mein Sohn! möge Gott im Himmel dieſen großmüthigen Mann lohnen! Kannſt Du mir ſeinen Namen nennen?

Iſidor. Sein Name ſteht auf ſeinem Grabe. Gewahrt Ihr zwiſchen dem Geſträuche jenen großen, grauen Stein? da ruht er.

Achtungsvoll nahte ſich der Wanderer dem Grabmal, und nachdem er die Ranken, die es dicht umkränzten, zurückgebeugt, las er die Worte:

Moeris ſtarb lebensſatt, nachdem er ſechzig Jahre das Feld ſeiner Väter bebaut. Der Herr war mit ihm in allen ſeinen Unternehmungen, der unfruchtbarſte Boden wurde fruchtbar unter ſeiner Hand. Er hatte eine Menge nützlicher Bäume gepflanzt. Kein Menſch ſtiftete mehr Gutes in ſeinem Leben, als er, und nach ſeinem Tode werden ſeine Wohlthaten ſein Andenken verewigen. Er wollte, daß dieſer Obſtgarten, den er am Rande

eines beſchwerlichen Weges gepflanzt, zur Labung der Armen und Reiſenden diene. Er empfiehlt ihn der Obhut Gottes und flucht Jedem, der dieſe Bäume verderben oder ohne Noth ihrer Früchte berauben wird.

Ein ſchönes Lob! ſprach der Wanderer ſeufzend. Glücklich, wer nach vielen Lebensjahren, ſeine Tage nach Wohlthaten zählt!

Iſidor. Gerne führe ich meine Heerde hierher, gern ruhe ich unter dem Schatten dieſer Birnbäume, welche Moeris Hand um ſein achtungswürdiges Grab gepflanzt.

Der Wanderer. Hüte dich, mein Kind, den Fluch auf dich zu laden, der gegen Jene in dieſen Stein gegraben iſt, welche, ohne ihrer zu bedürfen, Früchte von dieſen Bäumen brechen. In deinem Alter wird man leicht von ſolchen Gegenſtänden gereizt.

Iſidor. Gott bewahre mich vor einem ſolchen Unglücke! hieße das nicht das Erbe des Armen und Reiſenden berauben? Nein, ſtrafbare Wünſche führen mich nicht an dieſen Ort, ich beſuche ihn nur, um die Tugenden desjenigen nachzuahmen, der hier ruht, und um den Himmel zu bitten, mich ein eben ſo verehrungswürdiger Mann werden zu laſſen, als er war. Ganz nahe bei der Quelle habe ich die Kerne aller Früchte geſäet, die man im väterlichen Hauſe mir gegeben. Schon iſt meine Baumſchule zahlreich und blühend, Ihr könnt ſie von hier aus erblicken. So wie ſie herangewachſen ſind, werde auch ich meine Bäume an den Rand dieſes Weges pflanzen, und meine jungen Stämme werden die Stelle der alternden Birnbäume erſetzen.

Der Wanderer. Möge der Himmel, o mein Sohn, die Greiſe ſegnen, die gute Beiſpiele zurücklaſſen, und die Kinder, die ſich nach ihnen zu bilden ſtreben! Ich Unglücklicher, der ich meine Jugend in eiteln, nichtigen Zerſtreuungen vergeudet, ſchmachte nun im Alter entkräftet, ohne Ehre. Ich war reicher als Moeris und jezt gebricht es mir an Allem. Meine Schätze ſind zerronnen wie die Wogen eines Stromes, der nichts befruchtet und ſpurlos, als ſey er nie geweſen, dahinſchwindet. Mein Sohn, folge den ſchönen Beiſpielen tugendhafter Menſchen; denn dieß iſt das einzige Mittel, in jedem Alter glücklich zu ſeyn. Dem gewitterſchweren Morgen folgt oft ein heiterer Abend; nicht ſo iſt es mit dem Leben; ein elendes Alter krönt gewöhnlich eine ausſchweifende Jugend.

Bei dieſen Worten erhob ſich der Wanderer, ergriff ſeinen Stab und grüßte ſcheidend Iſidor und die Grabſtätte Moeri's. Mit ſchmerzlich beklemmtem Herzen blickte ihm Iſidor lange trauernd nach; dann, das Auge zum Himmel hebend:

O Gott! ſprach er, da das Glük in der Tugend beſteht, leite mit ſchirmender Hand meine Jugend, lehre mich das Gute vom Böſen unterſcheiden, und wie Moeris, deine Liebe und die Verehrung der Menſchen verdienen.“

Seelengröße.

Erzählung 38.

Ein rachſüchtiger Charakter läßt uns diejenigen fürchten und fliehen, mit welchem uns die Natur umgeben zu haben ſcheint, um uns die Annehmlichkeiten des Lebens zu verſchaffen. Jeder entfernt ſich dann, aus Furcht,

uns, ohne es zu wollen, durch irgend eine ſeiner Handlungen zu beleidigen, und auf dieſe Weiſe ſich unſerer Rache auszuſetzen. Hat man uns wirklich beleidigt, oder glauben wir Urſache zu haben uns zu beklagen, ſo wird man in demſelben Augenblicke unſer unverſöhnlichſter Feind. Da man weiß, daß wir unaufhörlich nach Gelegenheit und Mittel ſuchen uns zu rächen, ſo iſt man nur auf unſern Untergang, als den einzigen Ausweg, ſich zu retten bedacht. Das Verzeihen der Beleidigungen öffnet uns hingegen alle Herzen; Großmuth ſcheint ein Magnet zu ſeyn, der ſie anzieht; wenigſtens flößt ſie uns dieſes Zutrauen ein, welches die Quelle und der ſüßeſte Reiz der Freundſchaft iſt. Hat man uns Unrecht gethan und wir ſind großmüthig, ſo glaubt man keinen Vortheil dabei zu finden, wenn man es weiter treibt; man ſucht nicht unſern Untergang zu vollenden, weil man ihn einmal beabſichtigt, und oft ſah man unſere Feinde durch einen Zug von Seelengröße zu beſſern Geſinnungen zurückgerufen, unſere Stütze gegen ſich ſelbſt werden, und durch eine rettende Brüke den Abgrund decken, den ſie im Begriffe waren unter unſern Füßen zu graben.

Herr von Sirmont beſaß einen großen Reichthum, der ihm manchen Neider erweckte. Einige Taugenichtſe verſuchten es, ſich einen Theil deſſelben zuzueignen, indem ſie vorgaben: Herr von Sirmont habe eine alte Ehrenſchuld an ſie abzutragen; es gelang ihnen durch Hülfe falſcher Zeugen. Wie oft hat man nicht ſchon bei ähnlichen oder ganz verſchiedenen Fällen die Gerechtigkeit hintergangen!

Sie dachten anfänglich die Früchte ihres Raubes zu genießen; bald aber zerſtörte eine fürchterliche Betrachtung ihre Freude. Herr von Sirmont iſt verurtheilt worden, ſagten ſie unter ſich, aber nicht mit Recht; dürfen wir glauben, daß er nicht trachten werde, wieder zu dem Beſitze ſeines Vermögens zu gelangen? Ach! in dieſem Augenblicke bereitet er vielleicht ſchon alles Nöthige, um uns die Summe zu entreißen, deren wir ihn auf eine ſo ungerechte Weiſe beraubt; und was wird dann aus uns? Die einfache Wiedererſtattung wird nicht genügen; man wird uns exemplariſch ſtrafen; ſo wollen es die Geſetze. Von dieſem Gedanken bis zu dem Verſuche, Herrn von Sirmont zu ſtürzen, war kein großer Schritt für Elende, die der glückliche Erfolg des erſten Verbrechens dreiſt gemacht. Man ſchmiedet alſo eine Hauptanklage, die man eheſtens eingeben will; auch dieſesmal verſieht man ſich mit falſchen Zeugen, und betrachtet von nun an dieſes entſetzliche Mittel als unfehlbar.

Der Mäßige.

Woher kömmt es denn, fragte einſt Fritz ſeinen Bruder Karl, daß du immer ſo munter und ſo thätig biſt, ich hingegen immer ſchläfrig und verdrüßlich? Ich weiß keinen andern Grund anzugeben, als dieſen, verſetzte Karl: ich höre immer auf zu eſſen und zu trinken, ſobald mein Appetit geſtillt iſt. Wollte ich meinen Magen überladen, ſo würde alle meine Kraft auf die Verdauung gerichtet werden, ſo, daß mir keine Kraft zu anderer Arbeit übrig bliebe, und die unaufhörliche Arbeit des Magens würde machen, daß ich immer müde wäre.

Fröhlichkeit und Mäßigkeit ſind die beſten Aerzte.

Der Eſel und der Hund.

Fabel 47.

Ein Eſel trabte ſeinen Schritt;
Ein leichter Windhund trabte mit,
Sie hatten einen Weg zu reiſen.
„Pfui, ſpricht der Hund, du träges Thier;
„Man kommt ja nicht vom Fleck mit dir!“
Er jagt voraus. In weiten Kreiſen
Kehrt er zurück zum Eſel hin,
Und ſchießt dann fort, gleich einem Pfeile,
Und macht ſich drei aus einer Meile.
Sie gehen weit, Berg auf, Berg ab,
Durch lange Wälder, lange Triften,
Der Eſel ſtets in ſeinem Trab,
Das Windſpil immer in den Lüften.
Doch dieſer ſpringt und rennt und fliegt,
So lange, bis auf halbem Wege
Er lechzend auf den Rippen liegt.
Der Wohlbedächtige, den Schritten nach ſo träge,
Kam an, wohin ſein Ziel ihn rief.
Wer war es, der geſchwinder lief?

Seelengröße.

(Schluß.)

Unter den Erſten, welche durch dieſe ſchändliche Rolle Herrn von Sirmont geſchadet, befand ſich ein gewiſſer Anſelm, der ſeit langer Zeit in ſeinen Dienſten ſtand, den aber das Anerbieten einer Summe von Seiten der falſchen Gläubiger verführte. Strafbarer als alle Uebrigen, würde er Herrn von Sirmont am erſten auf das Blutgerüſte gebracht haben. Die Umſtände hatten das aus ihm gemacht, was er von Natur nicht war, einen Böſewicht! und Schurken dieſer Art ſind nicht weniger gefährlich, als Andere; ſie legen eine Binde um die Augen, die um ſo feſter hält, da ſie ſie mit eigener Hand umgeknüpft.

Die Vorſehung aber, die nach freiem Willen die Ereigniſſe ordnet und oft einander entgegenſezt, um ihrer Wirkung eine andere Richtung

zu geben, wollte, daß Anſelm, bevor er ſich noch durch ein neues Verbrechen des Schikſals des Herrn von Sirmont bemächtigen konnte, ſelbſt in die Gewalt deſſelben fiel.

Seit einiger Zeit wurde in * * * ein Mann vermißt, ohne das man wußte, wo er hingekommen. Endlich findet man den Leichnam dieſes Mannes. Wie durch ein Wunder der göttlichen Vorſehung erhalten, welche wollte, daß er ſelbſt zum Zeugen der Unthat werde, deren Gegenſtand er war, zeigte dieſer Leichnam untrügliche Spuren der Ermordung. Doch war er nicht beraubt worden, die Brieftaſche noch uneröffnet; der Mord konnte alſo nur die Wirkung einer Privatrache geweſen ſeyn. Man vermuthet, man unterſucht. Aller Verdacht fällt auf Anſelm, den man als entſchiedenen Feind des Verſtorbenen gekannt, mit welchem er ſelbſt in deſſen lezten Tagen einen wichtigen Prozeß geführt, den er in der Folge über die Erben gewonnen, da dieſe ihm nicht die nöthige Vertheidigung entgegenſezen konnten. Anſelm wird verhaftet und ſoll in Kurzem vor ſeinem Richter erſcheinen. — Der Magiſtrat läßt Herrn von Sirmont vor Gericht laden. Anſelm ſtand noch in ſeinen Dienſten zur Zeit, als der Mord verübt wurde, und folglich in * * *, das drei Meilen von dem Orte, wo das Verbrechen begangen worden, entfernt lag. Aber man weiß, daß er für dieſen zu gütigen Gebieter eine Reiſe nach * * * gemacht, und das genaue Datum dieſer Reiſe wird über Alles entſcheiden. Herr von Sirmont ſelbſt ſcheint anfänglich ungewiß darüber zu ſeyn und ſpricht daher nicht mit Beſtimmtheit vor dem Unterſuchungsrichter.

Indeſſen verſammelt ſich das Gericht und erwartet die Anklage und alle Perſonen, die es für nöthig erachtet, vorzuladen, um ſeine Gewiſſenhaftigkeit an den Tag zu legen. Alle haben Anſelm zur Zeit des Verſchwindens des unglücklichen Ermordeten in * * * geſehen; doch ohne Intereſſe, und ſo konnte Niemand einen beſtimmten Tag angeben. Selbſt der Auftrag, in welchem Anſelm von Herrn von Sirmont war verſendet worden, vermag kein Licht zu verbreiten, da er nur den Ankauf mehrerer Waaren betraf, welche die Kaufleute, ohne Aufmerkſamkeit auf den Käufer, ertheilten.

Bald bleibt nur Herr von Sirmont noch zu verhören. Aber man iſt ſehr gegen Anſelm eingenommen, und wenn dieſer lezte Zeuge nicht ganz zu ſeinen Gunſten ſpricht, daß heißt, wenn er ihn nicht völlig rechtfertigt durch den Beweis, daß er anderswo geweſen, als wo das Verbrechen begangen worden, ſo iſt er verloren. Was nur Vermuthung iſt, erſcheint dann als Beweis, und man wird das Todesurtheil fällen. In welchen Händen liegt mein Schikſal! ſprach Anſelm bei ſich; es hängt von dem Manne ab, in welchem ich nothwendig meinen grauſamſten Feind ſehen muß; und zu meinem Untergange braucht er nur ſein Gedächtniß nicht verloren zu haben, ſich jenes längſt von allen vergeſſenen Tages meiner Abreiſe zu erinnern. — Wie wenig kannte er die Tugend und die ſtrengen Geſeze, die ſie befolgt! Herr von Sirmont erſchien; er hielt ein Papier in der Hand; Richter, ſprach er, ich bemühte mich, mir alle Umſtände zurückzurufen, die zur Rechtfertigung dieſes Unglücklichen beitragen konnten, und ich erinnerte mich, in ſeiner Abweſenheit auf einem kleinen Blatte Papier einen Aufſaz zu einem Briefe entworfen zu haben, der mit dem Datum verſehen war. Ich durchſuchte ſeitdem alle meine Papiere, da ich aber eine große Menge derſelben verbrannt hatte, fürchtete ich, auch jenes wichtige Blatt möchte

ein Raub der Flammen geworden ſeyn; doch es war ihnen entgangen. Nachdem ich zwei Tage und zwei Nächte vergebens meine Nachſuchungen wiederholt, fand ich es endlich; hier iſt es. Sein Datum erinnerte mich an das eines feſtlichen Mahles, welches ich den Tag nach der Rückkehr Anſelms gegeben. Ich habe aus zwanzig Meilen im Umkreiſe ſechs der anſehnlichſten Herrn, die dieſem Mahle beigewohnt, verſammelt, und komme, ſie ihnen vorzuſtellen. Alle werden ihnen bezeugen, bei Tiſche von Anſelm bedient worden zu ſeyn, und mich ſeiner, als eines Dieners erwähnen gehört zu haben, der ſo eben von einer Reiſe nach * * *, die er in meinen Aufträgen unternomen, zurückgekehrt ſei. Indeſſen verſchwand das unglückliche Opfer nur zwei Tage ſpäter.

Man verhört die von Herrn von Sirmont aufgeſtellten Zeugen. Anſelm iſt gerechtfertigt; das Gericht erklärte es feierlich, und man will ihn im Triumph hinausführen, Alles breitet ihm die Arme entgegen. „Haltet ein, rief er aus der Mitte des Verſammlungsſaales: ich war in der That unſchuldig an dem Verbrechen, deſſen man mich beſchuldigt; aber wenn ich, bevor ich aus dieſem Kreiſe trete, mich nicht ſelbſt einer Unthat anklagte, würde man hier bald den großmüthigen Mann unterliegen ſehen, der mir ſo eben das Leben gerettet! Und nun erzählte er den entſetzlichen Anſchlag, den man gegen Herrn von Sirmont geſchmiedet und bekennt ſogleich die ungerechte Beraubung dieſes redlichen Mannes. „Wir wollten ihn ganz verderben, rief er am Schluſſe, um ihn außer Stand zu ſezen, ſich für unſer erſtes Unrecht gegen ihn zu rächen. Ach! dachte er daran? O! nein; ich bin ein zu merkwürdiger Beweis ſeiner Großmuth! Ach! daß das doppelte Geſtändniß, das dieſe Großmuth mir entreißt, ſeine Ruhe ſichern und ihm zugleich ſein Vermögen wiedergeben möchte! Ich aber, der von ſeinen und und der Seinigen Wohlthaten überhäuft, mich zweimal verleiten ließ, an ſeinem Untergange zu arbeiten ich liefere mich von Neuem der Gerechtigkeit aus, der es zukömmt, die Geſellſchaft zu ſchüzen und zu rächen.

Wohl mag mancher nach dieſer rührenden und ſchrecklichen Szene ſich gefragt haben: „Vermögen wir wohl dadurch, daß wir Entwürfe der Rache gegen unſere Feinde ſchmieden, uns vor ihren Streichen zu ſichern?

Der tröſtende Engel.

Erzählung 39.

Madame Dulaure war gewöhnt, den größten Theil des Sommers bei Frau von Belval, ihrer Jugendfreundin, zuzubringen, die in geringer Entfernung einer der anſehnlichſten Städte Frankreichs, ein angenehmes Landgut beſaß. Frau von Belval war eine äußerſt liebenswürdige Dame, von jederman geſucht wegen der Sanftmuth ihrer Sitten und des Frohſinns ihres Charakters. So lange ſie ihr Landhaus bewohnte, war es der Verſammlungsort aller derjenigen, die ſich aus den Städten in die Umgegend zurückgezogen hatten. Jeder durfte ſich einer guten Aufnahme rühmen, doch vor Allen, Madame Dulaure, die ihrer Seits ganz

Frankreich durchreiſte, um ihre Freundin zu beſuchen. Wenn Frau von Belval ſie in weiter Entfernung erblickte, eilte ſie ihr entgegen und ſie umarmten ſich ſo fröhlich, als es nur immer zwei Freundinnen thun können, die ſeit fünf und zwanzig Jahren, jedes Jahr ſich mit neuem Vergnügen wiederſehen, und ſich nur immer angenehme Ereigniſſe mitzutheilen haben. Nach den erſten Umarmungen erſchien in den letzten Jahren, mit allen Reizen der Schönheit begabt, Luzia, die geliebte Tochter der Frau von Belval; ſchüchtern, und mit jener Achtung, welche die wohlerzogene Jugend immer gegen das Alter und die Tugend hegt, erkundigt ſie ſich nach dem Befinden ihrer Freundin. Man umarmte auch ſie, lächelnd der neuen Vorzüge, die man jedesmal an ihr entdeckte, dann trat man in den Saal, wo man ſich tauſend Dinge zu erzählen hatte. Der übrige Theil dieſes erſten Tages war ein Feſt für das ganze Haus; denn jeder liebte Madame Dulaure als eine zweite Frau von Belval, und man wußte, daß man der Gebieterin des Hauſes das größte Vergnügen machte, wenn man die Ankunft ihrer Freundin eben ſo herzlich feierte, als man die ihrige gefeiert haben würde.

Auch dieſes Jahr eilte Frau von Belval ihrer Freundin entgegen; aber ſie ſchien dieſer traurig und gezwungen, und Luzia erſchien nicht. Im Saale ſtrebte Frau von Belval den alten Frohſinn wieder zu gewinnen, aber es gelang ihr nicht. Sprach man von Luzia, ſo füllten ſich ihre Augen mit Thränen und ſie ſuchte wiederholt das Geſpräch auf andere Gegenſtände zu lenken. Madame Dulaure ſchlug einen Spaziergang vor, und Frau von Belval ergriff ſogleich ihren Arm und ging mit ihr in den Garten, doch ohne Vergnügen, ja mit einer Art abſchreckender Unempfindlichkeit. Keine Pflanze, keine Blume wurde gelobt oder bemerkt, und Frau von Dulaure ſah ſich genöthigt den Strauß zu fordern, den man ihr ſonſt ſo geſchäftig pflückte. Man ſuchte nicht mehr jene anziehenden Stellen des Gartens auf, die die ſchönſte Ausſicht boten; obgleich der Himmel umzogen war, vertiefte man ſich in die dichteſten Schatten, und von da gelangte man beinahe wortlos an eine kleine Thüre, die in ein Wäldchen führte, welches man wie in Zerſtreuung betrat. Das Herz meiner Freundin iſt krank, dachte Madame Dulaure; Euphraſie freut ſich meiner Gegenwart nicht, und ſucht ſich in Dunkelheit zu verlieren; ſie iſt unglücklich, ſie hat Kummer. Und ſie drang nun mit zärtlichen Fragen in ſie. Lange widerſtand Frau von Belval. Sie ſchützte einen Prozeß vor, der ſie beunruhige; ein drückendes Kopfweh, dem ſie ſeit langer Zeit unterworfen ſey; die trübe Witterung, die ihr den Kopf beſchwere. . . . . Ach meine theure Freundin, du täuſcheſt mich; dieſe Schwermuth kommt aus deiner Seele, und du leideſt irgend einen geheimen Schmerz. — Ich? — Wo iſt Luzia? Warum haſt du ſie ausgehen laſſen, da du dich unwohl fühlteſt? — Und dieſen Worten, mit einem ſchweren Seufzer wiederholt, folgten einige Thränen.

(Schluß folgt.)

Der Fuchs, der Spürhund und der Luchs.

Fabel 48.

So geht's bis auf den heutigen Tag auf Erden,
Wer Alles werden will, wird nie vollkommen werden.

Vor des Kroniden*) Thron erſchienen
Der Fuchs, der Spürhund und der Luchs,
Und baten ihn mit demuthsvollen Mienen
Um ein Gehör; der Redner war der Fuchs.
„Wir kennen, Herr, den Werth der hohen Gaben,
„Die wir von deiner Huld empfangen haben:
„Kein Thier hat ſochen Blick, als ſie dem Luchs verlieh;
„Der Spürhund riecht das Wild auf viele tauſend Schritte,
„Und mich erhobſt du zum Genie,
„Indeſſen würden wir — und dieß iſt unſre Bitte —
„Doch alle drei noch weit vollkommner ſeyn,
„Wenn jeder unter uns auch das Talent empfinge,
„Was jene beiden ſchmückt.“ Den Vorſchlag geh' ich ein,
Erwidert Zeus, doch nur mit dem Bedinge:
(Und unveränderlich bleibt dieſer Schluß)
Von ſeinen eignen Gaben muß
Ein jeder ſeinem Freund' ein gleiches Maaß ertheilen,
Als er von ihm verlangt. — Das Triumvirat
Nimmt froh die Klauſel an. — „Nun kehrt zurücke,
„Und ſagt den Brüdern, was der Vater der Geſchicke
„Für euren kühnen Ehrgeiz that!“
Das Kleeblatt küßt dem Gotte die Sandale;
Und, gleich dem jungen Arzt, der ſich zum erſten Male,

*) Jupiter, Zeus, Kronide war bei den alten Griechen und Römern der Name des Beherrſchers der Welt.

Dem Volk als Doktor zeigt, gehn ſie ſtolz in den Rath,
Und geben ihm Bericht, was ſie für neue Gaben
Vom Herrſcher der Natur empfangen haben.
Nicht ohne Neid vernahm der Brüder Schaar
Den Vorzug; aber eh' ein Tag verſtrichen war,
Hieß es: „Der Fuchs iſt vor den Kopf geſchlagen;
„Der Spürhund taugt nicht mehr zum Jagen;
„Und Argus Luchs bekommt den Staar.“

Der tröſtende Engel.

(Schluß.)

„Geliebte Freundin, ſollte deine Tochter die Urſache deines Kummers ſeyn? ..... Du weißt! ..... Ach! ich weiß Alles! ..... Wie! Luzia! Das Muſter der Töchter! — Ach! meine Freundin, ſie war mein ganzes Glück, und dieſes Glück iſt zerſtört! — Euphraſie, vertraue ..... mir, was dein Herz betrübt ..... Ein Zwiſt! ...... Ach ich werde euch verſöhnen! — Nein, ich hatte noch nicht den Muth ihr Vorwürfe zu machen; es kömmt einer Mutter ſo ſchwer an, einer einzigen Tochter, die bisher ihr ganzer Troſt war, zu ſagen: Du haſt mein Zutrauen verloren! .... Bis dieſe Worte ausgeſprochen ſind, bleibt uns immer noch ein ſüßer Wahn; ſie vernichten Alles auf ewig! .... Du haſt wohl gethan meine Freundin, dieſe harten Worte nicht über deine Lippen gehen zu laſſen; aber erzähle mir doch ..... Die kleinen Arbeiten werden vernachläſſigt, der Charakter wird bitter und unbiegſam, die Geſellſchaft der Mutter genügt nicht mehr. — Nein, ſie iſt noch thätiger, als früher; ſie iſt noch eben ſo ſanft, eben ſo zuvorkommend; aber unter dem leichteſten Vorwande, bei der erſten Gelegenheit entfernt ſie ſich auf lange, ohne ihrer Mutter zu ſagen, wohin .... Man muß ſie hindern .... Wenn ich ſie im Park glaube, iſt ſie nicht darin, und noch vor meinem Erwachen ſieht ſie der frühe Morgen ſchon auf dem Spaziergange. — Daß ſie ſich im Park ergeht, finde ich nicht anſtößig. — Sie verläßt ihn heimlicher Weiſe. — Ich würde ihr Jemand nachſchicken. — Es wird mir nichts anderes übrig bleiben. — O Gott! meine Freundin! ..... Und wo bleibt der Ertrag der Arbeit? ich weiß, daß du ihn zu Wohlthaten verwendeſt. — Ich glaube, ſie ſchenkt mir hierüber nicht reinen Wein ein; er nimmt ab, und doch habe ich bemerkt, daß ſie von Zeit zu Zeit ganze Nächte durch arbeitet. — Du machſt mich ſchaudern ..... Aber hörſt du den Donner rollen? Dieſe großen Regentropfen verkünden das Gewitter; laß uns in dieſe Hütte treten, es möchte nicht rathſam ſeyn, unſern Spaziergang weiter fortzuſetzen.“

In der Hütte herrſchte Armuth, aber Reinlichkeit und Arbeitſamkeit. Die ganze Familie beſtand aus einem alten Greis, den ein Schlagfluß im Bette hielt, einer Frau von vierzig Jahren, die am Spinnrade ſaß, einem fünfzehn bis ſechzehnjährigen Mädchen und einem ſiebenjährigen Knaben, der an det Seite ſeiner Mutter das A B C lernte. Seine Schweſter öffnete den beiden Damen; ſie kam aus dem Gärtchen, das die kleine Hütte umgab.

Verzeihung, ſprach Madame Dülaure; meine Freundin und ich bitten um einen Zufluchtsort vor dem nahen Gewitter. — „Nehmen ſie Platz,

meine Damen; gieb Stühle, Hannchen.“ Man ſetzte ſich. Auf ihren Rechen geſtützt, erzählte das junge Mädchen ihrer Mutter, wie es im Gärtchen ausſehe, was ſie darin gearbeitet und nach dem Gewitter noch darin zu ordnen denke. Die Mutter fuhr fort zu ſpinnen; die Blicke des Kleinen glitten von Zeit zu Zeit über das Buch auf die beiden Damen; der Greis betrachtete ſie mit Intereſſe. „Welch ein Gemälde! ſprach Madame Dûlaure zu Frau von Belval. O wir ſind bei wackern Leuten, das beweiſt dieſes Schauſpiel.“ Sie ſind ſehr gütig, Madame, ſo gut von uns zu denken, erwiderte die Spinnerin. — Liebe Frau, fuhr Madame Dûlaure fort, iſt dieſer Greis Euer Vater? — Ja, Madame, er iſt lahm und hat ſeit zwei Jahren die Sprache verloren. — Und Euer Mann? — Iſt vor achtzehn Monaten geſtorben, antwortete die Bäuerin, und große Thränen, die ſie nicht zurückhielt, floſſen über ihre Wangen. Und Ihr und Eure Tochter führt die Haushaltung? — Meine Tochter bebaut unſern kleinen Garten, von deſſen Gemüſen wir uns nähren. Des Winters brennen wir das trockene Holz, das wir im Walde ſammeln. Mit meiner Spindel verdiene ich ſo viel, das wir uns kleiden können. „O Eure Reinlichkeit iſt bezaubernd!“ Ihr Guten ſcheint eines beſſern Looſes würdig. — Wir waren weit unglücklicher, Madame. Leute, wie wir, beklagen ſich nicht, wenn ſie durch Arbeit ihren kleinen Unterhalt gewinnen können. Mein Mann ſtarb nach einem langen Krankenlager. Ich hatte Alles verkauft, um ſeine Pflege zu beſtreiten. Als es ſich mit ihm zu Ende neigte, beſaßen wir kein Bett mehr; mein Vater und er lagen auf Blättern; kein Spinnrad, kein Werkzeug, um unſer Gärtchen zu bauen, war uns geblieben; ach! was würde aus uns geworden ſeyn, ohne den tröſtenden Engel, der ſich unſrer erbarmte! — Was ſagt Ihr? Unterſtützt Euch Jemand? Ja, eine junge Dame aus der Stadt kam eines Tages bei einem Spaziergange bis zu unſerer Hütte. Sie trat herein, um Milch zu verlangen, ſah unſer Elend, und ward unſere Stütze, unſer Schutzengel. O möge Gottes Segen ſie auf allen Wegen begleiten! Nach Verlauf von vierzehn Tagen hatten wir zwei Betten, dann Werkzeuge und Sämereien für unſern kleinen Garten, dann ein Spinnrad, dann dieſe Möbeln; und bis wir durch unſere Arbeit uns ernähren konnten, unterhielt ſie uns durch ihre Wohlthaten. Gott ſegne ſie!“ Gott ſegne ſie! rief auch das junge Mädchen, indem ſie ſich auf die Knie warf; der ſiebenjährige Kleine ſtammelte, die Händchen faltend, dieſe Worte nach, und der Greis erhob die Augen zum Himmel und bewegte die Lippen, als ob er ſie leiſe wiederhole.

„Und ſeht Ihr zuweilen Eure Wohlthäterin noch?“ erwiderte Madame Dûlaure, die nicht mehr an den Spaziergang dachte, obgleich das Gewitter vorübergezogen war. — Ja, Madame, ſie war vorgeſtern bei uns, und ohne Zweifel ſehen wir ſie bald wieder; denn ſie bemerkte, das unſer Grabſcheit zur Hälfte abgenutzt iſt, gewiß bringt ſie heut uns noch ein Anderes. Wir erwarten ſie mit dieſer Krone. Es iſt heute der Namenstag unſers guten Vaters, da wollen wir ſie zu einem kleinen Male einladen, und während ſie es einnehmen wird, denn ſie iſt zu gütig, es auszuſchlagen, wollen wir ihr dieſe Krone aufſetzen, indem wir ſie an all das Gute erinnern, das ſie uns erzeigt ..... Brav, gute Frau, die Erkenntlichkeit iſt eine Tugend, die man üben muß ..... Du weinſt, meine Freundin? ..... Bittere Thränen! erwiderte Frau von Belval;

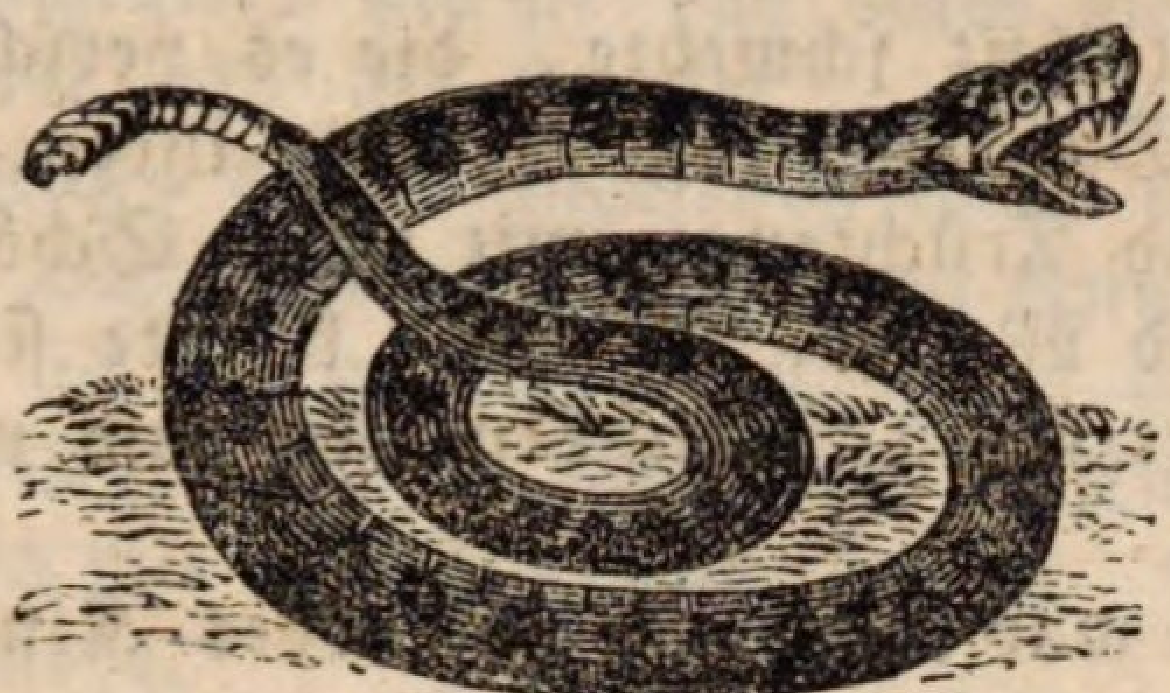
ich weine aus Eiferſucht gegen die Familie, der die Wohlthäterin dieſer guten Leute angehört, und aus Unwillen gegen meine Tochter, die mich mit ihrer Lage nicht bekannt gemacht hat; du weißt, daß es ſonſt ihr größtes Vergnügen war, Dürftige aufzuſuchen, denen meine Hülfe nützlich ſeyn konnte . . . . . O Luzia! Luzia!" Und Frau von Belval weinte von Neuem mit ſolcher Heftigkeit, daß Madame Dülaure ſie in ihre Arme ſchloß und ihren Schmerz durch Liebkoſungen zu beſchwichtigen ſuchte. „O! o! da iſt unſere junge Freundin! rief in dieſem Augenblicke die Bäuerin; und ſie ergriff die Hand ihres Kindes und erhob ſich achtungsvoll. Die Unbekannte trat ins Zimmer, wollte ſich aber bei'm Anblick der Fremden ſogleich wieder entfernen. „Sie wollen fort, Mademoiſelle? rief das junge Mädchen. Ach! gewiß, weil ſie dieſe Krone geſehen; aber es iſt zu ſpät." Und ſie drückte die Krone auf ihre Locken, indem ſie ſie mit einem Arme umſchlang, um ſie zurückzuhalten. „Ach! unſere Wohlthäterin, bleiben Sie bei Uns, nehmen Sie eine kleine Erfriſchung an, die wir Ihnen bieten, es iſt heute der Namenstag unſers guten Vaters. — Mein Fräulein, begann Frau von Belval, und trat der jungen Unbekannten einen Schritt entgegen, möge unſere Gegenwart Sie nicht . . . . . Großer Gott! rief ſie und ſich in ihre Arme werfend; großer Gott! es iſt meine Tochter! — Luzia! rief auch Madame Dülaure und umfaßte ſie zärtlich. — Meine Tochter! Ach! hier alſo bringſt du die Augenblicke zu, die du mir entziehſt! Luzia . . . . . ſie hält ein Grabſcheit in der Hand . . . . . Meine Luzia! meine gute Luzia!" Und auf einen Seſſel ſinkend zog Frau von Belval ihre Tochter auf ihren Schoos und küßte ihr wie im Wahnſinne Hände, Arme, Haare; dann rief ſie noch einmal: „Ach, meine Tochter! Darum täuſchteſt du mich! Dazu alſo verwendeſt du einen Theil des Geldes, das du durch anhaltendere Arbeit, die du bis in die Nacht fortſetzteſt, gewannſt! . . . . . Indem du zu meinen Gaben beitrugſt, wollteſt du noch einen eigenen Kreis des Wohlthuns haben, und auf dieſe Weiſe erregteſt du meinen Argwohn! . . . . Sie mußte dieſen Argwohn erklären; er wurde ein Anlaß zu neuen Liebkoſungen, mit welchen alle Anweſende das Fräulein von Belval überhäuften; ſelbſt der gute Kleine war auf ihren Schoos geklettert und hatte ſeyn Aermchen ſo feſt um ihren Hals geſchlungen, daß es beinahe unmöglich war, ihn von ihr zu bringen, als Madame Dülaure dieſer Scene, welche Luzias Kräfte nicht lange auszudauern vermochten, ein Ende zu machen wünſchte.

Mit welchem Herzen genoß man das Mahl! Die Hütte war ein Pallaſt für Frau von Belval; denn ſie hatte Ruhe und Glück darin wiedergefunden. Sie räumte den Bewohnern derſelben eine Wohnung auf ihrem Gute ein, und übernahm es von dieſer Zeit ſelbſt, für ſie zu ſorgen. „Still! ſtill! ruft ſie, wenn ſie ihr ihre Dankbarkeit auszudrücken ſuchen; ich, ich bin eure Schuldnerin; ihr habt mich das Herz meiner Luzia kennen und ſchätzen gelehrt."

Junge Mädchen, ſchenkt euern Müttern euer unumſchränktes Vertrauen; ſollten ſie aber je ein Geheimniß von euch zu entdecken haben, ſo ſey es ſo edel, als das Luziens von Belval.

Die Schlange.

Fabel 49.



In Afrika war eine Schlange,
Die jedes Thier ohn' Urſach' biß.
Und was ſie biß, das trieb's nicht lange;
Die Wunde ſchwoll; es ſtarb gewiß.

Dies ging ihr lange gut von Statten,
Bis, da ſie einſt im Graſe ſpielt,
Sie endlich ihren eignen Schatten,
Für eine fremde Schlange hielt.

Da biß ſie, weil ſie es nicht wußte,
Mit einer ſolchen Wuth nach ſich,
Daß ſie darüber ſterben mußte,
Daran, Verleumder! ſpiegle dich!"

Die Reue nach der That.

Erzählung 40.

Eliſabeth war eine junge Gräfin, ſie hatte eine Kammerjungfer zu ihrer Aufwartung, und eine Lehrerin, die ihr Unterricht ertheilte. Liebreich und gefällig, gütig und freundlich war das kleine Mädchen.

Ehe die Gouvernante auf's Schloß kam, hatte ihr die Mutter ſchon eine innige Liebe für alles Gute und Abſcheu gegen Böſes und Unerlaubtes eingeflößt. Was aber bei der kleinen Gräfin die Hauptſache war: ſie wußte nicht allein, was recht und unrecht war, ſie that auch das Gute und mied das Böſe.

Um keinen Preis hätte ſie eine Unwahrheit geſagt: der Mutter konnte ſie's nicht verheimlichen, ſelbſt wenn ſie geſehlt hatte; unmöglich war es ihr, irgend ein Geſchöpf zu betrüben, es mochte ein Menſch oder ein Thier ſeyn, und ihm Schmerzen verurſachen.

Durch ihr kindliches Gemüth; durch ihren demüthigen und beſcheidenen Sinn; durch ihre Neigung, Andere zu erfreuen, beſonders aber durch den feſten Vorſatz, nie ein Unrecht zu begehen, und immer beſſer zu werden, wurde ſie der Liebling ihrer Eltern und die Freude aller guten Menſchen.

„O, Ihr hättet ſie nur ſehen ſollen, welch ein fröhliches und vergnügtes Kind ſie war! Woher kam das? Sie ſang und ſpielte, ſie hüpfte und tanzte. War es doch, als ob Alles ſie anlachte und ſie das Lächeln erwiderte. Keine Falte des Unmuths ſah man auf ihrem Geſichte, auf dem eine friſche Heiterkeit ſchwebte, die es verſchönte. Die Natur mit ihren Blumen und Schmetterlingen, mit ihren Sängern im Gebüſche, mit ihren Gauen und Früchten, mit ihrer Schönheit und Herrlichkeit, machte ihr Freude und Wonne. Traurig konnte ſie nur werden, wenn ſie Andere leiden ſah oder wenn Menſchen hart und ungerecht gegen einander handelten.“

„Dieſe Eliſabeth war doch wohl ein liebes Kind?“

„Ach, ein gar zu liebes, gutes Kind“, ſagte Valeska, „ſo möchte ich auch wohl ſeyn.“

„Liebe Valeska, ſo kannſt Du auch werden, wenn Du es mit Ernſt willſt.“

Die kleine Gräfin war ſich's bewußt, daß ſie gehorſam den Willen ihrer Eltern erfüllte; daß ſie die Freude der Lehrerin war, weil ſie fleißig lernte und keine Unart zeigte. Manchem Kinde machte ſie Freude, und den Armen that ſie Gutes.

Die Liebe, die ſie durch ihr liebevolles und geſittetes Betragen erwarb, war ihr mehr werth, als alle ihre Kleider.

„Für die Ruhe und Freude Eures Herzens, für Euer Glück im Leben, geliebte Kinder, werdet Ihr gewiß ſorgen, wenn Eliſabeth Euer Vorbild iſt. Erlaubt Euch nie eine That, die Ihr ſelbſt verwerflich findet; thut das Verbotene nie; haltet Euer Inneres rein von ſträflichen Neigungen und Gedanken, dann leidet Ihr nicht Reue und Schaam, Ihr habt ein gutes Gewiſſen; Gott und Menſchen lieben Euch; Euch lacht die Natur; ſo findet Ihr allenthalben Quellen der Freude und genießt auf Erden eine Wonne, einen Frieden, den Euch Reichthum und Ueberfluß nicht gewähren können.“

Die Kammerjungfer Eliſabeths hieß Charlotte. Sie war ein Mädchen von achtzehn Jahren, und die Tochter des braven Jägers, der im Dienſte des Grafen ſtand. Schön und freundlich war ihr Geſicht, ſchlank und zierlich ihre Geſtalt. Man konnte es von ihr ſagen, daß ſie ein gutes, artiges Mädchen war.

Die junge Gräfin ſprach nie im gebieteriſchen Tone, ſondern immer freundlich mit ihr. Wenn ſie von ihr etwas gethan haben wollte, da ſagte ſie immer: „Liebe Lotte, ſey ſo gut.“ Wie geſagt, die Kammerjungfer bewies ein anſtändiges Betragen, und Niemand auf dem Schloſſe zweifelte an ihrer Tugend. Sie war klug und verſah ihren Dienſt pünktlich. Was ihr befohlen war, das that ſie willig und ohne Widerrede. Reinlichkeit und Ordnung machte ihr ſelbſt Vergnügen. Bei ihrer Herrſchaft hatte ſie es ſehr gut, die ihr nie unrecht that, und wo ſie Niemand mit Härte anfuhr.

Aber es iſt leider der Fall, daß man bei den meiſten Kindern Tugenden, aber auch Fehler findet. Wie glücklich hätte Lotte leben können, wenn ſie nicht Verbotenes that und ſich zum Böſen verleiten ließ! Sie war um ſo ſtrafbarer, da ſie das Unrecht, was ſie beging, erkannte, von ihrer guten Mutter davor gewarnt wurde, als ſie in den Dienſt der gräflichen Herrſchaft trat.

Eliſabeth hatte eine ſilberne Sparbüchſe. Als ſie dieſe einſtens aufſchloß, um zu erfahren, wie viel Geld darin war, hatte ſie nur das Silbergeld noch; zwei Ducaten, die ihr die Großmutter ſchenkte, fehlten.

Die Mutter war zugegen, als ſie das Geld aus der Büchſe auf den Tiſch ſchüttete, und hörte es, als ſie rief: „Mütterchen, die Ducaten fehlen mir!“ Als die Gräfin genau zugeſehen hatte und die Ducaten nicht da waren, da ſagte ſie: „Da Du den Dieb nicht kennſt, ſo mußt Du kein Wort davon reden, daß ſie Dir genommen ſind.“ — „Hätte ſie mir das Stubenmädchen genommen?“ fragte Eliſabeth. „Die macht ja alle Morgen die Stube rein, wenn wir noch im Bette liegen. Die Sparbüchſe ſtand immer auf meiner Commode.“

„Nicht doch, liebe Tochter, ohne Urſache und Beweis muß man ſich gegen Niemanden Mißtrauen und Verdacht erlauben, man beleidigt damit einen Unſchuldigen vielleicht.“

„Denke Dir, Lotte“, ſagte Eliſabeth zu ihr, als ſie mit ihr im Garten allein war, „es ſind mir zwei Ducaten aus meiner Sparbüchſe weggekommen! Wer ſie mir wohl entwendet hat?“ —

„Wenn es Sophie“, ſo hieß das Stubenmädchen, „nur nicht gethan hat“, ſagte Lotte ganz dreiſt. — „Lotte, das mußt Du ja nicht ſagen, wenn Du es nicht gewiß weiſt. Die Mutter ſagte: man muß ſich gegen Niemanden Mißtrauen und Verdacht erlauben, wenn man nicht Urſache dazu hat.“

Wie vom Zorn erröthet, ſagte Lotte, es war aber eigentlich Furcht und Schaam, das böſe Gewiſſen war es: „Am Ende denkt man wohl gar, daß ich die Ducaten geſtohlen habe! Es kömmt mir bald ſo vor! Wenn das ſo iſt, dann verlaſſe ich das Schloß heute noch. Nun aber ruhe ich nicht eher, der Dieb muß entdeckt werden.“

Eliſabeth bat Lotten, wer weis wie ſehr, daß ſie keinen Lärm machen ſollte. Endlich verſprach ſie's ihr, zu ſchweigen.

Charlotte war am folgenden Morgen in aller Früh in der Stube, als Eliſabeth ſchnell und leiſe aus dem Bette aufſtand, ſich an die Glasthür hinſchlich und durch die Gardine ſah. Was erblickte ſie da? Lotten, welche die Sparbüchſe in der Hand hatte. Sie ſetzte ſie wieder nieder und verließ das Zimmer.

Als Eliſabeth angezogen war, nahm ſie heimlich die Sparbüchſe, ging damit zu der Mutter und erzählte, was ſie geſehen hatte. Die Büchſe wurde aufgeſchloſſen und — die beiden Ducaten waren darin.

„Nun“, ſagte die Mutter, „iſt die Diebin entdeckt, von der ich's am wenigſten glaubte, daß ſie eine ſo ſchlechte Handlung begehen könnte.“

„Kinder“, fragte der Vater, „wißt Ihr's, was Lotten antrieb, die Ducaten wieder in die Büchſe zu ſtecken?“ — „Das böſe Gewiſſen.“ — „Ja, das Bewußtſeyn einer unerlaubten That und die Reue, ſie begangen zu haben, vielleicht auch die Furcht der Entdeckung. Schlecht und laſterhaft war dieſe Lotte nicht, und es war ein Glück für ſie, daß ſie bei dem erſten Diebſtahl ertappt wurde.“

Die Gräfin ließ Lotten rufen. Sie wurde bald blutroth, bald todtenblaß, als ſie im Zimmer war und die Sparbüchſe auf dem Tiſche ſtehen ſah. Sie hätte vor Angſt und Schaam ſterben mögen.

„Lotte“, fragte die Gräfin, „wer hat meiner Tochter die zwei Ducaten aus der Sparbüchſe genommen?“ — „Ach“, lallte ſie, „das hab' ich ge-

than; verzeihen Sie, es ſoll nie, nie wieder geſchehen.“ — „Und was wollteſt Du mit dem Gelde?“ — „Mir goldene Ohrringe dafür kaufen.“ — „Vom geſtohlenen Gelde ſich Putz kaufen, iſt das nicht ſchändlich? Hätten Dich die Ohrringe nicht täglich an Dein Unrecht erinnern müſſen? Haben Deine guten Eltern das um Dich verdient, daß Du ein ſolches Verbrechen begehſt? Wie könnte ich Dich von der Obrigkeit beſtrafen laſſen! Seine Herrſchaft zu beſtehlen, das iſt abſcheulich! Fürchteſt Du auch den allwiſſenden Gott nicht?“

Ein Strom von Thränen floß über Lottens Wange. Sie hätte vor Schaam und innerer Qual in die Erde ſinken mögen.

Auf Eliſabeths Bitten wurde ihr die böſe That verziehn, die ihr ja ſelbſt zum Abſcheu war, da ſie die Ducaten heimlich wieder in die Büchſe geſteckt hatte. Sie wurde darauf treu und ehrlich, und hat fremdes Eigenthum nie wieder angerührt.

„Liebe Kinder, handelt immer fromm, ehrlich und gut, begeht nie ein Unrecht, dann habt Ihr immer frohen Muth und Freuden um Euch her.

Der Greis und der Jüngling
oder
das ländliche Frühſtück.

Erzählung 41.

„Frau Brigitte, der Morgen iſt bezaubernd, bringet mit mein Frühſtück in die Lindenlaube am Ende der Allee. Dort werde ich die Reiſenden auf der Landſtraße vorüber wandern ſehen; das wird mich zerſtreuen. Wer weiß, ob der Zufall mir nicht ſelbſt einen Landsmann zuführt? Bereitet immerhin das Frühſtück für zwei Perſonen.„

Der dieß ſprach, war ein guter Greis von ſiebenzig Jahren, Namens Dorante. Nachden er Perrücke und Brille zurechtgeſchoben, wollte er das Haus verlaſſen, als ſeine Haushälterin ihm bemerkte, daß die der Luft ausgeſetzten Gerichte ihre Wärme nicht würden bewahren können.

Ich will heute nur Gerichte aus dem goldnen Zeitalter, erwiderte lächelnd der Greis: Früchte und friſchen Käs, hört Ihr Frau Brigitte? Man kann nicht alle Vortheile auf einmal genießen. Der Schatten meiner Linden und das Vergnügen des Spazierganges werden meinen Appetit mehr erregen, als alle Künſte Eurer Küche.

Dorante nahm einen Band des Virgils und ſchritt langſem dahin, indem er bald einige Verſe las, bald inne hielt um die reizende Landſchaft zu betrachten, oder dem Frühgeſange kleiner Vögel zu lauſchen, die ihn umflatterten. Er kam an eine Stelle, wo die Ausſicht ſich über ein reiches, von einem Fluße durchſchlängeltes Thal erſtreckte, und ſetzte ſich einen Augenblick nieder, um ſeinen Blick an dieſem Gemälde zu weiden. Auf der einen Seite von Weiden begränzte Wieſen und amphitheatraliſch ſich erhebende Wälder; auf der Andern, fruchtbare Felder, Mühlen, hier und da zerſtreute Dörfer, und in der Ferne die Stadt Chartres mit ihren prächtigen Glockenthürmen, den Meiſterwerken der Baukunſt unſerer Väter.

(Fortſetzung folgt.)

Die Henne mit den Küchlein und der Habicht.

Fabel 50.

Einſt führte eine Henne
Ihre Küchlein aus der Tenne
Auf das Feld, und ſorgenleer
Lief das Häuflein um ſie her,
Und ſcharret in dem gelben Sand,
Voll Freuden, wenn's ein Körnlein fand.

Urplötzlich rief die Henne:
O ihr Kindlein, kommt zur Tenne!
Hurtig! eilet! denn ich ſeh'
Dort den Habicht in der Höh'! —
Das Häuflein lief zum Scheunenthor
Und ſchaute in die Luft empor.

O! rief darauf das eine
Zu dem andern: Iſt's das kleine
Pünktchen, das dort oben ſchwebt?
Und die Mutter drum erhebt
Solch Geſchrei! was fällt ihr ein?
Ein Käfer ſcheint es nur zu ſeyn?

Auf rauſchendem Gefieder
Schwang der Habicht ſich hernieder
Auf die kleine bange Schaar.
Nun erſt ſahn ſie die Gefahr.
Die Mutter gluchzte hier und dort.
Umſonſt, er riß zwei Küchlein fort.

Ihr lieben Mägdlein, fliehet,
Wenn die Mutter warnt; ſie ſiehet
Heller die Gefahr von fern,
Und ihr ſehet ſie nicht gern —
Wenn ihr des Truges Kralle ſeht,
Ihr Mägdlein, ach! dann iſt's zu ſpät!

Der Greis und der Jüngling
oder
das ländliche Frühſtück.

(Fortſetzung.)

Der Anblick dieſer Stadt, in der er geboren wurde, rief dem Greis die Erinnerung an ſeine Jugend zurück; ein Seufzer hob ſeine Bruſt, er wandte das Angeſicht nach ſeiner friedlichen Wohnung, dann es gegen den Himmel richtend, ſprach er:

„Glücklich, — glücklich derjenige, deſſen Schiff die Vorſehung endlich in den Hafen zurückgeleitet, wie übel auch der Sturm ihn mitgenommen haben mag! Glücklich, den die Gewohnheit erkünſtelter Vergnügungen nicht kalt gegen die wahren und ſchuldloſen Reize der Natur gemacht! Wie anmuthig iſt ſie! Der Genuß, den ſie bietet, erzeugt weder Kummer noch Reue; er iſt im Gegentheil mit der Tugend eng verbunden, und man fühlt ſich beſſer, wenn man fähig iſt, ihn zu ſchätzen.“

Er begab ſich in die Lindenlaube, wo Brigitte mit Hülfe eines kleinen Lakei das Frühſtück bereits auf einem runden in der Mitte der Laube befeſtigten Tiſch aufgetragen. Dorante warf einen Blick auf die Landſtraße, und wurde einen jungen Menſchen von ungefähr achtzehn Jahren, von gutem Anſehen und ſehr ſchöner Geſtalt gewahr, um deſſen Schultern ſich ein langes Band ſchlang, an welchem ein Futteral befeſtigt war, das ein muſikaliſches Inſtrument zu enthalten ſchien. Höflich grüßte der junge Reiſende den Greis, und fragte ihn, ob es noch weit von hier bis zu dem erſten Gaſthofe ſey.

„Das kommt auf den Grad von Ungeduld an, den Sie empfinden, es zu erreichen, erwiderte Dorante. Was man hofft, liegt immer fern, und was man fürchtet, zu nahe, welches übrigens auch der Zwiſchenraum ſeyn mag.

— O, wenn Sie auf dieſe Weiſe meſſen, entgegnete der junge Menſch lachend, ſo wird der Weg, den ich noch zurückzulegen habe, mir unermeßlich ſcheinen; denn ich bin ohne Frühſtück abgereiſt und ſehne mich, in ein ordentliches Gaſthaus zu gelangen, wo ich meine Eßluſt befriedigen kann.

— In dieſem Falle, ſprach Dorante, lade ich Sie ein, ſich zu mir in dieſe Laube zu ſetzen und mein ländliches Frühſtück zu theilen.

Der Jüngling erwiderte, daß er dieſe Ehre nicht ausſchlage; und nachdem er in die Laube getreten, grüßte er aufs Neue Dorante, mit jugendlicher Anmuth, legte ſein Inſtrument von ſich und ſetzte ſich ohne Umſtände zu Tiſche. Es gefiel dem Greis, daß er das Frühſtück ſich ſo gut ſchmecken ließ, und als Mann von Lebensart hütete er ſich, ihn durch läſtige Neugierde zu ſtören; doch als er wahrnahm, daß ſein Eifer nachließ, wandte er ſich mit einigen Fragen über ſeine Reiſe an ihn.

„Mein Herr, antwortete der junge Fremde, die Höflichkeit, mit welcher Sie die Güte hatten, mich an ihren Tiſch zu ziehen, macht es mir nun zur Pflicht, Ihre Neugierde zu befriedigen. Man nennt mich Leander. Ich bin der lezte Sprößling eines Notars von Vendome, und gehe nach Paris, um dort mein Glück zu verſuchen; denn mein Vater, der mehr auf Ehre als auf Geld ſieht, wird uns allem Anſchein nach, nur ein ſehr mäßiges Erbtheil hinterlaſſen.

Dorante. Nach der Art, mit welcher Sie davon ſprechen, ſollte man glauben, daß Sie die Handlungsweiſe Ihres Vaters nicht billigen. Wollten Sie denn lieber, daß er den Reichthum der Ehre vorzöge?

Leander. Nein, das eben nicht. Die Ehre iſt die Zierde einer Familie; doch muß man zugeben, daß das Geld auch ein ſehr nöthiges Geräthe iſt und daß man bei einer zahlreichen Familie kein Mittel vernachläſſigen ſollte, welches zu erwerben.

Dorante. Kein Mittel! verſtändigen wir uns. Ich genehmige nur rechtliche Mittel; aber für denjenigen, der nur dieſe anwenden will, iſt es nicht leicht, reich zu werden, beſonders wenn er ſich genöthigt ſieht, für Viele zu ſorgen.

Leander. Dieß iſt es ohne Zweifel, was meinen Vater hindert, Schätze zu ſammeln, und ich thue wohl daran, bei Zeiten meine Maßregeln für die Zukunft zu nehmen.

Dorante. Dieſe Vorſicht iſt in der That löblich. Wäre es nicht unbeſcheiden zu fragen, was Sie geſonnen ſind zu thun, um zu dieſem Ziele zu gelangen? Sind Sie bekannt in Paris? Sind Sie über die Wahl eines Standes einig?

Leander. Noch nicht.

Dorante. Iſt es möglich, daß Ihre Aeltern Sie in Ihrem Alter ohne Beſtimmung, ohne Beſchützer von ſich gelaſſen?

Leander (lachend). Nein, ſo verhält ſich die Sache nicht; mein Vater hat ſeine Pläne, aber die Meinigen ſind noch nicht reif.

Dorante. Ach, ich verſtehe! Sie ſind nicht Willens, ſeinem Rathe zu folgen.

Leander. Dieß wird Ihnen vielleicht eine üble Meinung von mir beibringen, denn die Greiſe halten unter ſich auf ihre Meinungen, wie auch die jungen Leute thun; aber die Anſichten der Einen und der Andern ſind ſehr verſchieden.

Dorante. Wiſſen Sie warum?

Leander. Weil die Jugend etwas zu verwegen, das Alter etwas zu ſchüchtern iſt

Dorante. Möglich: aber woher entſpringt dieſer Unterſchied noch weiter?

Leander. Das weiß ich nicht.

Dorante. Eine alte Fabel wird es Ihnen, denke ich, ziemlich deutlich erklären. Ein Feldherr, der an der Spitze ſeiner Armee ſtand, ſandte zwei Männer auf Auskundſchaftung eines unbekannten Landes aus, durch welches er ziehen ſollte. Der Erſte durcheilte auf einem guten Pferde die gebahnten Wege, ungeduldiger eine große Strecke zurückzulegen, als eine getreue Karte davon aufzunehmen. Bald kehrt er zum Anführer zurük um ihm zu ſagen, daß er kühn mit ſeiner Armee vorrücken könne, daß man in dieſem Lande nur grüne Wieſen, klare Flüſſe und ſchuldloſe Heerden gewahre. Troß

dieſer verführeriſchen Beſchreibung wartete der kluge und weiſe Feldherr die Rückkunft des zweiten Geſandten ab. Dieſer hatte mehr Zeit auf ſein Unternehmen verwendet: er reiſte zu Fuß, und unterſuchte Alles. „Es iſt wahr, ſprach er zum Feldherrn, der Anblick dieſes Landes iſt wie man ihn dir beſchrieben; aber wenn man es genau in der Nähe durchſchaut, ſieht man, daß dieſes lachende Grün gefährliches Gewürm verbirgt, daß dieſe friedlichen Flüſſe, Zeichen ihrer Wuth, mit welcher ſie aus ihrem Bette treten, an den Ufern zurückgelaſſen, und daß dieſe in der Entfernung ruhigen Thiere grimmige Beſtien ſind, denen man nicht nahen darf. Nur mit Liſt und großer Vorſicht gelang es mir, ſo vielen Gefahren zu entrinnen. Der Feldherr hielt ſich an dieſen zweiten Bericht, und zog ſich auf einem andern Wege zurück. Ich denke, es iſt nicht nöthig, Ihnen den Sinn dieſer Fabel auszulegen. (Fortſetzung folgt.)

Die Pfirſiche.

Ein Landmann brachte aus der Stadt fünf Pfirſiche mit, die ſchönſten, die man ſehen konnte. Seine Kinder aber ſahen dieſe Frucht zum erſtenmal. Deshalb wunderten und freuten ſie ſich ſehr über die ſchönen Aepfel mit den röthlichen Backen und zartem Pflaum. Darauf vertheilte ſie der Väter unter die vier Knaben, und eine erhielt die Mutter.

Am Abend, als die Kinder in das Schlafkämmerlein gingen, fragte der Vater: Nun, wie haben euch die ſchönen Aepfel geſchmekt?

Herrlich, lieber Vater, ſagte der Aelteſte. Es iſt eine ſchöne Frucht, ſo ſäuerlich und ſo ſanft von Geſchmack. Ich habe mir den Stein ſorgſam bewahrt, und will mir daraus einen Baum erziehen.

Brav! ſagte der Vater, das heißt haushälteriſch auch für die Zukunft geſorgt, wie es dem Landmanne geziemt! —

Ich habe die meinige ſogleich aufgegeſſen, rief der Jüngſte, und den Stein weggeworfen, und die Mutter hat mir die Hälfte von der ihrigen gegeben. O das ſchmeckte ſo ſüß und zerſchmilzt einem im Munde. —

Nun, ſagte der Vater, du haſt zwar nicht ſehr klug, aber doch natürlich gehandelt. Für die Klugheit iſt auch noch Raum genug im Leben.

Da begann der zweite Sohn: ich habe den Stein, den der kleine Bruder fortwarf, geſammelt und aufgeklopft. Es war ein Kern darin, der ſchmeckte ſo ſüß, wie eine Nuß. Aber meine Pfirſich habe ich verkauft, und ſo viel Geld dafür erhalten, daß ich, wenn ich nach der Stadt komme, wohl zwölfe dafür kaufen kann.

Der Vater ſchüttelte den Kopf und ſagte: Klug iſt das wohl, aber — kindlich wenigſtens und natürlich war es nicht. Bewahre dich der Himmel, daß du kein Kaufmann werdeſt! —

Und du, Edmund? fragte der Vater. —

Unbefangen und offen antwortete Edmund: Ich habe meine Pfirſich dem Sohn unſers Nachbars, dem kranken Georg, der das Fieber hat, gebracht. Er wollte ſie nicht nehmen; da habe ich ſie ihm auf das Bett gelegt und bin hinwegegangen. —

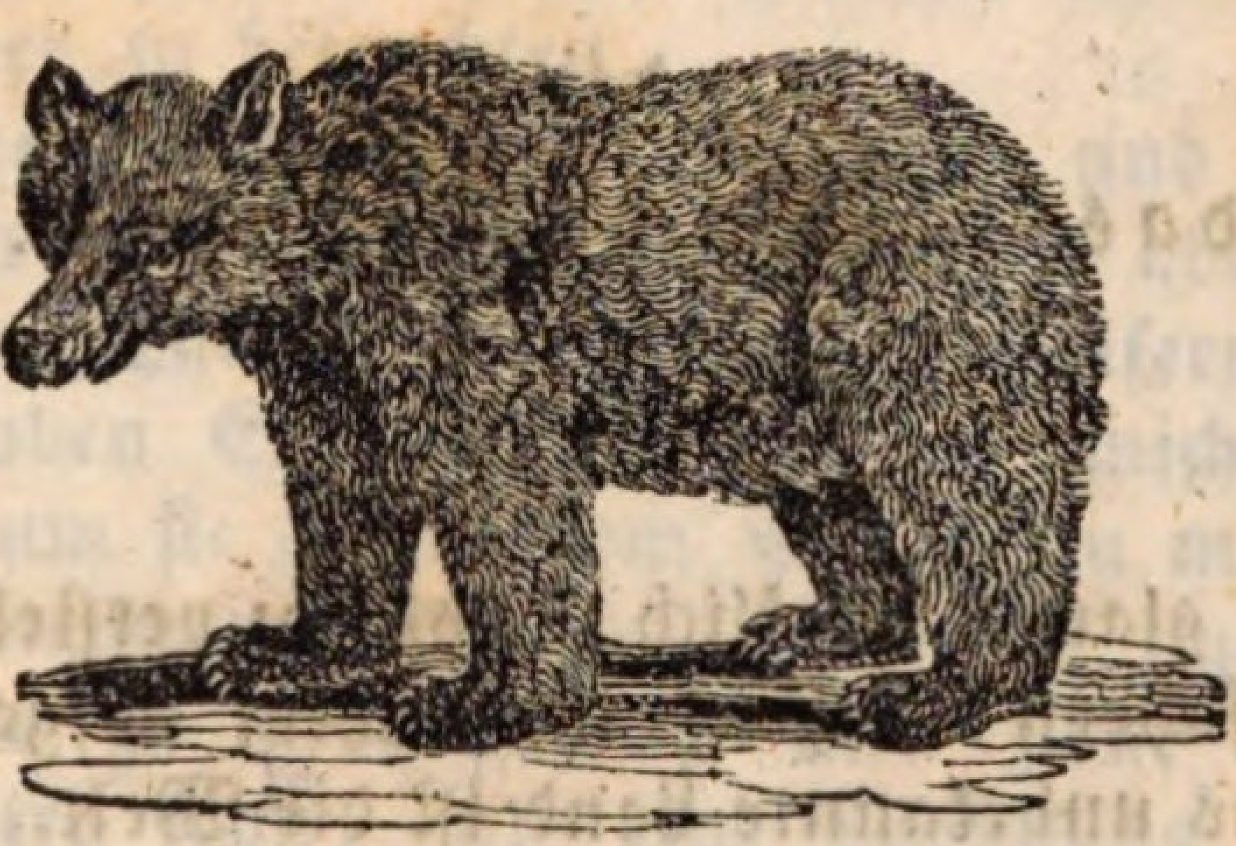
Nun! ſagte der Vater, wer hat denn wohl den beſten Gebrauch von ſeiner Pfirſich gemacht?

Da riefen ſie alle drei: Das hat Bruder Edmund gethan! — Edmund aber ſchwieg ſtill. Und die Mutter umarmte ihn mit einer Thräne im Auge.

Die Affen und der Bär.

Fabel 51.

Was macht viel Kinder ſiech? — Vielleicht Natur und Zeit?
Nein, mehr der Aeltern Weichlichkeit.
O Mutter! ſoll dein Kind geſund in Städten blühn,
So zieh' es in der Stadt, wie es die Dörfer ziehn!



Die Affen baten einſt den Bären,
Er möchte gnädigſt ſich bemühn,
Und ihnen doch die Kunſt erklären,
In der ſie noch ſo unerfahren wären,
Die Jungen ſtark und groß zu ziehn.
Vielleicht, hob von den Affenmüttern
Die weiſeſte bedächtig an,
Vielleicht, ich ſag' es voller Zittern,
Wächſt unſre Jugend blos darum ſo ſchwach heran,
Weil wir ſie gar zu wenig füttern.
Vielleicht iſt auch der Mangel an Geduld,
Sie ſanft zu wiegen und zu tragen;
Vielleicht auch unſere Milch an ihren Fiebern ſchuld.
Vielleicht ſchwächt auch das Obſt den Magen.

Vielleicht iſt ſelbſt die Luft, die unſre Kinder trifft,
Ein Gift in ihren erſten Tagen,
Und dann auf ihre Lebenszeit ein Gift.
Vielleicht iſt, ohne daß wir's denken,
Selbſt die Bewegung ihre Peſt.
Sie können ſich durch Springen und durch Schwenken
Oft etwas in der Bruſt verrenken,
Wie ſich's ſehr leicht begreifen läßt;
Denn unſre Nerven ſind nicht feſt.
Hier fängt ſie zärtlich an zu weinen,
Nimmt eins von ihren lieben Kleinen,
Das ſie ſo lang' und herzlich an ſich drückt,
Bis ihr geliebtes Kind erſtickt.

Du, ſprach die Bärin, kannſt noch fragen,
Warum ihr ſo geſtraft mit kranken Kindern ſeyd?
Es liegt nicht an der Luft, und Milch, an Obſt und Magen,
Ihr tödtet ſie durch eure Weichlichkeit,
Durch eure Liebe vor der Zeit.
Gebt Acht auf unſern jungen Haufen;
Wir nehmen ſie, ſobald ſie laufen,
Mit uns, in Hitz' und Froſt, durch Fluren und durch Wald,
So werden ſie geſund und alt.

Der Greis und der Jüngling

oder

das ländliche Frühſtück.

(Fortſetzung.)

Leander. Ich glaube wirklich, ihn zu verſtehen; indeſſen wäre es mir lieb, mich zu verſichern, daß ich ihn richtig aufgefaßt habe.

Dorante. Das unbekannte Land iſt die Welt. Der erſte Abgeſandte iſt die Jugend, begierig Alles zu kennen und ungeduldig Alles zu beendigen. Das Alter iſt durch jenen klugen Mann vorgeſtellt, welcher, nachdem er das ganze Land unterſucht, im Stande iſt, die Hinderniſſe genau zu bezeichnen. Sie ſehen jezt, warum die Jugend und das Alter die Dinge nicht aus dem nämlichen Geſichtspunkte betrachten.

Leander. Ich dachte mir wohl, daß es darauf herauskommen werde; aber iſt es nicht möglich, ich bitte Sie, daß mein Vater, der nie in Paris geweſen, die Quellen, die ſich mir dort öffnen können, von ſeiner Provinz aus nicht zu ſchäzen weiß? Er ſendet mich zu Herrn Remi, einem ſeiner ehemaligen Schulfreunde, um bei dieſem die Stelle eines Handlungsdieners zu verſehen. Wie ich es auch überlege, ich kann mich nicht überreden, jemals in einem ähnlichen Stande reich werden zu können. Ich bedürfte vielleicht zehn Jahre, um ſo viel zu gewinnen, mir ein mäßiges Waaren-lager beilegen zu können.

Dorante (lachend). Sie ſprechen von zehn Jahren, wie von einem Jahrhundert! das iſt etwas kindiſch. Wiſſen Sie wohl, daß es etwas ſehr Seltenes iſt, daß ein rechtlicher Mann, in welchem Geſchäftsfache es auch ſey, in einem Zeitraume von zehn Jahren Reichthum gewinne, ohne außerordentliche Zufälle.

Leander. Eben auf dieſe zähle ich ein wenig, und ich habe hier (auf das Futteral zeigend) ein beſſeres Beförderungsmittel, als alle Komptore der Welt mir zu geben vermögen.

Dorante. Ich wünſche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu. Es iſt ein muſikaliſches Inſtrument?

Leander (nimmt es aus dem Futteral). Es iſt eine der ſchönſten Guitarren, die es gibt. Sie ſoll mir, wie ich hoffe, der Schlüſſel zu den beſten Häuſern der Hauptſtadt werden. Es iſt etwas Lächerliches, ſich ſelbſt zu loben; aber da Niemand es Ihnen ſagen kann, müſſen ſie es ſchon aus meinem eigenen Munde vernehmen, daß ich eine ſchöne Stimme habe und in Vendome die Seele der Geſellſchaft war. Ich habe ſelbſt mehrere Arien komponirt, die man würdig fand, aufbewahrt zu werden. Hier iſt eine, welcher ich die Verſe eines alten Dichters, Philipp Desportes, unterlegt. Urtheilen ſie ſelbſt von meinem Talente.

Er ſang ein Lied über das Glück des Familienlebens, der Unabhängigkeit, Genügſamkeit und der ländlichen Freuden.

Dorande (lächelnd). Wer Sie dieſe Verſe ſingen hört, die mir philoſophiſcher ſcheinen, als Ihre Plane, der wird ſich nicht denken, daß Sie Ihre kleine Stadt verlaſſen, um Ihr Glück in Paris zu ſuchen.

Leander. Das kümmert mich wenig. Es gibt viele Wahrheiten, welche die Welt preißt, ohne ſie in Anwendung zu bringen, dieſe könnte in ihre Zahl gehören. Wie dem auch ſei, ſo bitte ich Sie, mich hierin nur als Muſiker und Sänger zu betrachten.

Dorante. Ihre Stimme iſt angenehm und richtig; und dieſes kleine Conzert hat mir viel Vergnügen gemacht, aber ich bin kein großer Kenner, und es könnten Talente mit Ihnen wetteifern, die.....

Leander. Glauben Sie nicht, daß ich mich ſo ernſtlich auf die Muſik verlegen will, um ſie zu meinem Berufe zu machen; ich hege keine ſo übelgegründete Anmaßung. Meine Abſicht iſt nur, ſie als Mittel zu meinem Emporkommen zu gebrauchen, und zwar auf folgende Weiſe. Meine erſte Sorge wird ſeyn, mir eine Wohnung in der Nachbarſchaft irgend eines Herrn, der bei Hofe in Anſehen ſteht, zu ſuchen. Hier ſoll in der Stille der Nacht meine Stimme ertönen, ſo ſanft, ſo ausdrucksvoll, daß man ihr nicht wird widerſtehen können. Da mein beſcheidenes Fenſter ſich nach dem Garten des Pallaſtes meines hohen Nachbars öffnet, kann es ſich nicht fehlen, daß ſeine Gattin, ſeine Tochter, oder er ſelbſt mich vernehmen. Man ergeht ſich, um meinem Geſange zu lauſchen. Das Vergnügen verwandelt ſich in zarte Theilnahme. Die Bedienten fliegen, ſich nach dem Sänger zu erkundigen. Man vernimmt, daß es ein Jüngling von gutem Hauſe iſt, der kein Vermögen hat und vergebens auf Unterſtüzung wartet. Der große Herr läßt mich zu ſich bitten, jede Antwort erhöht ſeine wohlwollenden Geſinnungen; er verſpricht mir ſeinen Schutz, ladet mich ein, ihn zuweilen zu beſuchen und ſeine Kinder in der Muſik zu üben. Eine ziemlich unbedeutende Stelle wird frei; mein Beſchützer ſetzt mich auf die Liſte der Bewerbenden; aber ein Nebenbuhler

erhält das Aemtchen für einen ſeiner Schützlinge. Jezt macht die beleidigte Eigenliebe des Großen gemeinſchaftliche Sache mit meinem Intereſſe; er würde das Reich aufrühren, um mir eine anſtändige Verſorgung zu verſchaffen. Ich trete in die Kanzlei eines Miniſteriums! ich durchgehe ſchnell die geringern Stellen; ich werde Chef des Büreaus, Geſandtſchaftsſekretär, und was weiß ich, Alles? Ich erringe Reichthum, Titel, Anſehen, und kehre endlich in mein Vaterland, das ich zu Fuß mit der Guitarre auf dem Rücken verließ, in einer reichen Equipage, von goldverbrämten Bedienten umringt, zurück. (Schluß folgt.)

Die rettende Bilderbibel.

Ein kleines franzöſiſches Heer, unter welchem viele Deutſche waren, eroberte eine deutſche Feſtung. Da die Plünderung derſelben den Kriegern als Erſatz ſechsmonatlicher Entbehrungen verſprochen war, ſo eilte jeder Soldat in diejenigen Häuſer, worin wohlhabende Leute zu wohnen ſchienen. Ein deutſcher Krieger, Namens Edelreich, brach, durch das Beiſpiel ſeiner Mitſtreiter verführt, in das Haus einer mittelmäßig begüterten Wittwe. Als er in das Zimmer trat, ſah er eine in Trauerkleider gehüllte Mutter, von vier kleinen Kindern umklammert, deren älteſtes, Gottlieb, ein Knabe von 6 Jahren, dem wild eintretenden Krieger entgegen lief und ihm eine Bilderbibel mit den Worten bot: „Da, lieber Mann! ich ſchenke dir mein liebſtes Eigenthum, nur thue meiner armen Mutter nichts.“ Betroffen öffnete der Soldat die Bibel, und traf mit ſeinem Blick auf eine Stelle, die ihm durchs Herz gieng. „Euch nehme ich nichts, ſprach er mit naſſem Blick zu der todtbleichen Mutter; aber die Bibel hier laßt mir.“ „Gottes Segen dir, edelmüthiger Mann!“ rief ihm die Wittwe nach, als er das Zimmer verließ. Weit öffnete der menſchenfreundliche Krieger die Hausthüre, ſetzte ſich auf einen Ruheſtein neben derſelben, und ſchreckte ſeine raubgierigen Kameraden von dem Eintritt durch die Verſicherung ab: „in dieſem Haus findet ihr nichts mehr.“ Als die zum Plündern verſtattete Zeit verfloſſen war, ſchlug Edelreich die Hausthüre zu, und verfügte ſich in die auf ſeinem Billet bezeichnete Wohnung. Am andern Tag drang eine Abtheilung des vaterländiſchen Heeres des Nachts unvermuthet durch die zerſchoſſene Mauern in die Feſtung, und goß auf den unvorbereiteten Feind einen Hagel von Kartätſchen. Während die ganze Reihe, worin Edelreich ſtand, todt zu Boden ſtürzte, flogen auch ihm zwei Stücke Eiſen gerade auf die Bruſt, und er fiel bewußtlos zu Boden. Nach einigen Minuten kam er wieder zu ſich, griff verwundert in die Bruſt, worauf er den ſchrecklichen Schlag empfangen hatte, und fand, daß die Eiſentrümmer tief in Gottliebs Biebel ſtecken geblieben waren, die Edelreich bei nächtlicher Eile in dem Buſen verwahrt hatte. Nach ſieben Jahren ſandte Edelreich, als Befehlshaber eines Bataillons, dem dreizehnjährigen Gottlieb fünfhundert Dukaten mit einem Briefchen folgenden Inhalts zu: „Dieſe Kleinigkeit zur Belohnung dem edeln Knaben, der vor ſieben Jahren ſein liebſtes Eigenthum zum Löſegeld für ſeine Mutter brachte, und damit das Leben rettete

ſeinem

dankbaren Freund

Edelreich, Bataillonschef.“

Der Ziegenbock und der Hofhund.

Ein Ziegenbock betrat mit hoher Gravität
Den Maierhof, wo ſchon das andre Vieh
Verſammelt war, und wie ein Völkerhirt
Des Griechenheeres ſchritt er auf und ab.

Man ſah ihn ſchweigend an. Er aber that
Sein wohlbehaartes Mundwerk auf und ſprach:
Ich wäre wohl des Hofes Herr und Fürſt,
Wenn dem Verdienſt der Ehrenkranz gebührt.
Seht hier an meiner Stirn den hohen Hörnerſchmuck,
Der Krone gleich, ein Zeichen meiner Kraft.
An meinem Kinne ſchaut den langen weißen Bart,
Der Würd' und Weisheit ſicheres Symbol!
Leicht iſt mein Schritt, und wenn der Lenz erſcheint,
Die hohe Zeit, wo alles ſich vermehrt,
Dann duft' ich lieblich gleich wie —

Eigenlob.
Fiel ihm der Hofhund ein, und faßt' am Bart
Den Helden. Dieſer ließ des Kinnes halbe Zier
Zurück und floh zum Stall. Der Hof erſcholl
Voll lauten Beifal um des Barts zerzauſten Raub.

Das Räucherwerk, das man ſich ſelber ſtreut,
Wird doch zuletzt und immer zu Geſtank.
Das zeiget euch der Fabel weiſes Wort.

Der Greis und der Jüngling
oder
das ländliche Frühſtück.

(Schluß.)

Dorante (den Hut abnehmend). Ich hoffe, der Herr Geſandſchafts-ſekretär werden ſich gefälligſt erinnern, daß mein Haus an der Landſtraße liegt, und mir die Ehre erzeigen, ein Stündchen bei mir auszuruhen?

Leander (fröhlich). Sie können darauf zählen, ich werde meine alten Bekannten nicht vergeſſen. Aber Scherz bei Seite: finden Sie

denn meinen Plan ſo phantaſtiſch, und wäre ich der Erſte, der bei einem mittelmäßigen Talente zu hohen Stellen gelangte?

Dorante. Nein. Doch, um in Erfüllung zu gehen, bedürfen ſolche Plane einer Mitwirkung von Umſtänden, die ſich ſelten vereinigen, und Sie werden geſtehen, daß, wenn es an einem einzigen gebricht, ihr ganzes Gebäude zuſammenſtürzt.

Leander. Wohlan! man muß in dieſer Welt ein wenig auf den Zufall rechnen. Das Glück begünſtigt nur den Kühnen.

Dorante. Zugegeben; aber der Kluge bemächtigt ſich des Glücks. Wenn zum Beiſpiel, ſtatt müßig abzuwarten, bis ein Großer ihn bemerkt, Leander ſich gehorſam zu dem Freunde ſeines Vaters begäbe, um die Handlung zu erlernen, ſo könnte, denk ich, Folgendes daraus entſtehen: Herr Remi (denn ich kenne dieſen rechtſchaffenen Kaufmann) unterläßt nie, die jungen Leute ſeines Hauſes, welche Einſicht, Sittlichkeit und guten Willen zeigen, ehrenvoll auszuzeichnen; um wie viel mehr wird er den Sohn eines Freundes und Landsmannes begünſtigen, wenn er ſeinen guten Abſichten entſpricht. Warum ſollte er ihn nach einigen Jahren nicht Theil an ſeiner Handlung nehmen laſſen? Er hat ja auch Andern dieſen Vorzug gewährt. Der junge Commis, nun ſelbſt Kaufmann, theilt die Einkünfte ſeines Aſſoſſirten; ſein Kapital nimmt zu, ſeine Thätigkeit, ſeine Talente, die Herrn Remi um ſo unentbehrlicher geworden, als das Alter ihm die Laſt der Geſchäfte erſchwert, beſtimmen endlich den Greis, ihn als ſeinen Nachfolger zu adoptiren, indem er ihn mit einer ſeiner Enkelinnen vermählt. Unſer junger Mann, der nun einem guten, ſichern Handlungshauſe vorſteht, reiſt eines Morgens mit ſeiner Gattin ab, vielleicht nicht in einem reichen Wagen, denn Herr Remi liebt den Aufwand nicht, ſondern in einem einfachen Poſtwagen, der ihn auf einige Tage in den Schoos ſeiner achtungswerthen Familie bringt, und vergißt nicht, bei ſeiner Rückkehr den alten Dorante, wenn er noch leben ſollte, zu beſuchen, wie heute mit ihm in dieſer Lindenlaube zu frühſtücken, und ſich an unſere jetzige Unterredung zu erinnern.

Leander. Vivat, mein theurer Wirth, Sie machen eben ſo gut Romane als ich.

Dorante. Die Heirath ausgenommen, betrachte ich dieß als ſo wenig romantiſch, daß ich dafür bürge, die Sachen wenden ſich, wie ich geſagt, wenn nämlich Ihr Betragen keine Hinderniſſe entgegenſetzt.

Leander. In der That, Sie erregen Luſt in mir, der Größe zu entſagen und mich beſcheiden in den Dienſt des Merkurs zu begeben. Es fehlt nicht viel, ſo opfre ich den Geſandtſchaftsſekretär auf.

Dorante. Folgen Sie dieſer glücklichen Eingebung und laſſen Sie ſich geſagt ſeyn, daß der Kluge, was ſein eignes Intereſſe betrifft, ſich nur auf ſich ſelbſt verläßt. Die Beſchützer halten uns oft mit leeren Verſprechungen hin; Arbeit hingegen täuſcht unſere Hoffnung nie. Ach! warum traf ich in ihrem Alter nicht auf einen Mann, der gütig mir den Weg bezeichnet hätte, den ich betreten ſollte! ich würde nicht ſo lange auf falſcher Bahn umhergeirrt ſeyn. Wie Sie, beſaß ich beinahe nichts, und hatte ebenfalls den Ehrgeiz, mich bereichern zu wollen. Meine Einbildungskraft leitete mich, wie Sie die Ihrige, nach Paris, wo ich tauſend günſtige Gelegenheiten zu finden glaubte. Ich hatte in dieſer großen Hauptſtadt keinen andern Bekannten, als zwei oder drei unbeſonnene Jünglinge meines Alters, welche mich beredeten, das wenige Geld, das

ich beſaß, dazu anzuwenden, mir ein wichtiges Anſehen zu geben. Auf ihren Rath nahm ich einen erdichteten Namen an; ſpielte den großen Herrn und verſchaffte mir Eingang in einige große Häuſer, die es nicht genau mit der Wahl ihrer Bekanntſchaften nahmen. Man ſpielte; ich verſuchte mein Glück, es war mir günſtig. In einer Nacht, nachdem ich einem einzelnen Menſchen eine beträchtliche Summe abgewonnen hatte, ging ich beim Anbruch des Tages zurück, und erblickte, als ich die Neubrücke erreichte, von einer Menge Menſchen umringt, einen Ertrunkenen, den man ſo eben aus dem Fluße gezogen. Ich erkannte in ihm denjenigen, mit dem ich die ganze Nacht durchſpielt hatte. Man durchſuchte ihn, um zu wiſſen, wem er angehöre, und fand in einem blechernen Futteral dieſe Worte mit Bleiſtift geſchrieben; „Klagt Niemand meines Todes an; ich beſtrafe mich ſelbſt, durch meine Spielſucht mein Weib und meine Kinder in das äußerſte Elend geſtürzt zu haben.“ Dieſes traurige Ereigniß, machte natürlich den Eindruk auf mich, den es mich ſollte empfinden laſſen; denn ich hatte noch nicht Zeit gehabt, ganz zu ſinken. Nur mit Abſcheu betrachtete ich das Gold, welches ich auf Koſten eines Menſchenlebens und des Unglücks einer Familie gewonnen, und als ich in meiner Wohnung angekommen, eilte ich, es dieſer zurückzuſenden. Meine Freunde, welchen ich dieſe Begebenheit erzählte, ſpotteten meiner Gewiſſensbiſſe, und bemühten ſich, durch ſtrafbare Reden meinen Entſchluß, nicht mehr zu ſpielen, wankend zu machen. Es würde ihnen ohne Zweifel gelungen ſeyn, wenn die Vorſehung, vielleicht durch meine guten Abſichten gerührt, mich ihren Händen nicht durch eine heilſame Züchtigung entriſſen hätte. Die Polizei ließ mich verhaften und ins Gefängniß ſetzen, weil ich mich mit einem Titel geziert, der mir nicht zukam. Nach einigen Wochen erhielt ich meine Freiheit wieder, ohne zu wiſſen, was ich beginnen, noch was aus mir werden ſollte. Jetz erinnerte ich mich an Herrn Remi, deſſen Familie von Chartres ſtammte. Ich hoffte, daß er mir eine kleine Summe, um meine Rückreiſe zu erleichtern, nicht abſchlagen werde. Ich traf nur ſeinen Sohn, den nämlichen, der noch am Leben iſt und damals ein junger Mann von gleichem Alter mit mir war. Er empfing mich mit vieler Artigkeit, lieh mir großmüthig aus ſeiner eigenen Kaſſe den gewünſchten Vorſchuß, und wollte ſich ſelbſt genauer nach meiner Lage erkundigen. Verzeihen Sie, ſprach er, wenn ich mich etwas dreiſt in Ihre Angelegenheiten miſche; aber auf meiner letzten Reiſe nach Chartes, kurze Zeit nach dem Tode Ihres Vaters, hörte ich das Schickſal ſeines Sohnes beklagen, welchem gierige Gläubiger kaum ſo viel gelaſſen, um beſtehen zu können. Sollte Ihre Lage ſich verbeſſert haben? Ich antwortete ihm offen, daß Nichts mir gelungen ſey, und daß ich ohne feſte Beſtimmung in meine Heimath zurückkehre. Paris, fügte ich erröthend hinzu, bietet einem jungen Manne meines Alters, mehr Gefahren, als Hülfsquellen. Er machte mir nun den Vorſchlag, die Rückkunft ſeines Vaters abzuwarten, und ihn um Rath zu fragen. Der Vater eben ſo rechtſchaffen als der Sohn, behielt mich in ſeinem Hauſe, in welchem er mich anſtellte, lehrte mich, in der Beſchäftigung das wahre Anſehen ſuchen, und erwarb ſich ein ewiges Recht auf meine Dankbarkeit. Eine unvermuthete Erbſchaft vermehrte das Vermögen, das ich ſchon durch meinen Fleiß errungen. Ich vermählte mich, aber nach einigen Jahren einer unausſprechlich glücklichen Verbindung ward ich Wittwer, und der Kummer machte mir die Geſchäfte zuwider Ich zog mich

auf dieſes Landgut zurück, mehr wohlhabend als reich, doch zufrieden mit meinem Vermögen, ruhig in meinem Bewußtſeyn, ohne andern Schmerz, als den um den Verluſt meiner Gattin. Die Jahre milderten endlich auch dieſen Schmerz; jeder Augenblick bringt mich ihr näher, und ohne Ungeduld und Schauder erwarte ich den letzten meines Lebens. Doch würde ich mich glücklich ſchätzen, wenn mein Rath und meine Erfahrungen Sie vor den Irrthümern bewahrten, in welche ich ſelbſt einſt fiel.

Leander (ihm die Hand reichend). Wohlan, mein theurer Wirth, Sie ſollen zufrieden ſeyn. Ich will den Grundſatz nicht rechtfertigen, daß die Erfahrung der Väter, für die Kinder verloren ſei. Ernſtlich entſage ich den Chimären meiner Einbildungskraft, und der Erſte, den ich bei meiner Ankunft in Paris beſuchen werde, ſoll Herr Remi ſeyn, deſſen Freundſchaft ich meine Leitung überlaſſen will.

Herr Dorante war ſo erfreut über dieſe Antwort, daß er den liebenswürdigen Jüngling herzlich in die Arme ſchloß und ihn einlud, einige Tage bei ihm zu bleiben. Doch Leander, ungeduldig ſeine Reiſe fortzuſetzen, bewilligte ihm nur dieſen Tag, und reiſte den folgenden Morgen ab, mit dem Verſprechen, ihm zu ſchreiben. Die Sachen fügten ſich, wie Dorante ihm vorausgeſagt. Herr Remi, entzückt von ſeiner Pünktlichkeit, und der Lebhaftigkeit ſeines Geiſtes, welche ihn mit großer Leichtigkeit in die Geſchäfte, welche Gewandtheit erforderten, eindringen ließ, ſchenkte ihm ſein ganzes Vertrauen. Unſer guter Greis lebte lange genug, um einen Theil ſeiner Prophezeihung ſich erfüllen zu ſehen. Als er in die Gruft geſtiegen, bewahrte Leander die Erinnerung an ihn mit immer gleicher Ehrfurcht, und nie führte ſein Weg ihn an der Lindenlaube vorüber, ohne daß er ſeinem Andenken eine Thräne geweint, und ſich ſelbſt wiederholt hätte:

Glücklich darf ſich der Jüngling ſchätzen, deſſen Schritte bei ſeinem Eintritt in die Welt der Rath eines weiſen und tugendhaften Mannes leitet.

Der Arme und das Glück.

> Du wünſcheſt dir mit Angſt ein Glück,
> Und klagſt, daß dir noch keins erſchienen.
> Klag' nicht, es kommt gewiß ein günſt'ger Augenblick;
> Allein bitt' um Verſtand, dich ſeiner zu bedienen;
> Denn das iſt nur das wahre Glück.

Ein armer Mann, verſehn zum Graben,
Wollt jetzt ein beſſer Schickſal haben,
Und rief das Glück um Beiſtand an;
Das Glück erhörte ſein Verlangen.
Er fand, indem er grub, zwei ſtarke goldne Stangen;
Allein der ungeſchickte Mann
Sah ſie für altes Meſſing an,
Und gab für wenig Geld den Reichthum aus den Händen,
Fuhr fort, und bat das Glück, doch mehr ihm zuzuwenden.
„O, Thor, rief ihm die Gottheit zu,
„Was quälſt du mich, dich zu beglücken?
„Wer wäre reicher jetzt als du,
„Wenn du gewußt, dich in dein Glück zu ſchicken?“

Thätigkeit.

Gedicht 11.

Brich die Roſen, wann ſie blühn;
Morgen iſt nicht heut'!
Keine Stunde laß entfliehen
Flüchtig iſt die Zeit!

Zum Genuß und Arbeit iſt
Heut' Gelegenheit.
Weißt du, wo du morgen biſt?
Flüchtig iſt die Zeit.

Aufſchub einer guten That
Hat ſchon oft gereut.
Thätig leben iſt mein Rath;
Flüchtig iſt die Zeit.

Die Amſel und die Nachtigall.

Fabel 52.

Amſel. Warum ſingſt du ſo unvergleichlich ſchön,
Da doch, du mußt es ſelbſt geſtehn,
Kein Menſch im Thal und auf den Höh'n
Auf deine Lieder jetzo merkt? Des ganzen Waldes Chor
Singt ſelbſt dem Echo Lieder vor,
Und horcht nicht auf dein ſchmachtend Lied.
Da haſt du denn vergeblich dich bemüht.
Wär ich, wie du, ich unterließ' das Singen.

Nachtigall. Ich thät' es auch, Gevatterin,
Und lebte ganz nach deinem Sinn,
Wenn mir die Pflicht nicht ſüßer wäre,
Als alles Lob und alle Ehre.

Die Roſenknoſpe.

Parabel 4.

Ein Knabe ſtand neben einem Roſenſtrauch voll Knoſpen und blühender Roſen. Mit geſchäftiger Freude betrachtete er bald dieſe bald jene Roſe, dann ein Blüthenblatt, dann eine Knoſpe. Der Vater belauſchte ihn von ferne. Er ſtand in der ſchattigen Laube, und mit inniger Liebe und eigener Empfindung hing ſein Auge an dem Liebling ſeines Herzens. Iſt es mir nicht, ſagte er zu ſich ſelbſt, als ob aus dem Roſenbuſch eine göttliche Prophetenſtimme zu mir redete, die in ſeinen Knoſpen und Blüthen mir das Vorbild künftiger Vaterfreuden zeiget? — Oder was macht mir das Kind ſo wunderſchön und theuer am blühenden Roſenſtrauch?

Alſo der Vater. Der Knabe aber ward nicht müde, zu ſchauen und ſich zu verwundern. Die Bewunderung des Schönen wecket den Sinn für das Wahre. — Er wollte erforſchen, auf welche Weiſe ſich die Knoſpe zur Roſe entwickle. Er ſchlug die Aermchen über einander, und ſah mit unverwandtem Blicke auf die Knoſpe hin. Der Vater lächelte. — So mögen höhere Weſen lächeln, wenn ſie einen Weiſen der Erde ſeine bewaffneten Augen auf einen Stern oder in den innern Bau eines Feuerwürmchens richten ſehen.

Der Knabe fand bald, daß all ſein Streben vergeblich ſei. Er pflückte nun eine Knoſpe, brach ſie auf und betrachtete das Innere mit großer Aufmerkſamkeit. Da trat der Vater hinzu. —

Wem ſinneſt du denn ſo ernſthaft nach, mein Kind? fragte er. O mein Vater, ſagte der Kleine, ich möchte ſo gerne wiſſen, wie die Knoſpe es macht, daß ſie eine Roſe wird, und deshalb habe ich ſie gepflückt und auseinander gefaltet. Aber ich ſehe nur kleine unanſehnliche Blättchen voll Falten und Runzeln. Möcht' ich ſie nur nicht verlezt haben! —

Das ſchadet nichts, mein Kind, erwiderte der Vater, die Natur hat für Ueberfluß geſorgt. Sie bedacht nicht nur unſere Bedürfniſſe, ſondern auch unſere Freuden und Wißbegierde. Du haſt doch wenigſtens gelernt, daß es nicht ſo leicht ſei, in ihre Geheimniſſe zu dringen. —

Aber ich bin um nichts verſtändiger dadurch geworden, ſagte der Knabe.

Wenn auch nicht, antwortete der Vater. Du hatteſt doch den aufrichtigen Vorſatz dich zu belehren. Ein guter Vorſatz iſt ja ſchon an ſich

etwas Gutes. Der Erfolg hängt nicht immer von dem Menſchen ab. Und gelingt auch dieſer, ſo bleibt der gute Wille doch immer das Beſte. —

Nach einer Pauſe ſagte der Knabe mit beſcheidener Wißbegierde: So ſage du mir es denn, lieber Vater, wie die Knoſpe zur Blume ſich bildet? — Da antwortete der Vater: Mein Kind, ich kann dir nur in drei Worten ſagen, was geſchieht: Die Knoſpe nimmt zu an Größe, Schönheit und Anmuth bis zu ihrer Vollendung. — Alles andere weiß ich ſo wenig wie du!

Die Natur gibt uns das vollendete Schöne: — aber ſie verbirgt die Hand, mit welcher ſie es hervorbringt und darreicht. —

Da nahm der Knabe von neuem das abgebrochene Knöſpchen und ſagte zum Vater: Wenn die Knoſpe ſich ſelbſt ſo ſchön zu bilden vermag, ſchöner als Alles, was die Menſchen machen, warum kann ſie ſich denn nicht einmal gegen den ſchwachen Finger eines Kindes ſchützen? Warum vermag ſie zugleich ſo viel und doch auch ſo wenig? — Sollte ſie denn wohl ſich ſelber gebildet haben, Wilhelm? fragte der Vater, und ſah den Knaben mit freundlichem Ernſte an.

O gewiß, antwortete der Knabe — die Blumen haben wohl auch, wie ich, eine Mutter und einen Vater, der ſie nährt, verpflegt und auferzieht!

Einen Vater mit uns! — erwiderte gerührt der Vater des Knaben, aber wir ſehen ihn nicht, wir empfinden nur ſeine Macht und ſeine Liebe in uns und um uns her!

Der Oliventopf

oder

Geſchichte des Ali Cogia, Kaufman zu Bagdad.

Erzählung 42.

Unter der Regierung des Califen Haronn Alraſchid lebte in Bagdad ein Kaufmann Namens Ali Cogia, welcher weder zu den Reichſten, noch zu den Wenigſtbemittelten zu zählen war. Der Kaufmann wohnte unvermählt in ſeinem väterlichen Hauſe. In der Zeit, als er, unbeſchränkt in ſeinen Handlungen, zufrieden von dem Ertrage ſeines Handels lebte, erſchien ihm drei Nächte nach einander im Traum ein ehrwürdiger Greis, der ihm mit ſtrengem Blick verwies, ſeine Wallfahrt nach Mecka noch nicht vollzogen zu haben.

Dieſer Traum beunruhigte Ali Cogia, und ſetzte ihn in große Verlegenheit. Als guter Muſelmann war ihm die Pflicht, die ihm oblag, dieſe Wallfahrt zu machen, nicht unbekannt; da er aber ein Haus, Möbeln und einen Laden beſaß, hielt er dieß für hinreichende Beweggründe, ſie zu unterlaſſen, indem er ſie durch Almoſen und andere gute Werke zu erſetzen trachtete. Aber ſeit dem Traume drängte ihn ſein Gewiſſen ſo ſehr, daß die Furcht, es möchte ihm etwas Uebles widerfahren, ihn den Entſchluß faſſen ließ, ſeine Pilgerreiſe nicht länger zu verzögern.

Um ſich in den Stand zu ſetzen, ſie noch im laufenden Jahre antreten zu können, fing er mit dem Verkaufe ſeiner Möbeln an, dann verkaufte er ſeinen Laden und einen großen Theil der Waaren, die derſelbe enthielt, mit

Ausnahme derjenigen, die er in Mecka abſetzen konnte; und was ſein Haus betraf, ſo fand er einen guten Miethsmann, dem er es verpachtete. Als er Alles auf dieſe Weiſe in Ordnung gebracht, war er bereit abzureiſen, ſobald die Karawane von Bagdad nach Mecka aufbrechen würde. Das einzige, was ihm noch zu thun übrig blieb, war eine Summe von tauſend Goldſtücken in Sicherheit zu bringen, die ihn auf ſeiner Reiſe beläſtigt haben würde, nachdem er das Geld, das er für ſeine Ausgaben und übrigen Bedürfniſſe für nöthig hielt, bei Seite gelegt.

Ali Cogia wählte einen großen Topf; er legte die tauſend Goldſtücke hinein, und füllte den übrigen Raum deſſelben mit Oliven aus. Nachdem er den Topf vorſichtig verwahrt, trägt er ihn zu einem ſeiner Freunde, einem Kaufmanne, und ſagt zu ihm: „Mein Bruder, es iſt dir nicht unbekannt, daß ich in einigen Tagen als Pilger mit der Karawane nach Mecka reiſe; ich bitte dich, ſo gütig zu ſein, mir den Oliventopf, den ich hier habe, bis zu meiner Rückkehr aufzuheben.

Verbindlich erwiderte ihm der Kaufmann: „Hier haſt du den Schlüſſel zu meinem Magazin, trage deinen Topf ſelbſt hinein und ſtelle ihn hin, wo es dir gefällt, ich verſpreche dir, daß du ihn auf derſelben Stelle wiederfinden ſollſt.

Die Karawane reiſte von Bagdad ab, und Ali Cogia vereinigte ſich mit ihr, mit einem, mit den Waaren, die er gewählt, beladenen Kameel, das ihm zum Reiten diente, und er langte glücklich in Mecka an. Mit allen übrigen Pilgern beſuchte er hier den ſo berühmten Tempel, der jährlich von allen muſelmänniſchen Nationen beſucht wird, die von allen Orten der Erde, wo ſie verbreitet ſind, herbeiſtrömen, indem ſie gewiſſenhaft die vorgeſchriebenen Ceremonien beobachten. Als er die Pflichten ſeiner Wallfahrt erfüllt, breitete er die mitgebrachten Waaren aus, um ſie zu verkaufen oder auszutauſchen.

Zwei Kaufleute, welche im Vorübergehen Ali Cogia's Waaren ſahen, fanden ſie ſo ſchön, daß ſie ſtehen blieben, um ſie zu betrachten. Als ſie ihre Neugierde befriedigt, ſagte beim Fortgehen der Eine zum Andern: Wenn dieſer Kaufmann wüßte, welchen Gewinn er in Cairo aus ſeinen Waaren zöge, ſo würde er ſie dahin bringen, ſtatt ſie hier zu verkaufen, wo ſie ſo wohlfeil ſind.

Dieſe Worte vernahm Ali Cogia, und da er tauſend Mal von Aegyptens Schönheiten hatte ſprechen hören, beſchloß er auf der Stelle, die Gelegenheit zu benutzen und dahin zu reiſen. Nachdem er alſo ſeine Waaren wieder eingepackt, ſchlug er, ſtatt nach Bagdad zurückzukehren, den Weg nach Aegypten ein, indem er ſich an die Karawane von Cairo anſchloß. Als er in Cairo angekommen, hatte er nicht Urſache, den gethanen Schritt zu bereuen, in wenig Tagen hatte er alle ſeine Waaren mit einem weit größern Vortheil verkauft, als er zu hoffen gewagt. Er kaufte andere, in der Abſicht, ſich nach Damaskus zu begeben, und während er die gute Gelegenheit einer Karawane erwartete, die in ſechs Wochen aufbrechen ſollte, begnügte er ſich nicht, alles zu beſehen, was in Cairo ſeiner Neugierde würdig war, ſondern er beſuchte auch noch die Pyramiden, er fuhr bis in einer gewiſſen Entfernung den Nil hinauf, und ſah die berühmteſten Städte, die an beiden Ufern dieſes Fluſſes liegen.

(Fortſetzung folgt.)

Der wahre Reichthum.

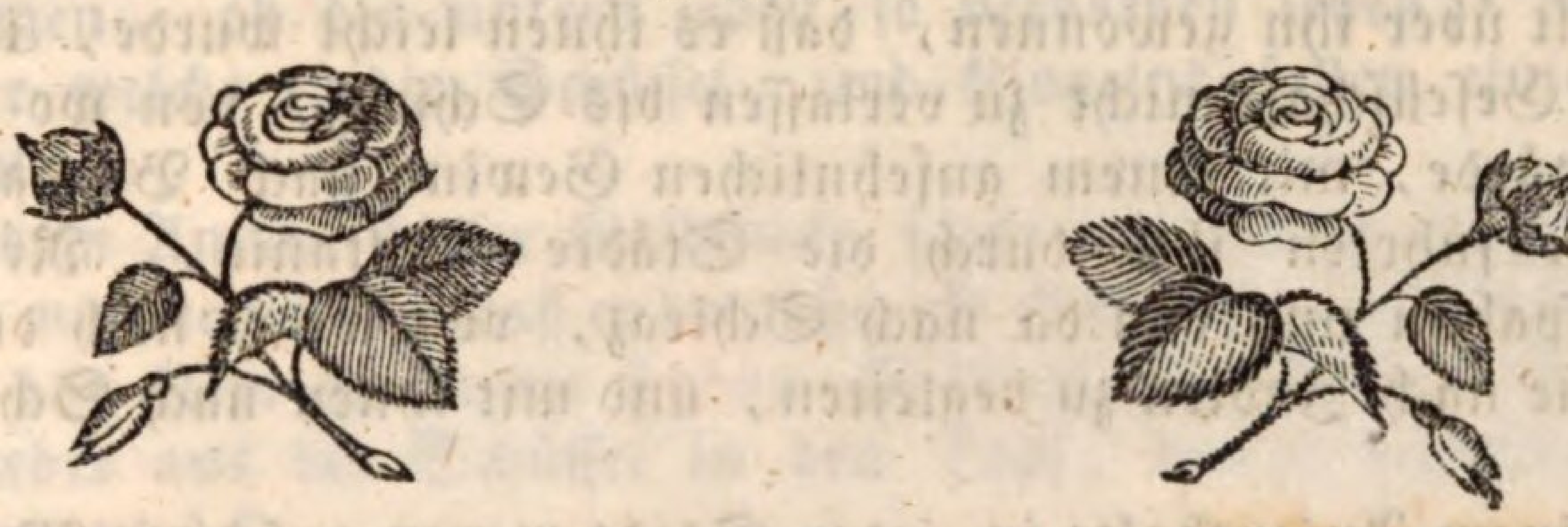
Gedicht 12.

Warum durchirrt nach Gut und Geld
Der Menſch die fernſten Meere?
Als ob für ihn nicht eine Welt
Schon unerſchöpflich wäre?
Doch, wenn er, was er wünſcht, beſitzt,
So ſtirbt er, ohne daß er's nützt.

Dies können nicht die Güter ſeyn,
Die man ſich ſoll erwerben,
Ein Weiſer ſammelt Schätze ein,
Die nimmenmehr verderben;
Die Tugend iſt's — nach dieſer Zeit
Folgt ſie ihm in die Ewigkeit.

Die künſtlichen Roſen.

Bild 3.



Sieh, wie ſo gleich an Geſtalt der natürlichen Roſe! Sie duftet! —
Seys! unerſteigliche Kluft trennet doch Lieb' und Geſetz.

Die Eule und der Adler.

Bild 4.

In der Sonne blendend Licht ſchwingt er ſich hinauf, der Thor!
Sprach der Uhu — und der Aar ſchwieg und ſchwebte kühn empor.

Der OlAventopf

oder

Geſchichte des Ali Cogia, Kaufmann zu Bagdad.

(Fortſetzung.)

Da die Karawane auf der Reiſe nach Damaskus durch Jeruſalem zog, beſuchte unſer Kaufmann von Bagdad den Tempel, der, nach dem von Mekka, von allen Muſelmännern als der heiligſte betrachtet wird, und von welchem dieſe Stadt den Namen der heiligen Stadt führt.

Ali Cogia fand die Stadt Damaskus ſo angenehm durch den Ueberfluß ihrer Heilquellen, ihrer Wieſen und bezaubernden Gärten, daß Alles, was er in unſern Erzählungen von ihren Annehmlichkeiten geleſen, ihm weit unter der Wirklichkeit ſchien, und er hielt ſich lange daſelbſt auf. Da er gleichwohl nicht vergaß, daß er von Bagdad ſey, machte er ſich endlich auf den Rückweg, und kam zu Aleppo an, wo er ſich wieder einige Zeit aufhielt, und von da begab er ſich nach Mauſſoul.

Ali Cogia langte zu Mauſſoul an; aber perſiſche Kaufleute, die mit ihm von Aleppo gekommen, und mit welchen er eine innige Freundſchaft geſchloſſen, hatten durch ihre Gefälligkeit und ihre angenehme Unterhaltung bereits eine ſolche Gewalt über ihn gewonnen, daß es ihnen leicht wurde, ihn zu überreden, ihre Geſellſchaft nicht zu verlaſſen bis Schiraz, von wo aus es ihm leicht ſeyn würde, mit einem anſehnlichen Gewinn nach Bagdad zurückzukehren. Sie führten ihn durch die Städte Sultania, Reï, Coam, Cacham, Iſpahan und von da nach Schiraz, von wo er noch die Gefälligkeit hatte, ſie nach Indien zu begleiten, und mit ihnen nach Schiraz zurückzureiſen.

Mit ſeinem Aufenthalte in jeder Stadt waren auf dieſe Weiſe beinahe ſieben Jahre verfloſſen, ſeit Ali Cogia Bagdad verlaſſen, als er endlich beſchloß, ſeine Rückreiſe anzutreten; und bis dahin hatte der Freund, dem er den Oliventopf zum Aufbewahren anvertraut, weder an ihn noch an den Topf gedacht. In der Zeit, als er mit einer von Schiraz abgegangenen Karawane unter Weges war, ſpeiſte dieſer Kaufmann, ſein Freund, eines Abends im Kreiſe ſeiner Familie, man ſprach zufällig von Oliven, und ſeine Frau äußerte den Wunſch, welche zu eſſen, indem ſie ſagte, es ſeyen ſchon lange Zeit keine in ihr Haus gekommen.

„Du erinnerſt mich, ſagte ihr Mann, daß Ali Cogia, als er nach Mecka ging, mir einen Topf voll Oliven zurückgelaſſen, den er ſelbſt in mein Magazin geſtellt, um ihn bei ſeiner Rückkunft wieder zu nehmen. Aber wo iſt Ali Cogia ſeit ſeiner Abreiſe hingekommen? Es iſt wahr, daß bei der Rückkehr der Karawane Jemand mir ſagte, er ſey nach Aegypten gegangen. Dort muß er geſtorben ſeyn, da er ſeit ſo vielen Jahren nicht zurückgekommen; wir können nun die Oliven eſſen, wenn ſie gut ſind. Man gebe mir eine Schüſſel und Licht, ich will welche holen.“

„Lieber Mann, erwiderte die Frau, hüte dich um Gotteswillen, eine ſo üble Handlung zu begehen; du weißt, daß nichts ſo heilig iſt, als ein anvertrautes Gut. Es ſind ſieben Jahre, ſagſt du, daß Ali Cogia nach Mecka gegangen, und nicht zurückgekommen; aber man ſagte dir, er ſey nach Aegypten gereiſt; und weißt du, ob von Aegypten vielleicht nicht noch

weiter? Genug, daß du keine Nachricht von ſeinem Tode haſt: er kann morgen, übermorgen zurückkommen. Welche Schande wäre es für dich und deine Familie, wenn du ihm den Topf nicht mehr in demſelben Zuſtand zurückſtellteſt, wie er ihn dir anvertraut! Ich verſichere dich, daß ich nicht Luſt nach dieſen Oliven habe, und keine davon eſſen werde. Wenn ich von Oliven geſprochen, ſo geſchah es nur um zu ſprechen. Glaubſt du überdieß, daß nach ſo langer Zeit die Oliven noch gut ſeyen? Sie ſind verfault und verdorben. Und wenn Ali Cogia zurückkommt, wie eine Ahnung mir ſagt, und er bemerkt, daß du ſie berührt, welch ein Urtheil wird er von deiner Freundſchaft und deiner Treue fällen? Laß ab von deinem Vorhaben, ich beſchwöre dich!"

Vielleicht ſprach die Frau ihrem Manne nur deswegen ſo lange zu, weil ſie ſeine Hartnäckigkeit auf ſeinem Geſichte las. In der That achtete er nicht auf ihre treue Warnung, er erhob ſich, nahm eine Schüſſel und Licht, und ging in ſein Magazin.

So erinnere dich wenigſtens, rief ſeine Frau, daß ich keinen Theil an dem nehme, was du thun willſt, damit du nicht mir die Schuld davon zuſchreibſt, wenn du es bereuen wirſt.

Auch jetzt noch verſchloß der Kaufmann ſeine Ohren, und beſtand auf ſeinem Vorhaben. Als er in ſein Magazin kam, nahm er den Topf, deckte ihn auf, und ſah, daß die Oliven ganz verfault waren. Aber um ſich zu überzeugen, ob die untern eben ſo verdorben ſeyen, als die obern, ſchüttete er welche in die Schüſſel, und klingelnd fallen einige Goldſtücke mit hinein.

Bei dem Anblick dieſer Goldſtücke blickt der geldgierige Kaufmann in den Topf, und bemerkt, daß er beinahe alle Oliven in die Schüſſel geſchüttet, und daß das Uebrige lauter ſchöne Goldmünzen ſeyen. Er ſchüttet die Oliven wieder aus der Schüſſel in den Topf, den er ſorgfältig verwahrt, und kommt zurück.

Frau, ſagte er bei ſeinem Eintritte, du hatteſt Recht; die Oliven ſind verfault, und ich habe den Topf wieder gedeckt, ſo daß Ali Cogia nicht bemerken wird, daß ich ihn angerührt, wenn er jemals zurückkommt."

„Du würdeſt beſſer gethan haben, mir zu glauben, und ihn nicht anzurühren, erwiderte die Frau. Gott gebe, daß nichts Uebles daraus entſtehe!

Der Kaufmann nahm ſich dieſe Worte ſeiner Frau eben ſo wenig zu Herzen, als ihre frühern Vorſtellungen. Er ſann beinah die ganze Nacht auf Mittel, ſich das Geld Ali Cogia's zuzueignen, und es ſo einzurichten, daß es ihm bleibe, im Fall dieſer zurückkommen und den Topf von ihm verlangen ſollte. Des andern Morgens kauft er in aller Frühe friſche Oliven; er geht in ſein Magazin, wirft die alten aus dem Topf Ali Cogia's, nimmt das Gold heraus und bringt es in Sicherheit; und nachdem er den Topf mit den Oliven gefüllt, die er eben gekauft, bedeckt er ihn wieder mit demſelben Deckel und ſtellt ihn an denſelben Platz zurück, wohin Ali Cogia ihn geſtellt hatte.

Ungefähr einen Monat, nachdem der Kaufmann eine ſo ſchlechte Handlung begangen, die ihm theuer zu ſtehen kommen ſollte, kam Ali Cogia von ſeiner langen Reiſe nach Bagdad zurück. Da er vor ſeiner Abreiſe ſein Haus vermiethet hatte, ſtieg er in einem Chan ab, wo er wohnen blieb,

bis er ſeinen Miethsmann von ſeiner Ankunft unterrichtet, und dieſer ſich eine andere Wohnung gewählt.

Des folgenden Tages ging Ali Cogia zu dem Kaufmann, ſeinem Freunde, der ihn mit einer Umarmung empfing, indem er ihm ſeine Freude über ſeine Rückkehr nach einer Abweſenheit von ſo vielen Jahren bezeugte, die, wie er ſagte, ihm beinahe die Hoffnung geraubt, ihn jemals wieder zu ſehen.

Nach den erſten Höflichkeitsbezeugungen von beiden Seiten, bat Ali Cogia den Kaufmann um die Gefälligkeit, ihm den Oliventopf, den er ihm anvertraut habe, wieder zu geben und ihn zu entſchuldigen, daß er ihn ſo lange mit demſelben beläſtigt.

„Ali Cogia, mein theurer Freund, erwiderte der Kaufmann, es bedarf keiner Entſchuldigung, dein Topf hat mich keineswegs beläſtigt. Hier iſt der Schlüſſel zu meinem Magazin; hole ihn ſelbſt, du wirſt ihn auf demſelben Platze finden, wo du ihn hingeſtellt.“

Ali Cogia ging in das Magazin des Kaufmanns und brachte ſeinen Topf; und nachdem er ihm den Schlüſſel zurückgegeben und nochmals gedankt, kehrt er in den Chan zurück, wo er wohnte. Er deckt den Topf auf; er ſteckt die Hand bis in die Tiefe hinein, wo die tauſend Goldſtücke, die er in demſelben verborgen, ſeyn ſollten, und war äußerſt überraſcht, ſie nicht darin zu finden. Er glaubte ſich zu irren: und um ſich ſchnell zu überzeugen, nimmt er einige Schüſſeln und Gefäße aus ſeiner Reiſeküche, und ſchüttet alle Oliven aus dem Topfe hinein, ohne ein einziges Goldſtück darunter zu finden. Er war ſtarr vor Erſtaunen, und Hände und Augen gen Himmel erhebend: „Iſt es möglich, rief er aus, daß ein Mann, den ich als meinen Freund betrachtet, eine ſolche Untreue an mir begangen!“

Aeußerſt beunruhigt von der Furcht, einen ſo bedeutenden Verluſt zu erleiden, kam Ali Cogia zu dem Kaufmann zurück.

„Mein Freund, ſagte er, wundere dich nicht, mich ſchon wieder bei dir zu ſehen; ich geſtehe, daß ich den Oliventopf, den ich aus deinem Magazin genommen, für denſelben erkenne, den ich hineingeſtellt hatte; aber unter die Oliven hatte ich tauſend Goldſtücke gelegt, die ich nicht mehr in dem Topfe finde. Villeicht haſt du ihrer bedurft, und dich ihrer für deinen Handel bedient? Wenn dieß der Fall iſt, ſo ſtehen ſie dir zu Dienſten. Ich bitte dich nur, mir einen Schuldſchein darüber zu geben, dann kannſt du mir ſie nach deiner Bequemlichkeit zurückerſtatten.“ — Der Kaufmann, welcher dieſe Begrüßung Ali Cogia's erwartet, hatte ſich auch ſchon auf eine Antwort vorbereitet.

„Ali Cogia, mein Freund, ſagte er, als du mir deinen Oliventopf brachteſt, habe ich ihn angerührt? Gab ich dir nicht den Schlüſſel zu meinem Magazin? Haſt du ihn nicht ſelbſt hineingetragen, und haſt du ihn nicht auf demſelben Platze, wo du ihn hingeſtellt, und in demſelben Zuſtande wieder gefunden? Hatteſt du Gold hineingethan, ſo mußt du es wieder darin gefunden haben. Das iſt alles, was ich davon weiß. Du magſt mir glauben oder nicht; aber ich habe ihn nicht angerührt.“

(Fortſetzung folgt.)

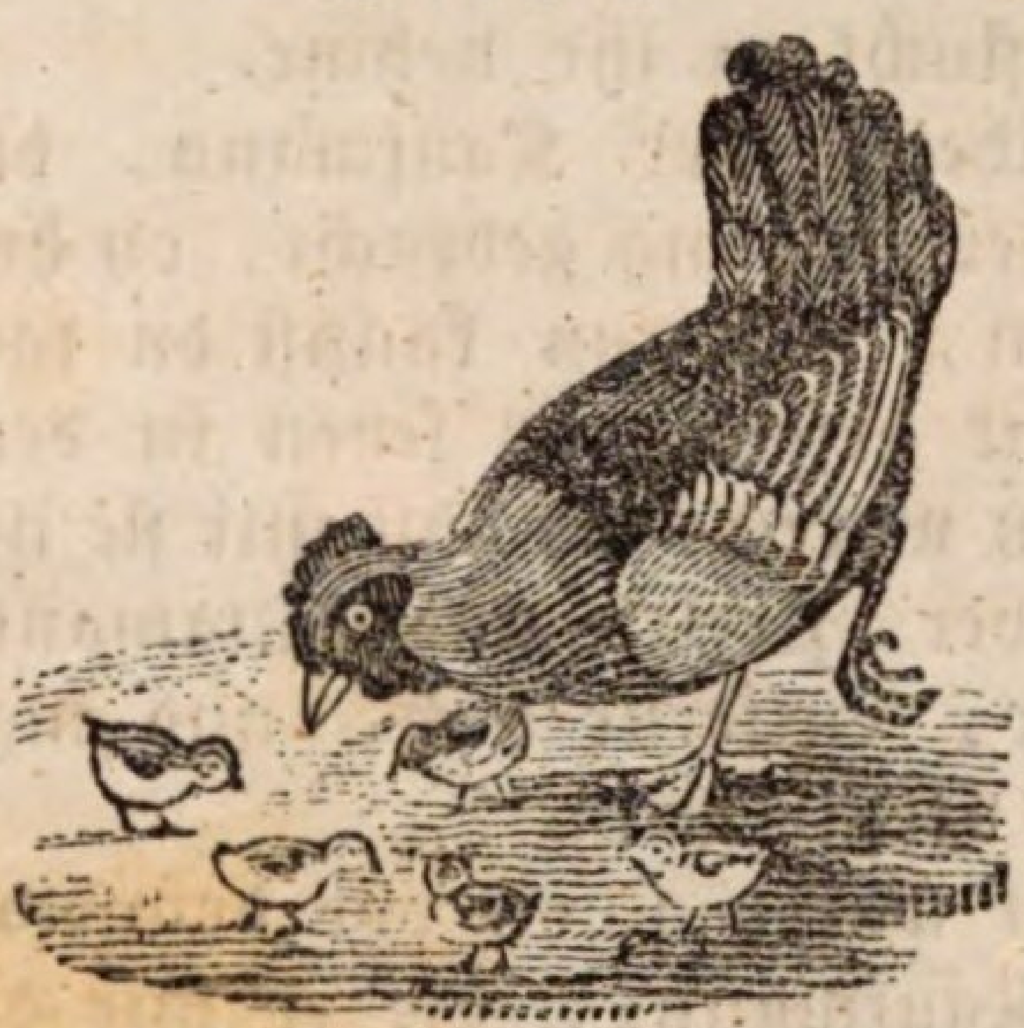
Die Kraniche.

Bild 5.

Kraniche ziehen daher; wohin, das wiſſen ſie ſelbſt nicht;
Aber ein innerer Stern leitet ſie ſicher zum Ziel.
Eigener Zukunft gewiß weiſſagen ſie Andern die Zukunft;
Ihren prophetiſchen Flug grüßet der Kinder Geſang.

Die Henne.

Bild 6.



Mütterlich ſie zu erziehn, nicht zu herrſchen, verſammelt die Henne
Ihre Küchlein; o ſieh, Kirche des Herrn, dein Bild!

Die Vipern-Schlange.

Bild 7.

Gleißend und laurend im Staub,
Zuckend, ein Blitz, auf den Raub,
Flammen im Auge, der Mund
Ziſchend, voll Giftes der Schlund,

Schleichend auf heimlicher Bahn,
Tückiſch geſpitzet den Zahn —
Wird bei dem Anblick dir bange —
Fleuch in der Sünde die Schlange!

Der Oliventopf
oder
Geſchichte des Ali Cogia, Kaufmann zu Bagdad.

(Fortſetzung.)

Ali Cogia ſchlug alle Wege der Güte ein, um den Kaufmann zum Geſtändniß zu bringen.

„Ich liebe Frieden, ſagte er, und würde ſeine Gränze ungern zu deiner öffentlichen Beſchämung überſchreiten. Bedenke, daß Kaufleute wie wir, jeden Eigennutz aufgeben müſſen, um unſern guten Ruf zu bewahren. Ich wiederhole es dir, es würde mir äußerſt ſchmerzlich ſeyn, wenn deine Hartnäckigkeit mich zwänge, den Weg der Gerechtigkeit ergreifen zu müſſen, mich, der ich immer lieber etwas von meinem Rechte verliere, als meine Zuflucht zu ihr nehme.

„Ali Cogia, erwiderte der Kaufmann, du geſtehſt, daß du einen Oliventopf bei mir in Verwahrung gebracht, du haſt ihn wieder genommen; du haſt ihn fortgetragen, und nun kannſt du tauſend Goldſtücke von mir verlangen! Haſt du mir geſagt, ſie ſeyen in dem Topf? Ich weiß nicht einmal, ob Oliven darin waren, du haſt mir ſie nicht gezeigt. Es wundert mich, daß du nicht lieber Perlen und Diamanten, als Gold von mir forderſt. Ich rathe dir, entferne dich, und mache nicht, daß die Leute ſich vor meinem Laden verſammeln.“

Mehrere Menſchen waren ſchon vor demſelben ſtehen geblieben, und die letzten Worte des Kaufmanns, die er mit dem Tone eines Mannes ſprach, der aus den Gränzen der Mäßigung getreten, zogen eine Menge und ſelbſt die benachbarten Kaufleute herbei, die ihre Läden verließen, um nach der Urſache des Streites zwiſchen ihn und Ali Cogia zu forſchen, und beide wo möglich zu einer Ausgleichung zu bringen. Als Ali Cogia ihnen die Sache auseinander geſetzt, fragten die Angeſehenſten den Kaufmann, was er zu antworten habe.

Der Kaufmann geſtand, daß er einen Topf von Ali Cogia in ſeinem Magazin aufbewahrt habe, aber er läugnete, ihn angerührt zu haben, und er ſchwur, daß er nur aus Ali Cogia's Reden wiſſe, daß Oliven darin geweſen, und daß er ſie alle zu Zeugen der Beſchimpfung nehme, die ihm dieſer in ſeinem eignen Hauſe angethan.

„Du ziehſt dir die Beſchimpfung ſelbſt zu, ſagte jetzt Ali Cogia, indem er den Kaufmann beim Arm faßte; da du dich aber ſo boshaft beträgſt, lade ich dich vor das Geſetz Gottes, laß ſehen, ob du die Unverſchämtheit haben wirſt, daſſelbe vor dem Kadi auszuſagen.“

Bei dieſer Vorladung, welcher jeder gute Muſelmann Folge leiſten muß, wenn er ſich nicht zum Aufrührer gegen die Religion machen will, hatte der Kaufmann nicht den Muth, ſich zu widerſetzen.

„Wohlan, erwiderte der Kaufmann, das eben verlange ich von dir: wir werden ſehen, wer von uns Unrecht hat, du oder ich.“

Ali Cogia führte den Kaufmann vor den Richterſtuhl des Kadi, wo er ihn anklagte, ihm ein anvertrautes Gut von tauſend Goldſtücken entwendet zu haben, indem er die Sache der Wahrheit gemäß vortrug. Der Kadi fragte ihn, ob er Zeugen habe. Er erwiederte, dieß ſey eine Vorſichtsmasregel, die er nicht genommen, weil er denjenigen, dem er ſein Gut anvertraut, für ſeinen Freund gehalten, und bis dahin nur als einen rechtlichen Mann gekannt habe.

Der Kaufmann ſagte nichts anderes zu ſeiner Vertheidigung, als was er Ali Cogia und in Gegenwart ſeiner Nachbaren geſagt, und er ſchloß mit der Verſicherung, daß er bereit ſey, durch einen Eid zu beſchwören, nicht allein, daß die Anklage, als habe er die tauſend Goldſtücke genommen, falſch ſey, ſondern auch, daß er gar nichts von denſelben wiſſe. Der Kadi forderte ihm den Eid ab, nach welchem er ihn freigeſprochen, entließ.

Tief gekränkt, ſich zu einem ſo anſehnlichen Verluſt verurtheilt zu ſehen, proteſtirte Ali Cogia gegen den Richterſpruch, indem er dem Kadi erklärte, daß er ſeine Klage vor den Kalifen Haronn Alraſchid bringen werde, der ihm Gerechtigkeit werde widerfahren laſſen; aber der Kadi wunderte ſich nicht über dieſe Widerſetzung, er betrachtete ſie als die Wirkung des, bei allen, die ihren Prozeß verlieren, gewöhnlichen Rachegefühls, und er glaubte ſeine Pflicht erfüllt zu haben, indem er einen Angeklagten freigeſprochen, gegen den man ihm keine Zeugen aufgeſtellt.

Während der Kaufmann triumphirend von Ali Cogia zurückkehrte, voll Freude, die tauſend Goldſtücke ſo leicht gewonnen zu haben, ſetzte Ali Cogia eine Bittſchrift auf; und ſchon des andern Tages, nachdem er die Zeit gewählt, in welcher der Kalife nach dem Mittagsgebet aus der Moſchee zurückkehrte, ſtellte er ſich in eine Straße auf dem Weg, und als der Fürſt vorüberkam, hob Ali Cogia die Hand, in welcher er ſeine Bittſchrift hielt, in die Höhe. Ein Offizier, dem dieſes Geſchäft übertragen war, trat aus dem Gefolge und nahm ſie ihm ab, um ſie dem Kalifen zu überreichen.

Da Ali Cogia die Gewohnheit des Kalifen Haronn Alraſchid kannte, bei der Rückkehr in ſeinen Palaſt die Bittſchriften, die ihm auf dieſe Weiſe eingehändigt wurden, ſelbſt zu leſen, ſchloß er ſich an den Zug, trat in den Palaſt und wartete, bis der Offizier, der ihm die Bittſchrift abgenommen, aus dem Gemach des Kalifen kam. Beim Heraustreten ſagte ihm der Offizier, der Kalife habe ſeine Bittſchrift geleſen, und beſtimmte ihm die Stunde, in welcher er ihm des folgenden Tages Gehör geben wolle; und nachdem er die Wohnung des Kaufmanns von ihm erfahren, ſandte er zu dieſem und ließ ihm anzeigen, ſich ebenfalls des andern Tages zu derſelben Stunde einzufinden.

Am Abend deſſelben Tages machte der Kalife mit ſeinen Großvezieren Guifar und Mesrour, beide verkleidet wie er, ſeine Runde durch die Stadt, wie er von Zeit zu Zeit zu thun gewohnt war.

Als ſie durch eine Straße kamen, hörte der Kalife einen Lärmen; er beſchleunigte ſeine Schritte und gelangte an eine Thüre, die in einen Hof ging, wo zehn bis zwölf Kinder, die ſich noch nicht zurückgezogen hatten, beim Schein des Mondes ſpielten, wie der Kalife durch einen Spalt der Thüre bemerkte.

Neugierig, zu wiſſen, was für ein Spiel dieſe Kinder ſpielten, ſetzte ſich der Kalife auf eine ſteinerne Bank, die ſich neben der Thür befand; und immer durch den Spalt blickend, hörte er einen der kleinen Knaben, den Lebhafteſten und Geweckteſten von allen, zu den Uebrigen ſagen: „Laßt uns Friedensrichterchens ſpielen. Ich bin der Kadi: man führe mir Ali Cogia und den Kaufmann vor, der ihm tauſend Goldſtücke geſtohlen.“

Bei dieſen Worten des Kindes erinnerte ſich der Kalife der Bittſchrift, die ihm denſelben Tag war eingereicht worden, und die er geleſen hatte; dieß ließ ihn ſeine Aufmerkſamkeit verdoppeln, um zu ſehen, wie der Richterſpruch ausfallen würde.

Da die Sache mit Ali Cogia und dem Kaufmanne neu war, und großes Aufſehen in der Stadt Bagdad, ſelbſt unter den Kindern, erregte, nahmen die übrigen Kinder dieſen Vorſchlag mit Freuden an, und kamen unter ſich über die Perſonen überein, die jeder ſpielen ſollte. Niemand widerſetzte ſich demjenigen, der ſich zum Kadi aufgeworfen. Als dieſer ſich mit dem Anſehn und dem Ernſt eines Kadi niedergelaſſen, ſtellte ein Anderer, als ordentlicher Beamter des Gerichtshofes, ihm zwei Knaben vor, von welchen er den Einen Ali Cogia, den Andern den Kaufmann nannte, gegen welchen Ali Cogia Klage führe.

Jetzt nahm der vorgebliche Kadi das Wort, und ſich ernſt an den vorgeblichen Ali Cogia wendend:

„Ali Cogia, fragte er, was verlangſt du von gegenwärtigem Kaufmann?“

Nach einer tiefen Verbeugung trug der vorgebliche Ali die Sache von Punkt zu Punkt vor, und ſchloß mit der Bitte an den Kadi, ihn durch die Macht ſeines Richterſpruchs vor einem ſo anſehnlichen Verluſte zu bewahren.

Nachdem der vorgebliche Kadi den vorgeblichen Ali Cogia angehört, wandte er ſich zu dem vorgeblichen Kaufmanne und fragte ihn, warum er Ali Cogia die Summe nicht zurückgebe, die er von ihm fordere.

Der vorgebliche Kaufmann berief ſich auf dieſelben Gründe, welche der wirkliche Kaufmann vor dem Kadi von Bagdad angegeben; und verlangte ebenfalls durch einen Eid zu bekräftigen, daß das, was er ſage, Wahrheit ſey. (Fortſetzung folgt.)

Der Unachtſame.

Paul war leichtſinnig und unachtſam; Ludwig hingegen dachte über alles nach und gab auf alles Acht.

Einſt gieng Paul aus der Stadt nach Hauſe, und eine Weile darauf kam Ludwig denſelben Weg. Da fand Ludwig einen ſchönen Ring. Als er nach Hauſe kam, zeigte er ihn ſeinem Bruder. Den hätte ich auch finden können, ſagte Paul, denn gewiß hat ihn der Herr verloren, der mir vor der Stadt begegnete. Warum haſt du ihn nicht gefunden? antwortete Ludwig. O! verſetzte Paul, wer kann denn auf alles Acht geben. — Als Ludwig den Ring dem Eigenthümer zurückgab, erhielt er ein anſehnliches Geſchenk.

Die Achtſamkeit erſpart manches Leid.

Lerche und Nachtigall.

Bild 8.

Warum ſteigt die Lerche aufwärts, ſingend in der Höh' ihr Lied?
Darum, weil von nied'rer Scholle aufwärts ſie der Himmel zieht.
Warum ſingt die Nachtigall einſam, von der Nacht umhüllet?
Darum, weil des Himmels Hauch ihr die zarte Bruſt erfüllet.

Das Vogelneſt.

Bild 9.

Ein Neſtchen ach! von roher Hand zerfetzt, wie kanns mich ſchmerzen!
Die lieben Vöglein haben doch gewiß auch Mutterherzen.

Die Blumen.

Bild 10.

Unter allem, was der May Schönes gebracht hat, iſt doch nichts ſo ſchön, als ſeine Blumen.

Ich begreiſe nicht, wie man anders kann, als die Blumen lieben. Wer die Blumen nicht liebt, muß noch nie eine Blume recht betrachtet haben, oder es muß etwas in ihm ſeyn, was ihn überhaupt der reinen Liebe unfähig macht. Das Beſte, was man an Menſchen liebt — wie nahe verwandt dem, was uns an den Blumen entzückt! Kein Blumenſinn — kein Schönheitsſinn, alſo auch kein Sinn für Schönheit der Seele. Welche Liebe wäre überall und immer ſo rein, als Blumenliebe?

Welche gefällige Geſtalt, welcher zarte Bau, welche kunſtreiche Bildung, welcher Reiz, welche Lieblichkeit, welcher Glanz der Farben! Blumen, könnte man ſagen, ſind das Lächeln im Angeſichte der Natur, ihre holden Blicke, ihre freudigen Gedanken, ihre ſüßen Träume.

Welch ein unſchuldiges, einfältiges, demüthiges, fröhliches Weſen in den Blumen!

Giebts ein ſchöneres Bild des Seelenfriedens — eines, in ſich vollendeten, im Genuſſe der eignen Vortrefflichkeit anſpruchslos ſeligen, und zugleich wohlthätig nach außen wirkenden, Alles erfreuenden Daſeyns, als eine Blume?

Blumen ſind die Engel in der lebloſen Schöpfung. In ihrer Ordnung ſtehen ſie höher, als das Thier und der Menſch, und ſollen dieſem das Vorbild eines reinen und ſeligen Lebens ſeyn.

Der Oliventopf

oder

Geſchichte des Ali Cogia, Kaufmann zu Bagdad.

(Fortſetzung.)

„Uebereilen wir uns nicht, erwiderte der vorgebliche Kadi; ehe wir zum Eide ſchreiten, möchte ich den Oliventopf ſehen. Ali Cogia, fügte er hinzu, haſt du den Topf mitgebracht?“

Dieſer antwortete: er habe ihn nicht mitgebracht. „So hole ihn, erwiderte er, und bringe ihn mir.“

Der vorgebliche Ali Cogia verſchwand auf einen Augenblick, kam dann zurück und that, als ſtelle er einen Topf vor den vermeintlichen Kadi, indem er ſagte, dieß ſey derſelbe Topf, den er dem Angeklagten anvertraut, und wieder von ihm zurückgenommen habe.

Um keine Förmlichkeit zu unterlaſſen, fragte der vorgebliche Kadi den vorgeblichen Kaufmann, ob er ihn gleichfalls für denſelben Topf erkenne? Und da der Kaufmann durch ſein Schweigen bezeugte, daß er es nicht leugnen könne, befahl er, ihn zu öffnen. Der vorgebliche Ali Cogia that, als hebe er den Deckel ab, und der vorgebliche Kadi, als ſehe er in den Topf: Schöne Oliven, ſagte er; ich will ſie verſuchen.“

Er ſtellte ſich, als nehme und verſuche er eine, und fügte hinzu: „Sie ſind vortrefflich.“

„Aber, fuhr der vorgebliche Kadi fort, mich dünkt, Oliven, die ſieben Jahre lang aufbewahrt worden, können nicht mehr ſo gut ſeyn. Man laſſe Olivenhändler kommen.“

Zwei Kinder wurden ihm als Olivenhändler vorgeſtellt.

„Seyd ihr Olivenhändler? fragte ſie der vorgebliche Kadi.

Als ſie geantwortet, daß dieß ihr Gewerbe ſey:

„Saget mir, erwiderte er, wißt ihr, wie lange ſich Oliven, von Leuten, die ſich darauf verſtehen, zugerichtet, genießbar erhalten können?“

„Herr, antworteten die vorgeblichen Kaufleute, mit welcher Sorgfalt man ſie auch aufbewahre, das dritte Jahre taugen ſie nichts mehr: ſie verlieren Geſchmack und Farbe und ſind nur noch zum Wegwerfen gut.“

Wenn das iſt, erwiderte der vorgebliche Kadi, ſo ſeht in dieſen Topf und ſagt mir, wie lange es her iſt, ſeit man die Oliven, die ſich darin befinden, hinein gethan?“

Die Kaufleute thaten, als unterſuchten und koſteten ſie die Oliven, und bezeugten dem Kadi, daß ſie friſch und gut ſeyen.

„Ihr irrt euch, entgegnete der vorgebliche Kadi; hier iſt Ali Cogia, welcher ſagt, er habe ſie vor ſieben Jahren in den Topf gethan.“

Herr, erwiderten die vorgeblichen Kaufleute, die man als Sachverſtändige herbeigerufen, wir können dich verſichern, daß die Oliven von dieſem Jahre ſind; und wir behaupten, daß alle Kaufleute von Bagdad, keiner ausgenommen, daſſelbe Zeugniß wie wir geben würden.“

Der von Ali Cogia angeklagte Kaufmann öffnete den Mund, um dem Zeugniß der erfahrnen Kaufleute zu widerſprechen; aber der vorgebliche Kadi ließ im nicht Zeit dazu.

„Schweig, ſagte er, du biſt ein Räuber. Man ſtrangulire ihn.“

Hier endigten die Kinder ihr Spiel mit großem Jubel, indem ſie in die Hände klatſchten und über den vorgeblichen Verbrecher herfielen, um ihn zum Tode zu führen.

Unausſprechlich bewunderte der Calife Haronn Alraſchid die Klugheit und den Geiſt des Kindes, das ſo eben ein ſo weiſes Urtheil über die Sache gefällt, die des folgenden Tages in ſeiner Gegenwart vorgetragen werden ſollte. Er erhob ſich und fragte ſeinen Großvezier, der eben ſo aufmerkſam als er auf das geweſen, was eben vorgegangen, ob er das Urtheil des Kindes gehört, und was er davon denke.

„Beherrſcher der Gläubigen, erwiderte der Großvezier Giafar, ich bin höchſt erſtaunt über eine ſo große Weisheit in einem ſo zarten Alter!“

„Aber weißt du, ſagte der Calife, daß ich morgen dieſelbe Sache zu richten habe, und daß der wirkliche Ali Cogia mir heute eine Bittſchrift über dieſelbe eingereicht?“

„Ich vernehme es von Ew. Majeſtät, antwortete der Großvezier.“

„Glaubſt du, fuhr der Calife fort, daß ich ein anderes Urtheil über dieſelbe fällen könne, als dasjenige, das wir ſo eben gehört?“

„Wenn die Sache dieſelbe iſt, entgegnete der Großvezier, ſo dünkt mir, Ew. Majeſtät könnten ſie weder anders behandeln, noch anders richten.“

„Merke dir alſo dieſes Haus, ſagte der Calife, und bringe mir morgen das Kind, damit es dieſelbe Sache in meiner Gegenwart richte. Melde auch dem Kadi, der den diebiſchen Kaufmann freigeſprochen, ſich in meinem Gerichtsſaal einzuſtellen, damit er ſeine Pflicht von dem Beiſpiele eines Kindes lerne und ſich beſſere. Auch will ich, daß du dafür ſorgeſt, daß Ali Cogia benachrichtigt werde, ſeinen Oliventopf mitzubringen, und daß zwei Olivenhändler bei meiner Audienz zugegen ſeyen.“

Der Calife ertheilte dieſen Befehl, indem er ſeinen kleinen Streifzug fortſetzte. Endlich kehrte er nach Hauſe, ohne auf etwas anderes zu ſtoßen, das ſeine Aufmerkſamkeit verdient hätte.

Des andern Tages kam der Großvezier Giafar in das Haus, wo der Calife Zeuge des Spiels der Kinder geweſen, und verlangte den Gebieter des Hauſes zu ſprechen. Er war ausgegangen, und man brachte ihn zu der Gebieterin. Er fragte ſie, ob ſie Kinder habe? „Drei,“ erwiderte ſie, und ließ dieſelben herbeirufen.

„Meine Kinder, fragte der Großvezier, welcher von euch machte geſtern Abend den Kadi, als ihr zuſammen ſpieltet?“

Der Größte, welcher der Aelteſte war, erwiderte, daß er es ſey; und da er nicht wußte, warum man dieſe Frage an ihn richte, entfärbte er ſich.

„Komm mit mir, mein Sohn, ſagte der Großvezier, der Beherrſcher der Gläubigen will dich ſehen.“

Die Mutter war in großer Beſorgniß als ſie ſah, daß der Großvezier ihren Sohn fortführen wollte. Sie fragte ihn: „Herr, verlangt der Beherrſcher der Gläubigen meinen Sohn, um ihn mir zu entziehen?“

Der Großvezier beruhigte ſie, indem er ihr verſprach, ihr ihren Sohn in weniger als einer Stunde zurückzuſchicken, wo ſie dann die Urſache, warum er gerufen worden und über die ſie zufrieden ſeyn werde, vernehmen ſolle.

„Wenn dem ſo iſt, Herr, erwiderte die Mutter, ſo erlaube mir, daß ich ihm zuvor ein reichlicheres Kleid anziehen laſſe, das ihn würdiger mache, vor dem Beherrſcher der Gläubigen zu erſcheinen.“ Und ſie ließ ihn unverzüglich umkleiden.

Der Großvezier nahm das Kind mit ſich und ſtellte es dem Califen zu der Stunde vor, die er Ali Cogia und dem Kaufmann zum Gehör bebewillgt. (Schluß folgt.)

Das unvorſichtige Kind.

Rühre, was verwunden kann,
Niemals als ein Spielwerk an

Adolf war der Sohn eines Förſters. Einſt waren ſeine Eltern abweſend, da nahm er eine Flinte von der Wand und zielte im Scherze nach ſeiner ſiebenjährigen Schweſter. Die Flinte war geladen, daran dachte aber der unvorſichtige Adolf nicht. Er drückte los, und der Schuß gieng ſeiner Schweſter durch Lunge und Leber. Man denke ſich den Jammer der herbeieilenden Mutter, den Schrecken des Vaters und die Angſt des armen Adolfs. Die Schweſter ſtarb bald, und Adolf konnte nie mehr froh ſeyn. Er machte ſich immer die ſchrecklichſten Vorwürfe und ſtarb endlich an der Abzehrung.

Vergiß mein nicht.

Gedicht 13.

Freundlich glänzt an ſtiller Quelle,
Wie des Mondes Silberlicht,
Eine Blume zart und helle,
O, verbann' dies Blümchen nicht!

Schimmern, wie des Aethers Bläue
Wenn ihn kein Gewölk umflicht,
Iſt es ein Symbol der Treue.
Das zum Herzen tröſtend ſpricht.

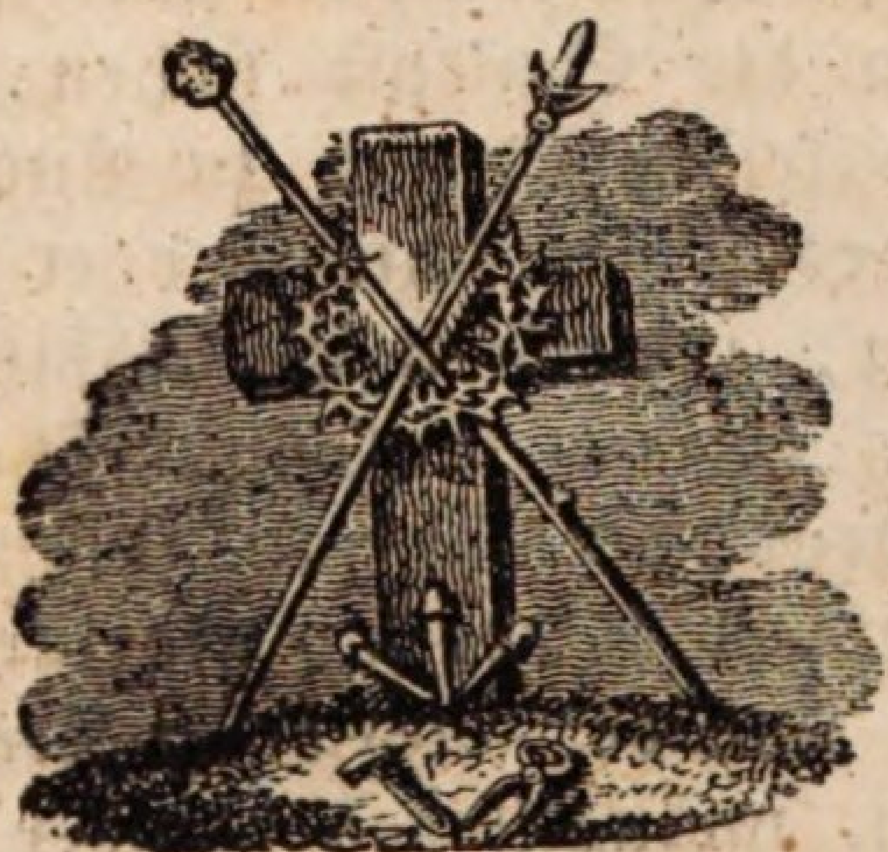
Mild, wie deiner Augen Sterne,
Wie verklärter Unſchuld Licht,
Ruft es warnend aus der Ferne;
O, vergiß, vergiß mein nicht!

Wann der Trennung Zähren fließen,
Folgſam dem Gebot der Pflicht,
Soll es deinem Pfad entſprießen,
Bittend: ach! vergiß mein nicht.

Doch, geliebte Seele, höre,
Ach, ſein Thau iſt eine Zähre,
Und ſie ſeufzt, vergiß mein nicht! —
Was aus jedem Blättchen ſpricht!

Das Kreuz.

Bild 11.



Gerne wohl möchteſt auch du des Kreuzes Herrlichkeit ſehen!
Beuge dich unter das Kreuz, ſo wird, was du wünſcheſt, geſchehn.

Die Meiſe.

Bild 12.

Immer denſelbigen Laut pfeift quinkelirend die Meiſe,
Immer beweglich; woher nähme ſie Zeit zum Geſang!

Charakter.

Erzählung 43.

Jeder Menſch hat eine ihm eigen gewordene Denk- und Handlungsart, durch die er ſich von Andern unterſcheidet; man nennt dieſe Charakter. Allein, es iſt nicht gleich, was der Menſch denkt, und wie er handelt; er muß einen ſittlichen, religiöſen Charakter ſich zu erwerben ſuchen; und daher immer nur das denken und thun, was die heilige Religion befiehlt, und mit den Sittengeſetzen übereinſtimmt; der Inbegriff des Eigenthümlichen, was ein Menſch nach und nach im ſittlichen Denken und Handeln annimmt und äußert, und was von andern ihn unterſcheidet, iſt ein ſittlicher oder moraliſcher Charakter.

Auch dem Kinde, dem Jünglinge und Mädchen iſt es ſehr nothwendig, nach und nach einen ſittlichen, religiöſen Charakter ſich zu verſchaffen, und von Tag zu Tag im Guten vollkommener und feſter zu werden. Kann ein Bäumchen einſt feſt gegen die Stürme ſtehen, wenn es nicht frühe ſeine Wurzeln ausbreitet, und feſten Grund zu finden ſucht? Kann ein Kind einſt gegen die Stürme des Mißgeſchickes oder der Verſuchung feſt ſtehen, wenn es nicht in ſittlichen, religiöſen Grundſätzen feſte Wurzel gefaßt hat? Nur wer nach ſittlichen, religiöſen Grundſätzen immer handelt, und ſie zur Richtſchnur ſeines Lebens gemacht hat, der hat Charakter; im Gegentheil heißt derjenige charakterlos, der ſich nie die Mühe gab, gute und feſte Grundſätze ſich zu geben, und der auch ohne Kraft iſt, ſie zu befolgen.

Darum beſtrebet euch, meine lieben Kinder, euch nach und nach rechte gute Grundſätze zu verſchaffen und immer nach denſelben zu leben, dann wird auch euer Charakter feſt und gut werden. Nur der Beſtändige allein iſt wahrer Tugend fähig; er allein iſt glücklich, wenn er auch hie und da ſeinen Grundſätzen ein Opfer bringen muß; er allein kann ſeinen Brüdern nützlich werden, weil er vor Allen ſchwere Thaten zu vollenden im Stande iſt, die der Unbeſtändige unvollendet läßt. Ein feſter Charakter gibt ſichere Ruhe. Der Unbeſtändige hat in widrigen Fällen keine ſichere Stütze,

worauf er ruhen könnte, weil er keine Wahrheit feſt hält; keine dauerhafte Freude, weil er keinen Gegenſtand der Freude feſt halten kann.

Laſſet deßwegen bei eueren Geſinnungen und Thaten die Geſetze der Tugend und Religion nie aus den Augen; ſo wie dieſe unveränderlich ſind, werdet auch ihr, wenn ihr nach ihnen handelt, beſtändig ſeyn. Machet euch ſchon im Voraus auf Hinderniſſe und Schwierigkeiten gefaßt, die euch in Ausführung euerer Entſchlüſſe entgegen kommen können, damit ihr dann, wenn ſie euch aufſtoßen, euch von ihnen nicht abſchrecken laſſet. Denket recht oft: ohne Kampf gibt es keinen Sieg, und ohne Sieg keine Tugend.

1. Benjamin Franklin wurde zu Boſton in Nordamerika den 17ten Januar 1706 von unbemittelten Aeltern geboren. So gern ihn ſein Vater, der die Fähigkeiten des Knaben früh bemerkte, den theologiſchen Studien gewidmet hätte, mußte er dieſen Plan doch aus Mangel an den nöthigen Mitteln wieder aufgeben, denn er war damals durch ſeine Profeſſion, die Färberei, nicht im Stande, ſeine Familie nur dürftig zu ernähren, und hatte ſie aus Noth mit dem Lichtziehen und Seifenſieden vertauſcht. Bei dieſer Arbeit mußte ihm ſein Sohn Benjamin hülfreiche Hand leiſten, der ſich für dieſe ihm widrige Beſchäftigung einigermaßen dadurch zu entſchädigen ſuchte, daß er in ſeinen Erholungsſtunden ſeinen Hang zum Leſen nützlicher Schriften befriedigte. Allein es ſtanden ihm dazu nicht viele Bücher von Auswahl zu Gebote, als die wenigen, meiſt gottesgelehrte und ſittliche Schriften, welche ſich in der Bibliothek ſeines Vaters vorfanden. Schon als Jüngling faßte er den ſchönen, aber ſchwierigen Gedanken: moraliſch vollkommen zu werden. Er wollte ſein Leben ohne Fehler vollbringen, und ſich unabhängig von Allem machen, was ihn dazu verleiten könnte, nämlich Neigung, Geſellſchaft und Gewohnheit. Da er glaubte, in einem Alter zu ſtehen, in welchem er Gutes und Böſes von einander unterſcheiden könne, ſo glaubte er auch im Stande zu ſeyn, jenes zu thun, und dieſes zu laſſen; aber er ſah bald, daß er ſich etwas vorgenommen hatte, was ſeine Kräfte überſtieg. Denn indem er bisweilen darauf dachte, ſich vor einem Fehler zu hüten, ſo fiel er unverſehens in einen andern. Die Gewohnheit ſchläferte ſeine Aufmerkſamkeit ein, und die Neigung übermannte ſeine Vernunft.

Allein Franklin verlor den Muth dennoch nicht, ſich einen ſittlichen, feſten Charakter zu verſchaffen. Jene Erfahrungen brachten ihn zu dem Schluſſe, daß die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit, moraliſch vollkommen und charakterfeſt zu werden, nicht hinreiche, Fehler zu vermeiden; ſondern daß man vor allen Dingen ſchändliche Gewohnheiten unterdrücken, und nützliche ſich eigen machen müſſe, ehe man durchaus gut handeln könne. Um dieſes nun auszuführen, bediente er ſich einer ganz eigenen Methode. Höret, wie er es anging, ſich einen ſittlichen Charakter zu verſchaffen.

(Schluß folgt.)

Der Olivent opf

oder

Geſchichte des Ali Cogia, Kaufmann zu Bagdad.

(Schluß).

Der Califе, welcher ſah, daß das Kind etwas befangen war, und der es auf das vorbereiten wollte, was er von ihm erwartete, ſagte liebreich:

„Komm, mein Sohn, nähere dich. Biſt du es, der geſtern die Sache Ali Cogia's und des Kaufmanns richtete, der ihm Gold geſtohlen? Ich habe dich geſehen und gehört: ich bin mit dir zufrieden.“

Der Knabe verlor die Faſſung nicht; er erwiderte beſcheiden, daß er es ſey.

„Mein Sohn, entgegnete der Calife, ich will dich heute den wirklichen Ali Cogia und den wirklichen Kaufmann ſehen laſſen. Komm, ſetze dich neben mich.“

Er nahm den Knaben bei der Hand und beſtieg ſeinen Thron; und bis das Kind in ſeiner Nähe Platz genommen, fragte er, wo die Partheien ſeien. Man ließ ſie eintreten, und nannte ſie ihm, während ſie ſich niederwarfen und den Teppich des Thrones mit der Stirne berührten. Als ſie ſich erhoben hatten, ſagte der Calife zu ihnen:

„Jede von euch trage ſeine Sache vor: dieſes Kind hier wird euch anhören und euch Gerechtigkeit widerfahren laſſen; und wenn es in irgend einem Punkte fehlt, ſo werde ich ergänzen.“

Ali Cogia und der Kaufmann ſprachen einer nach dem andern, und als der Kaufmann den Eid zu ſchwören verlangte, den er bereits vor dem Kadi abgelegt, da ſagte das Kind, daß hierzu noch nicht Zeit und es vorher rathſam ſey, den Oliventopf zu ſehen.

Bei dieſen Worten zeigte Ali Cogia den Topf vor, nachdem er den Deckel von demſelben genommen, und ſtellte ihn zu den Füßen des Califen. Der Calife betrachtete die Oliven, nahm eine derſelben und verſuchte ſie. Der Topf wurde den Olivenhändlern, die man herbeigerufen, zur Unterſuchung gegeben; und ihr Bericht war: die Oliven ſeien gut und von dieſem Jahre. Das Kind ſagte ihnen, Ali Cogia verſichere, ſie vor ſieben Jahren in den Topf gethan zu haben; worauf ſie dieſelbe Antwort gaben, wie die Kinder, die beim geſtrigen Spiel die Olivenhändler vorgeſtellt.

Obgleich hier der angeklagte Kaufmann wohl ſah, daß die beiden Olivenhändler ſo eben ſeine Verurtheilung ausgeſprochen, verſuchte er dennoch etwas zu ſeiner Rechtfertigung anzuführen; aber das Kind hütete ſich wohl, ihm den Strang zuzuſprechen, es betrachtete den Califen:

„Beherrſcher der Gläubigen, ſagte es, dieſes hier iſt kein Spiel: Deiner Majeſtät kommt es zu, ernſtlich zum Tode zu verurtheilen, und nicht mir, der ich es geſtern nur im Scherze that.“

Vollkommen von der Treuloſigkeit des Kaufmanns überzeugt, übergab der Calife ihn den Dienern der Gerechtigkeit, um ihn ſtranguliren zu laſſen; dieß wurde vollzogen, nachdem er geſtanden, wohin er die tauſend Goldſtücke verborgen, die Ali Cogia wiedergegeben wurden. Voll Gerechtigkeit und Billigkeit ermahnte der Calife den anweſenden Kadi, der das erſte Urtheil in dieſer Sache gefällt, von einem Kinde Genauigkeit in ſeinen Amtsverrichtungen zu lernen; dann umarmte er das Kind und ſandte es mit einer Börſe von hundert Goldſtücken nach Hauſe, die er ihm zum Zeichen ſeines Wohlwollens überreichen ließ.

Kindesunſchuld.

Bild 13.

Kindesunſchuld nennſt du himmliſch; — wohl ein zarter Wiederſchein
Mag des Kindes Sinn und Lächeln von des Himmels Unſchuld ſeyn;
Aber ach, wie Lenzes Blühte welket jene und vergeht,
Wenn aus Nacht und Licht geboren dieſe wie ein Stern beſteht.

Der Schmetterling.

Bild 14.

Kriechender Raupe Geburt, und wiederum Raupen gebärend,
Schmetterling, biſt du das Bild bunter vergänglicher Luſt.

Die Kröte.

Bild 15.

Scheußliche Warze der Nacht, bewohnt dich ein Geiſt aus der Hölle?
Oder iſts hämiſcher Neid, was in den Augen dir glüht?

Charakter.

(Schluß.)

Er brachte unter zwölf Tugendnamen alles, was er für nöthig und nützlich hielt, und fügte jedem eine kurze Regel bei, die ihm mit wenig Worten ſagte, was er thun müſſe. Folgendes waren ſeine Tugenden mit ihren Regeln.

1. Nüchternheit. Iß nie ſo viel, daß dich die Speiſe drückt; trink nie ſo viel, daß dein Kopf beläſtiget wird.

2. Verſchwiegenheit. Sage nichts, als was dir und Andern nützlich ſeyn kann. Vermeide jede geiſtloſe Unterhaltung.

3. Ordnung. Jede Sache habe ihre Stelle, und jedes Geſchäft ſeine Zeit.

4. Entſchloſſenheit. Hege ſtets den Vorſatz, das zu thun, was deine Schuldigkeit iſt, und was du einmal beſchloſſen haſt, das nimm nicht zurück.

5. Sparſamkeit. Mache keinen Aufwand, als der dir und andern nützlich iſt; gieb nichts zwecklos aus.

6. Thätigkeit. Sey nie müßig, ſonders ſtets mit etwas Nützlichem beſchäftigt; nie werde etwas Unnützes gethan.

7. Aufrichtigkeit. Bediene dich nie einer ſchädlichen Verſtellung. Deine Gedanken ſeyen, wie deine Reden, arglos und gerecht.

8. Mäßigung. Vermeide alles Uebertriebene (Extrem). Laß dich nie von Beleidigungen aufbringen, ſelbſt wenn ſie ſchwer ſind.

9. Reinlichkeit. Dulde keine Unſauberkeit am Körper, an Wohnung oder Bekleidung.

10. Gemüthsruhe. Laß dich nie durch Kleinigkeiten, gewöhnliche oder unvermeidliche Vorfälle, aus deiner Faſſung bringen.

11. Gerechtigkeit. Behandle einen Jeden nach ſeinem Verdienſte, und was du willſt, daß dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch.

12. Keuſchheit. Gieb nie einem unheiligen Gedanken in deinem Herzen Raum, und bedenke, welch ein ſeliges Gefühl es ſey, eines reinen Herzens zu ſeyn.

Nach des Pythagoras, eines großen Weltweiſen, Rath, glaubte er, daß eine tägliche Prüfung mit ſich nöthig ſey; daher prüfte er ſich an jedem Abende über jede der obigen Tugenden. Er nahm ſich jede Woche aber nur eine Tugend vor; aber er hütete ſich wohl, gegen dieſe den leichteſten Verſtoß zu begehen. Jeden Abend überdachte er den vollbrachten Tag, und bezeichnete jeden Fehler mit einem Dintenſtreiche.

Auf dieſe Art erwarb ſich Franklin einen feſten, ſittlichen Charakter, und große Vollkommenheit in der Tugend. Er errichtete eine Buchdruckerei in Philadelphia, ſtudierte unermüdet, ſammelte ſich ausgezeichnete Kenntniſſe, erhielt im Jahre 1743 den ehrenvollen Auftrag, den Plan der philoſophiſchen Geſellſchaft von Amerika genauer zu entwerfen. Die Erfindung des Gewitterableiters machte ſeinen Namen durch ganz Europa bekannt. Er erwarb ſich große Verdienſte um ſein Vaterland bei der Anerkennung der Unabhängigkeit der dreizehn vereinigten Staaten von Nordamerika, und alles wetteiferte, dem edlen Manne Beweiſe der Achtung und Dankbarkeit zu geben. Er ſtarb, bis an ſeinen Tod für das Wohl ſeiner Mitbürger ununterbrochen thätig, am 17ten April 1790.

Ihr ſehet aus dieſer Geſchichte, meine lieben Kinder, wie weit der Menſch in der Tugend es bringen könne, wenn ſein Wille ernſt und feſt iſt. Möchtet ihr Alle jene Regel euch merken, und darnach leben, und ihr werdet gewiß einen ſittlichen Charakter euch eigen machen.

2. In dem Herzen des Herzog Chriſtoph von Würtemberg äußerten ſich ſchon frühzeitig die vortrefflichen Wirkungen der Gottesfurcht und Liebe zur Tugend. Als junger Prinz hielt er ſich acht Jahre lang am franzöſiſchen, und faſt eben ſo lange am öſterreichiſchen Hofe auf, und wurde überall mit der größten Achtung und Auszeichnung behandelt, und zu anſehnlichen Militärſtellen befördert. Aber weder die Pracht und üppige Lebensart bei Hofe, noch das ſo leicht zu Untugenden verleitende Leben im Kriege waren im Stande, ihn zur Untreue gegen ſeine, ſchon in früheſter Jugend, erlangten guten Ueberzeugung von Chriſtenpflicht und Chriſtenglückſeligkeit, oder gegen ſeine Grundſätze zu verleiten. Feſt und unwandelbar blieb er ſtehen in dem Vorſatze, tugendhaft zu leben, und nichts vermochten gegen ihn alle Lockungen und Reitze des Hoflebens. Die vielen, in der Schule der Leiden gemachten Erfahrungen dienten ihm zu ſeiner Veredlung und Stärkung im Guten. Als ein Held widerſtand er den öftern Verſuchungen zum Unrecht und zur Sünde, und dieſer ſchöne ſittliche Charakter ward ihm noch eigen als nachmaliger Regent, indem er ſeinen Unterthanen mit dem ſchönen Beiſpiele des Guten vorleuchtete, und durch die vortheilhafteſten Einrichtungen im geiſtlichen und weltlichen Fache ſich ein unvergängliches Verdienſt, und in den Herzen der Nachkommen ein bleibendes Denkmal erwarb und errichtete.

Denket an den Prinzen Chriſtoph, meine lieben Kinder, wenn ihr verſucht oder gereizt werdet, eueren gefaßten Grundſätzen und Entſchlüſſen untreu zu werden. Nur wer feſt im Kampfe iſt, erlangt den Sieg.

3. Die Tugend fordert, daß man ihr manches Opfer bringe; wer dieſes nicht zu thun vermag, wird nie vollkommen werden. Wer Religion und Tugend aber immer im Auge hat, wird freudig auch dem Angenehmen entſagen, wenn er weiß, daß dieſe es fordern, und dennoch glücklich ſich fühlen.

Eliſe Embert, die Tochter eines franzöſiſchen Bürgers, verdient wegen ihrer tiefen Hochachtung für das edelſte Gut, welches Menſchen und Chriſten beſitzen ſollen, für Religion und Tugend, als ein charakterfeſtes, vortreffliches Mädchen genannt zu werden. Ihr ehrwürdiger, religiöſer Charakter wird aus folgendem Umſtande in einer der wichtigſten Angelegenheiten ihres Lebens ſichtbar. Sie war mit einem jungen Manne verſprochen, und ſollte ihm in einigen Tagen angetraut werden. Am Abende vor der Hochzeit befand ſich der Bräutigam in einer Geſellſchaft mit ſeiner Braut; er war munter, ſprach viel, und in der Selbſtgefälligkeit, Alles um ſich her luſtig zu machen, kamen ſeine Scherze auch auf Religion. Die Braut verwies es ihm liebreich; er aber lehnte den Verweis mit dem Tone des Weltmannes ab, der nicht ſo kleinſtädtiſch ſcheinen will, auf Gott und Religion zu achten. Das Mädchen erſchrack, faßte ſich aber ſogleich und ſagte: „Von dieſem Augenblicke an, da ich bemerke, daß Ihnen die Religion nicht ehrwürdig iſt, bin ich nicht mehr die Ihrige; wer Gott nicht liebt und die Religion nicht achtet, kann ſeine Frau weder redlich lieben, noch achten.“ Standhaft blieb Eliſe bei ihrem Entſchluſſe, und nichts vermochte ſie, ihn zurückzunehmen. Umſonſt wollte jetzt der Bräutigam

Gefühle für Religion und Unſchuld heucheln; ſie verabſcheute ihn nur deſto mehr, und dankte der Vorſehung, die ihr einen ſolchen Wink gab, vor großem Unglücke ſich zu bewahren. Umſonſt verſuchten Aeltern und Verwandte, die Sache beizulegen. Eliſe blieb bei ihrem Entſchluſſe, und die Obrigkeit und alle Rechtſchaffenen, die davon hörten, billigten ihre edlen Grundſätze.

Was wäre mehr zu wünſchen, als daß alle Mädchen, die in Eliſens Verhältniſſe kommen, ihr nachahmen und erkennen würden, daß nur ein religiöſer, ſittlicher Charakter wechſelſeitige Achtung und Liebe, und ſomit der Ehe Glück, gründen und ſichern könne? Dann wäre viel Elend und Unglück in Ehen weniger zu treffen; denn es iſt eine durch Erfahrung erprobte Wahrheit, daß ohne wahres, tiefes Gefühl für Religion und Tugend, ohne feſte, religiöſe Grundſätze, keine enge Verbindung zwiſchen mehreren Perſonen, am wenigſten das engſte, heiligſte Band in der menſchlichen Geſellſchaft, die Ehe, weder diejenige Feſtigkeit und Dauer erhalten, noch das Glück und den Segen zur Folge haben könne, den man ſich verſpricht.

Barmherzigkeit.

Erzählung 44.

Nicht lauter Glückliche giebt es auf Erden, ſondern auch ſehr viele Unglückliche, die von mancher herben Sorge und Noth gedrückt ſind. Gegen dieſe ein theilnehmendes Mitgefühl zeigen, und ihnen nach unſerm Vermögen Hülfe zu leiſten, iſt eine heilige Pflicht des Chriſten. Das lebhafte Mitgefühl mit dem Leiden und dem Elende Anderer, verbunden mit dem thätigen Beſtreben, demſelben abzuhelfen, oder es zu vermindern, iſt Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit, die Theilnahme an der Noth Anderer, das Mitleiden beim Leiden ſeines Nebenmenſchen, der innige Drang des Herzens, ſeine Schmerzen zu lindern, ſeine Laſten, ſo viel an uns liegt, zu erleichtern, ihrer Noth, ihrem Elende, ſo viel möglich, abzuhelfen, oder, wenn wir das durch uns ſelbſt nicht können, Andere für ſie um Hülfe anzuſprechen; zu tröſten die Unglücklichen, und angenehme, heitere Gedanken in ihnen zu erwecken; — welch eine ſüße, edle, verehrungswürdige Tugend iſt dies! Der Barmherzige giebt mit größerer Freude, als er von Andern empfängt; er vergißt ſein eigenes Glück und Unglück in dem Unglücke des Andern. Er lebt gleichſam nur in der Freude, dem Leidenden Erleichterung und Freude zu verſchaffen. Er hat in ſeinem Herzen eine unerſchöpfliche Quelle des edelſten, des menſchlichſten Genuſſes. Alle guten, empfindſamen, edlen Seelen ſehen den Barmherzigen mit Vergnügen, mit unwandelbarer Liebe an, und ſchenken ihm alle Achtung. Er hat aber auch das Recht, in jeder Noth Barmherzigkeit von andern Menſchen zu erwarten, und das unſchätzbare Glück, einen barmherzigen, gnädigen Gott zu glauben, welcher dem Barmherzigen gerne vergibt.

Laßt doch, geliebte Kinder, die ſchöne Tugend der Barmherzigkeit euer Herz ergreifen; wie glücklich werdet ihr euch fühlen! Es gab immer Kinder, welche barmherzig gegen Unglückliche waren. Höret nun, ich will euch von ihnen erzählen. (Schluß folgt.)

Das Lamm.

Bild 16.

Wunderbar! ein Thier, unſchuldig an Geſtalt und ſchwach an Weſen,
Hat, nachdem der Menſch gefallen, ſich der Herr zum Bild' erleſen.

Die Bachſtelze.

Bild 17.

Ackermännchen, ſo nennt dich der Ackersmann; denn auf ſein Feld
Folgeſt du ſinnig ihm nach, wenn er die Furchen beſtellt.
Nicht um die Luſt des Geſangs — du zwitſcherſt nur — hält er dich werth,
Sondern dieweil dich der Herr ohne Arbeit ernährt.

Das Schmetterlings-Ei.

Bild 18.

Schon das Eichen umſchließt des zukünftigen Schmetterlings Umriß,
Und durch die Raupengeſtalt geht zur Vollendung der Weg.

Barmherzigkeit.

(Schluß.)

Prinzeſſin Eliſabeth, nachmalige Landgräfin von Thüringen, zeichnete ſich ſchon in zarter Jugend durch ein ſehr gefühlvolles, mitleidiges Herz aus, und ſuchte ſich den ſchönen Umfang jener Tugenden anzueignen, womit die erhabene Mutter, Eleutheria, ſo herrlich ihr vorleuchtete. Schon in ihrem ſechsten Lebensjahre lieferte ſie hievon die ſchönſten Proben.

Eines Nachmittags ſchritt Eliſabeth an der Hand einer Kammermagd aus der Burgkapelle, wo ſie gerne zu verweilen pflegte. Bald fiel ihr Blick auf ein äußerſt leicht und ſchlecht gekleidetes Taglöhnerskind, welches jämmerlich am ganzen Leibe vor Froſt zu erzittern anfing. Da ward nun die gute kleine Prinzeſſin ſo ſehr gerührt, daß ſie mit der Bewilligung ihrer Wärterin ihr eigenes ſeidenes Mäntelchen abzog, damit gar mildthätig das arme, mit den Zähnen klappernde, Kind überhüllte, und das mit wärmender Wolle gefütterte Oberkleid ſo lange demſelben zu laſſen verſprach, bis ſie ihm aus der freigebigen Hand ihrer fürſtlichen Mutter andere Kleidungsſtücke herbeigebracht haben würde. Mit weinenden Augen näherte ſich bald hierauf Eliſabeth ihrer guten Mutter, und trug derſelben in den rührendſten Ausdrücken den erbarmungswürdigen Kleiderzuſtand des außer der Kapelle getroffenen armen Mädchens vor. Nichts glich der innigen Freude ihres Herzens, als ſie nun die erbetene Erlaubniß bekam, aus ihrem eigenen Kleiderſchrank ein wärmendes Gewand, und aus der Sparbüchſe einen Geldbeitrag für das arme Kind herausnehmen zu dürfen. Unverweilt ſchickte ſie Alles dem armen Mädchen.

Je mehr Eliſabeths Leben an Jahren ſich mehrte, ſo dehnte ſich auch immer mehr der Umfang ihrer vortrefflichen Seelen-Eigenſchaften über das Leben ihrer Mitmenſchen aus, und vorzüglich wuchs in ihr die Tugend der erbarmenden Wohlthätigkeit.

Einſt war Eliſabeth in der Küche, und hörte die Mägde von dem höchſt elenden Zuſtande eines alten Stadtgärtners plaudern, welcher ſchon ſeit längerer Zeit krank und von allen Menſchen verlaſſen ſey. Jene bemerkten ſodann, daß der hungerige Balthaſar gewiß froh ſeyn und laut Gott danken würde, wenn er manchmal nur ein wenig von der Suppe erhalten könnte, womit in der Burg die herrſchaftlichen Jagdhunde gefüttert würden. In das Herz der mitleidigen Prinzeſſin fuhr dieſe Aeußerung, wie ein ſchneidender Dolch; ſie wurde unruhig; ſuchte von den Mägden die Gegend zu erfahren, in welcher die Wohnung des armen Balthaſar lag, und fand in der Hofburg keine Raſt und Ruhe mehr. Es war ſpät am Abend; da ſchlich Eliſabeth noch aus dem Schloſſe in die Stadt und ſuchte ſo lange, bis ſie das niedere Gartenhäuschen des armen Balthaſar fand. Helle Thränen glänzten in den Augen der erhabenen Jungfrau, als ſie hier das äußerſte menſchliche Elend und die größte Verlaſſenheit erblickte, denen der arme, eisgraue Mann preis gegeben war. Die Entkräftung ſeines Körpers war ſchon ſo groß, daß er kaum mehr mit gebrochenen Worten der Eintretenden den Zuſtand ſeiner Unpäßlichkeit klagen und ihr andeuten konnte, daß bereits ſeit fünf Tagen keine warme Speiſe mehr ſeine Lippen berührt habe. Eliſa-

beth ſah ein, daß hier ſchleunige Hülfe nöthig, und daß ſie von Gott ſelbſt zur Erhaltung eines Menſchenlebens in die Hütte der Armuth geleitet worden ſey. Schnell überlegte ſie, gieng, und blieb wieder ſtehen. Es war zur Burg zu weit, und es würde großes Aufſehen gemacht haben, noch ſo ſpät in der Küche Speiſen beſtellen zu wollen. Alle Hausthüren waren geſchloſſen, und wo ſollte in den bürgerlichen Wohnungen noch ein warmer Reſt ſtärkender Fleiſchbrühe zu finden ſeyn? Auf einmal fiel ihr bei, daß nicht ferne vom Gärtchen Balthaſars die Gattin eines fürſtlichen Rentmeiſters wohne, welche vor einigen Jahren noch als Kammerjungfer in fürſtlichen Dienſten ſich befunden habe. Schnell eilte Eliſabeth zu dieſer Wohnung, und ſah, zur innigen Freude ihres Herzens, noch die Fenſter des untern Stockwerks von Licht erhellt. Vorſichtig zog ſie das Thürglöcklein, und es währte nicht lange, ſo öffnete ſich die Thüre, und es erſchien Frau Gertrud im häuslichen Schlafrocke. Nicht wenig ſtaunte dieſe in der Eintretenden die Prinzeſſin zu erblicken. Eliſabeth ließ nicht lange fragen, ſondern ergriff, noch ſchnell athmend von der Anſtrengung ängſtlicher Eile, die Hand der ihr bekannten Rentmeiſterin, und bat ſie um Gottes= und eines Menſchenlebens willen um etwas warme Fleiſchbrühe. Schnell eilte die Rentmeiſterin, und Eliſabeth ſah dieſe zu ihrem Erſtaunen bald wieder mit Suppe und eingemachtem Geflügel eintreten. „Gnädiges Fräulein!“ — ſagte die Rentmeiſterin, — „ich ſtelle mir wohl vor, wozu Ihr dieſes verwendet. Es iſt das Nachteſſen für meinen Mann, der jeden Augenblick von einer amtlichen Geſchäftsreiſe zurückkehren wird. Er wird wohl hungrig ſeyn; aber ich will es ſchon verfechten, und meinen lieben Rupert zufrieden ſtellen, wenn ich ſage, in welche Hände und zu welchem Zwecke ich ſein Abendeſſen abgegeben habe. Beliebet mir nur zu ſagen, wohin ich mit dieſen Gerichten folgen ſoll.“

„O nicht doch! — erwiderte Eliſabeth, — gebt nur her; es hat Eile, ich will ſchon ſelbſt gehen; harret nur eueres Gemahls; gebt, gebt, ich danke euch herzlich!“ — und mit dieſen Worten war ſie ſchon mit der Speiſe fort, und bald in der Hütte des kranken Gärtners. Sie richtete das Haupt des Greiſen auf, und legte es ſanft auf das einzige Bettkiſſen. Mit der Milde eines Engels flößte ſie dem Munde des Kranken, mit Hülfe eines gefundenen hölzernen Löffels, die nährende Fleiſchbrühe ein. Wie freute ſich die edle Jungfrau, als ſie durch die eingeſchlürfte Speiſe den armen Kranken erquickt, und neu belebt ſah! Bald kam er zur Beſinnung, und wollte reden, danken für die Wohlthat, welche eine mitleidige, fremde Hand ihm geſpendet hatte. Eliſabeth's Scharfblicke entgeht nicht die auf den Lippen des Greiſen ſchwebende Frage, und mit holder Freundlichkeit fragte ihn die Jungfrau, die wie ein himmliſcher Schutzgeiſt rein und fromm vor ihm ſtand, was ihm wohl am Herzen liege? Der Alte ſeufzte und klagte, daß ſeine Tochter Kundel ihn ſeit drei Jahren, wo ſie mit ihrem Bräutigam Martin fortgezogen, nicht mehr beſucht und verlaſſen habe. Dieſe Klage des Schmerzes und Kummers drang an das theilnehmende Herz der Prinzeſſin. Mit ſanfter Stimme ſuchte ſie das betrübte Herz des verlaſſenen Vaters wieder aufzurichten, und tröſtete ihn mit der Hoffnung, ſeine Tochter werde ihn gewiß nicht vergeſſen, und bald ihn beſuchen. Sie bat ihn, unterdeſſen ſie als Pflegerin und Krankenwärterin anzunehmen, und verſprach ihm, mit aller Treue ihn, wie den eigenen Vater, zu pflegen. Solche Liebe richtete das betrübte

Herz des alten Balthaſar wieder auf; Eliſabeth verſprach ihm außerdem, im Schloſſe ſich heute noch für ihn zu verwenden, daß er in ſeinem Alter Unterſtützung erhalten ſolle. Deſſen freute ſich Balthaſar ſehr, und weinte Thränen der Dankbarkeit und froher Hoffnung.

Schon hatte Eliſabeth zur Beurlaubung dem Greiſen die Hand geboten, und wollte wieder nach Hauſe eilen, als die Thüre ſich öffnete, und — die Fürſtin Eleutheria, von einer Dienerin begleitet, in die kleine Krankenſtube trat. Sie hatte ihre Tochter vor dem Schlafengehen vermißt, geſucht, und von den Mägden vernommen, daß ſie gewiß, nach der Erzählung von dem kranken Balthaſar, zu dieſem gegangen ſeyn werde. Die Fürſtin war gewiß, daß nur der edle Trieb, dem nothleidenden Alten Hülfe zu leiſten, in der Nacht noch ihre gute Tochter in die Wohnung der Armuth geleitet haben werde. Sie ging ſelbſt in Küche und Keller, füllte einen Korb, nahm Licht, und eilte der Gärtner-Wohnung zu.

Wer zeichnet würdig und treffend genug das entzückte Antlitz der fürſtlichen Mutter, als ſie leiſe ſpähend durch die kleinen Fenſterſcheiben des Gärtner-Häuschens auf das ärmliche Bette des Alten ſah, und in der Nähe deſſelben die zwölfjährige Tochter erblickte, wie ſie ſich ſo eben mit freundlicher Güte über den verlaſſenen, kranken Greis hinneigte, dem Entkräfteten ſtärkende Speiſe und ſanften Troſt einzuflößen bemüht war! Freudig drückte die Fürſtin ihre edle Tochter an das treue Mutterherz. Eliſabeth erhielt Erlaubniß, die Krankenpflege fortſetzen zu dürfen, und Anne, die Begleiterin, mußte abwechſelnd mit der Prinzeſſin den Kranken warten und pflegen, welcher durch die kräftigen Speiſen und den guten Wein bald wieder ſich erholte.

Nach Verlauf eines Monats ſtieg Balthaſar wieder die fürſtliche Treppe hinauf, um den Dank ſeines Herzens der gütigſten Fürſtin und ihrer edlen Tochter in ſchwachen Worten auszuſprechen. Lange ſtand der Arme, durch fürſtliche Milde neugekleidete, Balthaſar vor Eleutheria und Eliſabeth; er konnte die Worte des Dankes nicht finden, aber deſto mehr weinte ſein Auge. Endlich dankte er herzlich, und ſank im Uebermaße der dankbarſten Empfindungen auf die Kniee nieder, und ſetzte zugleich vor die Füße der Durchlauchtigſten ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit — ſorgſam gepflegte Blumen. Die gute Eliſabeth hob den armen Balthaſar auf, und ſprach liebevoll zu ihm, eine Thräne im Auge bei der ſüßen Erinnerung an das himmliſche Werk der Barmherzigkeit, eine Thräne, die mehr werth war, als die größte und koſtbarſte Perle.

Möchten ſolche Thränen, die Thränen der ſüßen Erinnerung an ausgeübte Werke der Liebe und Barmherzigkeit oft, recht oft in euern Augen glänzen!

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Der Schutzgeist oder Führer und Begleiter der Jugend Ein Bildungs- und Unterhaltungsbuch in einer auserlesenen Sammlung lehrreicher Fabeln, Gedichten, Liedern, Legenden, Parabeln, Denksprüchen

Augsburg 1839

Paed.pr. 3388
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10761226-0